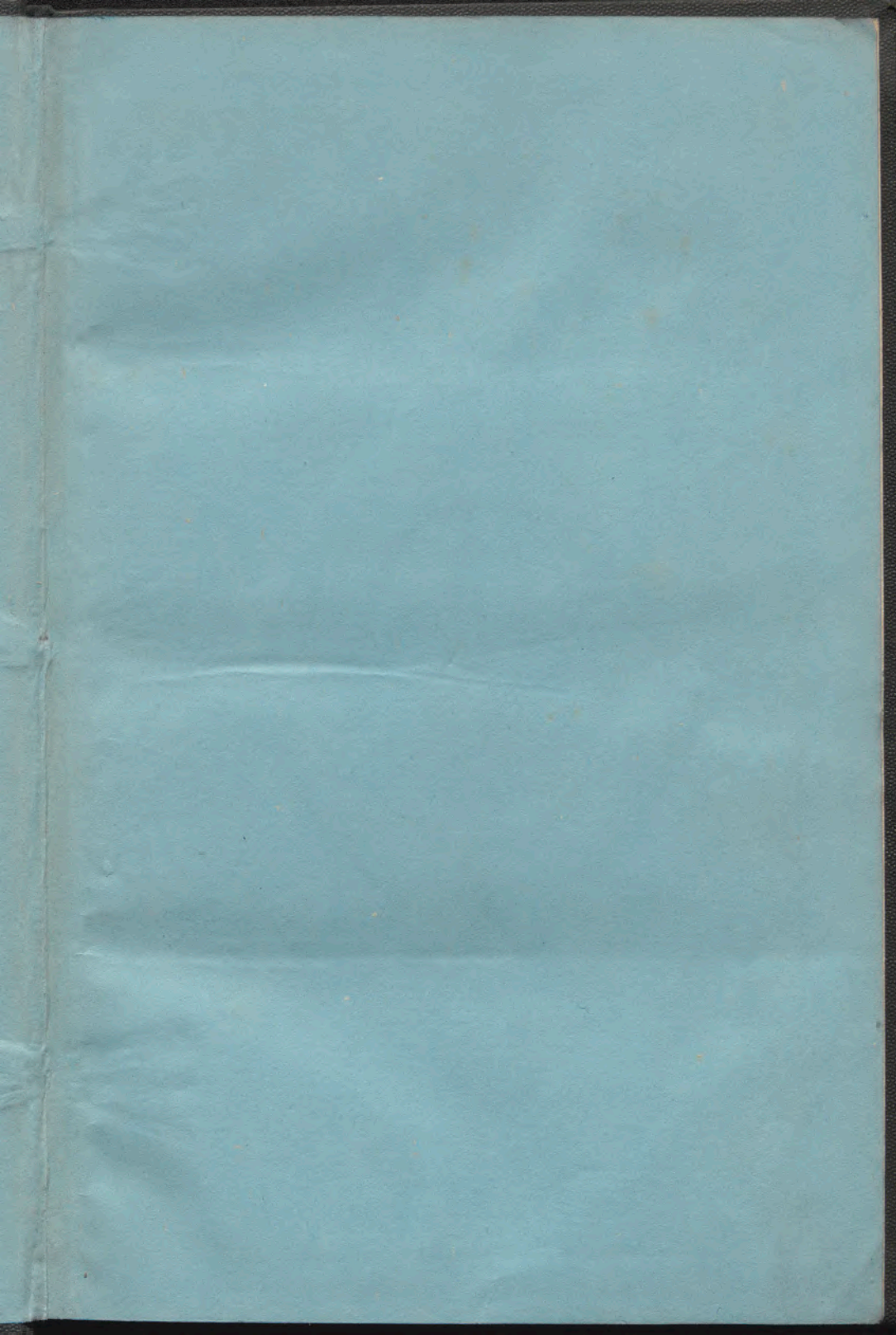
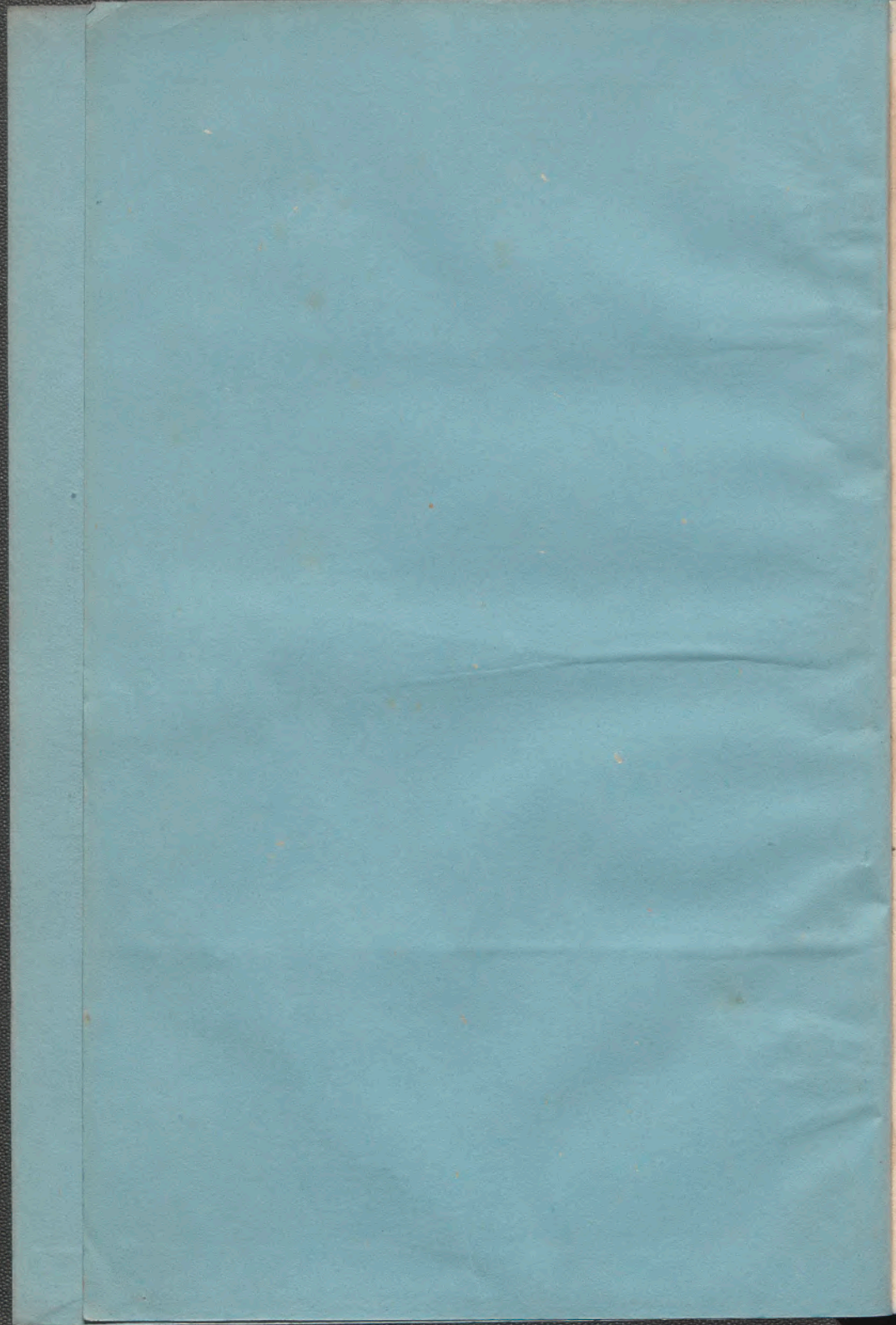


TMW-Bibl
16.945/1





Reisefskizzen aus Nord-Ost-Afrika

oder

den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern

Egypten, Nubien, Sennahr, Koffeeres und Kordofahn

gesammelt

auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen

von

Dr. Alfred Edmund Brehm,

Mitgliede der kais. leopold.-karol. Akademie der Naturforscher und
anderer gelehrten Gesellschaften.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.“
Eichendorff.

*Bot. allg. Zeit. 13.
N. N. 352*

~~Lehrbuch~~
~~der Botanik~~ Zweite unveränderte Ausgabe.
~~von~~ ~~Friedrich~~ ~~Mauke~~



Erster Theil.

Reise von Egypten nach Kordofahn und zurück.

————— **VERLAG** —————

Jena,

Druck und Verlag von Friedrich Mauke.

1862.

16945 - / 1

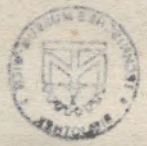
WILLIAMSON AND COMPANY

General Agents for the
Sole and Retail for British Goods

1807

WILLIAMSON AND COMPANY
1807

WILLIAMSON AND COMPANY
1807



WILLIAMSON AND COMPANY
1807

18948

V o r w o r t.

Skizzen sind es, die ich bringe; ich sende sie anspruchslos hinaus in die Welt. Sie enthalten die Erzählung meiner Erlebnisse während fünfjähriger Reisen in Nord=Ost=Afrika in möglichster Kürze und gelegentliche Bemerkungen über die Länder, welche ich berührte und deren Bewohner; sie können keine vollständige und sollen keine wissenschaftliche Arbeit sein.

Es war nicht meine Absicht, Etwas über meine Reisen zu veröffentlichen. Ich schrieb meine Tagebücher, um in späteren Zeiten Anhaltspunkte für Erinnerungen, welche ewig in mir leben werden, zu erhalten und richtete sie auf die Herausgabe eines Reiseberichts nicht ein. Aber meine Gönner haben mich aufgefordert und meine Freunde mich gebeten, das Wenige, was ich ihnen daraus vorlesen konnte oder zu erzählen wußte, auch einem größeren Publikum mitzutheilen. So sind die vorliegenden Blätter entstanden. Daß sie viele Mängel enthalten, fühle ich am Lebhaftesten selbst. Ich will aber zu meiner Ent-

schuldigung anführen, daß meine Reiseskizzen ein Erstlingsversuch sind und erst geschrieben wurden, nachdem die beste Gelegenheit, mich auf eine Reisebeschreibung vorzubereiten, bereits vorüber war. Und deshalb bitte ich, meine Arbeit mild zu beurtheilen.

Meine Mittheilungen sind die eines in Nord=Ost=Afrika schon fast Eingebürgerten. In der langen Zeit meines Aufenthalts daselbst habe ich gelernt, Beschwerden, welche dem Neger unerträglich scheinen, erträglich zu finden, ein Volk, mit welchem er sich nicht befreunden kann, zu achten, und Gegenden, welche für ihn Orte des Schreckens sind, ihren Reiz abzulassen. Das Schwere, was ich erdulden mußte, das Entsetzliche, was ich gesehen habe, das Betrüübende, was ich kennen lernte, gebe ich unverhüllt; aber ich habe mich auch bemüht, das wirklich Erhabene in treuen Umrissen zu zeichnen. Ich spreche von den Lastern und Untugenden der Nord=Ost=Afrikaner, verschweige aber auch ihre Tugenden nicht. Mit der Landesprache so ziemlich vertraut, habe ich es gewagt, von der gewöhnlichen Schreibart der arabischen Wörter abzuweichen. Dabei habe ich mich bestrebt, die von mir gehörte Aussprache möglichst treu mit unsern Schriftzeichen wieder zu geben. Daß mir dies nicht vollständig gelingen konnte, wird Jeder, welcher Arabisch versteht, erklärlich finden. Um einem Solchen aber wenigstens Rechenschaft über mein Verfahren zu geben, theile ich hier die Grundsätze mit, welche mich geleitet haben. Ich glaube der arabischen Aussprache am Nächsten zu kommen, wenn ich den Buchstaben ا im Anfange eines Wortes durch a, e oder i, in der Mitte desselben durch ah, ب durch b, ت durch t, ج durch dj — in Egypten spricht man ihn wie unser hochdeutsches g — ز im Anfange und am Ende eines Wortes

durch h, in der Mitte desselben durch hh, ح durch ch, و durch d, ر durch r, س durch seh, ذ durch dt, ط durch th, ع durch aa, ä, aë, ai, u, — nach der sehr verschiedenen Betonung dieses Kehllauts —, ع durch rh, ف durch f, ق durch kh, ك durch k, ل durch l, م durch m, ن durch n, س durch h, و durch w, in der Mitte einer Silbe durch uh, ي durch j, eh, ee oder ih ausdrücke. ث, ن, ز, س, و und ط habe ich nur in besonderen Fällen zu unterscheiden versucht (einen unserem z entsprechenden Laut kenne ich nicht); die Vokale, Verlängerungs- und Verdoppelungszeichen habe ich, soweit als thunlich, berücksichtigt. Meine des Arabischen unkundigen Leser bitte ich, alle arabischen Wörter möglichst deutsch zu lesen, so z. B. statt „Charthum“ nicht „Scharthum“, statt „Chamafihn“ nicht „Schamafin“, statt „Scho=urma“ nicht „Schurma“ zc. Die Araber haben keine Doppellaute, deshalb muß ei immer ei oder ei gelesen werden. So viel über die von mir befolgte Orthographie.

Ich habe meinen Reisebericht chronologisch gehalten und zwischen die Beschreibung einzelner Perioden meiner Reisen besondere Abschnitte über die Länder und ihre Bewohner eingeschaltet. Es ist dieß zur Vervollständigung des Ganzen geschehen. Die, wie ich hoffen darf, allgemein verständlichen Bilder aus dem Thierleben habe ich entworfen, weil sie einzelnen meiner Leser etwas Neues mittheilen und deshalb vielleicht nicht unvollkommen sind.

Der einzige Zweck, welchen ich bei meiner Arbeit zu erreichen gesucht habe, ist strenge Wahrheit Dessen, was ich erzähle. Es ist möglich, daß ich mich hier und da, vielleicht betrogen von meiner individuellen Anschauungsweise, ge-

irrt habe; wissentlich habe ich aber niemals eine Unwahrheit berichtet. Und deshalb empfehle ich das Werk der Theilnahme des Publikums. Es ist ganz schmucklos, denn es soll nur die schlichte, aber getreue Erzählung meiner Erlebnisse und Erfahrungen sein. Möge das Buch eine freundliche Aufnahme finden!

Kenthendorf bei Triptis im Juli 1855.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Theils.

Einleitung	Seite 1
----------------------	------------

Abfahrt von Triest. — Pirano. — Eindruck des Meeres. —
Sonnenuntergang. — Kein Land! — Korfu. — Seekrank-
heit. — Syra. — Athen. — Reise nach Theben. — Grie-
chenland. — Griechische Hirten. — Leben in Athen. — Die
Griechen. — Ankunft in Alexandrien. —

Die ersten Tage in Egypten	19
--------------------------------------	----

Eindruck von Alexandrien. — Arabische Gastfreundschaft. — Fuah
am Nil. — Der Sonnensich. — Erstes Reiseabenteuer. — An-
blick der Pyramiden. — Erdbeben. — Ritt durch die Straßen
Kairo's. — Eine Moschee. — Die Citadelle. — „Rüste Dich
zum Gebet!“ — Die Mission der Propaganda „zur Bekehrung
der Heiden des weißen Flusses.“ — Vorbereitung der Reise in's
Innere. —

Die Pyramiden 37

Der Ritt nach Djeseh. — Die erste Nacht in der Wüste. —
Maasse der Pyramide. — Das Besteigen des Cheops. — Aus-
sicht von der Spitze des höchsten Gebäudes der Welt. — Kletternde
Araber und Araberinnen. — Das Innere der Cheopspyramide. —
Die Sphinx. — Mumienhandel. —

Reise auf dem Nile, von Kairo bis zur Ein-
bruchsstation der Wüstensteppe Bahiuda 46

Aufbruch. — Das Soldatendorf Torrah und seine Bewohner. —
Das nothwendige Messer. — Die Nilschiffe. — Nilkrüge und
Nilwasser. — Nilreise. — Jagd. — Winde. — Wirkungen
der Conscriptionen des Pascha. — Egyptische Dörfer. — The-
ben. — Die Königsgräber. — Schmähungen gegen Lep-
sius. — Egyptische Tänzerinnen. — Safie, die ehemalige
Geliebte Abahs-Pascha's. — Assuan. — Der erste Ka-
tarakt. — Philä. — Korosko, die Einbruchsstation in die
große nubische Wüste. — Die Barabra. — Zwischen Korosko
und Derr. — Ibrim. — Abu-Simbil. — Bettelei der
Barabra. — Wadi Halsa. — Wohnungen der Nubier. —
Am zweiten Katarakt. — Im „Bauch der Steine.“ — Fahrt
im Battn el Hadjar. — Die Stromschnelle von Semne. —
Mangel an Nahrungsmitteln. — Nubische Schwimmer. — Ein
eifersüchtiger Nubier. — Die Therme von Dkme. — Akah-
sche. — Reis Bellahl. — Dahle. — Die ersten tropischen
Vögel. — Ein Zweikampf. — Kauer. — Dongola el
Urdi. — Abduhn. — Ambukohl. —

Vorbereitungen zur Wüstenreise. — Das Kamel
und seine Ladung 91

Das Schnüren der Kisten. — Die Schläuche. — Trinkgefäße. —

Kameelrassen. — Tugenden und Untugenden der „Wüstenschiffe.“ —
Sättel. — Reisekistum.

Die Wüste und ihr Leben 102

Aufbruch der Karawane. — Nacht. — Freiheit und Erhabenheit
der Wüste. — Ihre Schrecken und ihre Pracht. — Allgemeiner
Charakter derselben. — Geognostische Verhältnisse. — Brun-
nen. — Sandhosen. — Samuhm. — Nach dem Samuhm. —
Fata-Morgana. — Sandmumien. — Charakteristik der Wüsten-
thiere. — Der Beduine und sein Kopf. — Die Gazelle. — Ein
Blick in die Thierwelt der Wüste. — Schlauchwasser am zweiten
Tage. — Bihr el Bahinda. — Ein Kompaß zur rechten
Zeit. — Dem Verschmachten nahe Araber. — Ankunft am Nil.

Im Belled el Sudahn 127

Die neue Welt der Tropen. — Ein Tokhusdorf und seine Gebäu-
de. — Der sudahnesische Storch. — Die fremde Ornis. — An-
kunft in Charthum. — Ein Ausflug in die Urwälder. — Mü-
stung zur Reise nach Kordofahn. —

Charthum und seine Bewohner 139

Bruchstücke aus der Geschichte des Landes. — Die Schlacht von
Korti. — Melik Nimmer. — Ismaël-Pascha's Tod. —
Mahammed-Ber's, des Desterdahr's, Rache. — Entstehung
Charthum's. — Lage, Eindruck, innere Beschaffenheit, Häu-
ser, öffentliche Gebäude und Gärten der Hauptstadt. — Bevölke-
rung. — Die Sudahnesen, ihre Kleidung und Sitten. — Zwei
Drittel und ein Drittel. — Sikr. — Beschneidung der Mäd-
chen. — Heirathsgebräuche. — Der Nabsir el Enke. — Be-
erdigung eines Verstorbenen. — Die Todtenklage. — Speisen

und deren Zubereitung. — Geräthschaften. — Mahammedanische Schlächtereien. — Meriefa. — Das Innere der Wohnung eines Eingebornen — Seine Hausthiere und Kinder. — Zur Statistik der Provinz. — Sudahneseisches Militär. — Steuerwesen. — Handel. — Produkte. — Ackerbau und Gewerbe. — Das Klima. — Ein Gewitter. — Die Regenzeit. — Krankheiten. — Charthum niemals zu europäischer Colonisation geeignet.

Fremdenleben in Charthum 225

Zusammenleben der Europäer. — Abendunterhaltungen. — Dr. Peuney. — Macht der Poesie. — Heimweh. — Die Europäer Charthum's hinter den Coulissen. — Ihre Sittenslosigkeit. — Contariny. — Ende eines Europäers im Sudahn. — Griechen und Keypen. — Gastfreundschaft der Türken. — Egypter und ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande. —

Sklaven und Sklavenjagd 241

Die Neger; Einiges über ihre Sitten, ihre Waffen, Geräthschaften, Kleidung, Religion. — Abyssinische Sklaven. — Eunuchen. — Ein Sklavenverkaufshaus. — Marktsgenen. — Nikola Uliw's Megelei. — Die Khassua gegen Takhale. — Sklavenjagd. — Anfall der Neger. — Kampf im Urwalde. — Des Negers treue Helfer. — Die Scheba. — Barbarei der Soldaten. — Rückzug mit der gemachten Beute. — Frischgefangene Sklaven. — Loos der Neger in der Sklaverei. — Umänderung ihres Charakters. — Entflohene Neger, ihre Fänger und die ihnen bevorstehende Strafe. — Ein dem Menschen ähnliches Thier. — Loos der in der Sklaverei geberenen Neger. — Eigenthümliche Gebräuche derselben. — Haß der Schwarzen gegen die Weißen. —

Die Steppe	Seite 269
----------------------	--------------

Begriff der Steppe. — Allgemeiner Charakter. — Askaniit. — Erster Eindruck. — Die Steppe zur Zeit der Dürre. — Step-
penbrand. — Flüchtende Thiere und ihre Feinde. — Die Regen-
zeit in der Steppe. — Thierleben. — Gefahren dieser Zeit. —
Der Anfall des Löwen. — Die schönste Zeit des Steppenze-
bens. — Uebersicht der Thierwelt der Steppe. —

Reise nach Kordofahn	285
--------------------------------	-----

Venerdi ed marte, non si sposa, non si parte! — Vogelreichthum
des Bahr el abiadi. — Gangstraßen der Nilpferde. — Das
Dorf Torrah. — Kamelheerden und Kamelmilch. — Ed-
jehd. — Mißverständniß. — Die Chala el akaba. — Pil-
gernde Takruhri. — Haschahba und die Madjanihn. —
Bereitung der Meriesfa Kordofahn's. — Kordofahneseische Tänze. —
Gastfreundschaft des Schekh von Djoëmahd. — Bara. — Pe-
riodisch erscheinende Fische in Negenteichen. — Das Haus eines
„vortrefflichen Mannes“. — Thibant. — Obeid, die Haupt-
stadt Kordofahn's, ihre Lage und Eintheilung, ihr Markt und
Handel, das Leben ihrer Bewohner. — Aufenthalt in Mel-
peß. — Nächtliche Besucher des Dorfes. — Ein vereiteltes Rei-
seprojekt. — Ueber Reisen im tiefsten Innern Afrika's. — Ab-
reise von Obeid. — Ein Anfall auf unser Leben. — Ein Mor-
gen in der Steppe. — Allein auf Reisen. — Kordofahneseische
Wäsche. — Nacht in der Steppe. — Beschaffung der nöthigen
Lastthiere. — Das Fieber auf dem Rücken eines Kamels. —
Hassanie und ihre Hütten. — Mendjere. — Ankunft in
Charthum. —

Zweiter Aufenthalt in Charthum; Rückkehr nach Egypten und Reise im Delta	335
---------------------------------------------------------------------------------------	-----

Eine türkische Hochzeit. — Die Festlichkeit. — Albanesscher Ge-

fang. — Slaventanz. — Ein türkisches Mahl. — Arabische
 Schauspieler. — Unangenehmes Zusammentreffen mit einem Kro-
 kodil. — Manöver der Negerbataillone Charthum's. — Abreise
 von Charthum. — Kahnfahrt des Barons. — Unser neuer Die-
 ner Ali. — Abd-Hammed. — Schellahl Sabieha. —
 Passage des Katarakts von Wadi-Halfa. — Die Fathcha. —
 Im Schellahl. — Gefahr und Rettung. — Nach des Tages Last
 und Mühe. — Der Reiz des Katarakts von Assuan. — Auf-
 zählung der Schellalahl des Nil. — Die Krokodilhöhle bei Monfa-
 lut. — Auf der Nilgebirge Jochen. — Die Höhle. — Men-
 schen- und Krokodilmumien. — Aussicht auf das Nilthal. —
 Nacht auf dem Nil. — Ankunft in Kairo. — Karl Schmidt. —
 Reise nach Unteregypten. — Menzaleh. — Fischfang im See. —
 Reisbau und Reishandel. — Ein junger Europäer. — Kahil. —
 Damiaht. — Rüstungen zur Abreise des Barons. — Abschied. —

Einleitung.

Am sechsten Juli 1847 lag der große Postdampfer „*Namuhdie*“ dicht am „*Molo grande*“ Triests zur Abfahrt nach der Levante segelfertig. Es war gegen vier Uhr Nachmittags. Schon entstiegen dem Ramin des Schiffes dunkle Rauchwolken, aber noch verband eine leichte Brücke das belebte Verdeck mit dem Festlande. Ueber sie hinweg wogte ein Menschenschwarm, kommend und gehend. Da sah man den nirgends fehlenden Engländer mit seinem, unter der Last von großen Koffern leuchenden Lohnbedienten neben der schwarzäugigen Italienerin und dunkellockigen, dem Neuling auffallenden Griechin, den Deutschen neben dem plaudernden Franzosen. Alle waren fröhlich und guter Dinge, wenn sie auch die Abfahrt sehnlichst herbeiwünschten.

Unter den Reisenden befand sich der Baron von Müller aus Württemberg und der Verfasser. Wir Beide waren im Begriff, eine naturwissenschaftliche Jagdreise über Griechenland nach Egypten und Kleinasien anzutreten, wollten rückwärts die Türkei und Walachei besuchen und durch Ungarn nach Hause zurückkehren. Wie wir glaubten mit allem Nöthigen für die Reise wohlversehen, gingen wir sorglos den Beschwerden derselben entgegen und stimmten von ganzem Herzen in die allgemeine Heiterkeit mit ein. Es schien sich Alles zu einer glücklichen Seefahrt vereinigen zu wollen. Ueber uns blaute der Himmel Italiens, von dessen Gestaden ein leichter Wind herüberwehte. Er war gerade kühlend genug, um der großen Hitze des Juli einigermaßen Einhalt zu thun, erfrischte die des warmen Klimas ungewohnten Nordländer und entfaltete dabei die freundlichen, überall gern gesehenen Farben der österrichi-

schen Handelsflagge hinten am Stern des Schiffes. Das beste Wetter stand uns bevor.

Da tönten über den Hafen hinweg von den verschiedenen Thürmen der Stadt die Glockenschläge der vierten Stunde herab. Die Zeit der ersehnten Abfahrt war gekommen. Unser Kapitän bestieg die Brücke auf dem Kadkasten und ertheilte durch sein Sprachrohr die nöthigen Befehle. Sogleich entfernten sich alle Diejenigen, welche nicht mit uns reisen wollten, die Landungsbrücke schwand, die Ankerwinde begann ihre eintönige und doch so willkommene Weise zu klappern. Schlammbedeckt hob sich der schwere Anker aus tiefem Grunde; Matrosen und Maschinisten waren in voller Thätigkeit; ein neuer Befehl und der Kolos bekam Leben. Er durchsuchte erst langsam, dann immer schneller und schneller den Hafen, dann rauschte er mit voller Dampfkraft in die offene See hinaus.

Noch hasteten Aller Blicke auf dem stolzen Triest. Im hellsten Sonnenscheine lag es vor uns, umschlossen von grünenden Bergen. Wir Deutschen nahmen Abschied vom Vaterlande, von der letzten Stadt Deutschlands, wenn sie auch die Italiener zu ihrem Lande zählen wollen, weil sie sich in ihr eingenistet, Deutschtum und deutsche Sprache dort verdrängt und dafür ihre gleichnerischen Worte und Sitten eingeführt haben. Aber noch hatten uns bis hierher die treuen deutschen Augen entgegengeleuchtet, bis hierher deutsche Laute uns getönt, und darum hatten wir Recht, wenn wir erst hier der Heimath die letzten Grüße sandten.

Mehr und mehr verschwand die „Königin der Adria“; schon lag der blaue Duft der Ferne über dem Panorama, da fesselte ein anderes Bild die Aufmerksamkeit. Es war das freundliche Pirano, an dem wir vorübersegelten. Von den Strahlen der schon tief gesunkenen Sonne rosig beleuchtet, gewährte das Städtchen einen gar lieblichen Anblick. Es vereint noch nordische Frische mit südlicher Kraft. Die südlichen Olivenwäldchen gruppiren sich um die nordischen Ziegelbäcker, die hellgrüne Linde steht hier noch neben der dunkelbelaubten Kastanie Italiens.

Uns ist Alles neu. Wie fröhliche Kinder gehen wir auf dem

Verdeckt umher. Bald sehen wir in den Raum der Maschine und beobachten ihre kräftige Arbeit, bald schweifen unsere Blicke der Küste Dalmatiens entlang; immer und immer aber kehrt das Auge zum Meere zurück, wir lehnen uns über die Gallerie des Borde und schauen in seine ruhige, tiefe Bläue hinab. Unsere Gefühle sind mächtig erregt. Es ist, als ob wir uns in einem Zauberlande befänden. Das ist die erhabene Macht der See. Denn wie des Meeres Fläche jetzt so ruhig da liegt, ein Bild des reinsten, ungetrübten Friedens, so senkt sich auch auf uns ein stiller Frieden hernieder, belebt und kräftigt die Gedanken, herumzuschweifen und uns noch einmal all das Schöne vor die Seele zu führen, was die kurze, so genussreiche Reise durch Deutschlands Gauen uns gebracht. Da hasten sie noch einen Augenblick an dem schönen Dresden, durchwandern das romantische Elbthal und gelangen nach dem stolzen königlichen Prag. Das reizende Mähren öffnet uns noch einmal seine waldbigen Thäler, wir weilen wieder in der erst vor Kurzem verlassenen Kaiserstadt Wien und eilen dann über die Alpen hinweg durch Steiermark und Mähren nach der schon so fremdartigen Meereskönigin Triest. Noch beschäftigt uns die Macht des ersten Eindrucks des vorher nie gesehenen Meeres. Dieser Eindruck ist unendlich groß, so unendlich groß, wie es die vor dem Beschauer ausgebreitete Wasserfläche zu sein scheint. Da verschmelzen am Horizonte Himmel und Wasser in Eins, und ebenso verschmelzen auch die Gefühle in der Menschenbrust. Man wird sich ihrer selbst kaum bewusst. Nur zwei Gedanken sind mir klar geworden, das Gefühl der, ich möchte sagen, sichtbaren Unendlichkeit und das der menschlichen Nichtigkeit. Das letztere ist so niederdrückend, daß der Mensch Alles ergreift, um seinen Geist wieder zu kräftigen. Und dieser erhebt sich stolz wieder beim Anblick der königlichen Fregatte und des schätzebringenden Dreimasters. Mit ihnen durchheilt der kühne Seemann das endlos scheinende Meer, mit ihnen trotzt er der Macht des Mächtigen!

Das war es, was uns beschäftigte. Mir war es, als ob ich wachend träumte, und nur das rege Treiben unserer Reisegesell-

schaft führte mich zur schönen Wirklichkeit zurück. Die Abendländer gingen lachend und plaudernd auf und ab, ganz im Gegensatz zu einigen Türken, die auf dem Vorderdeck auf ihren Teppichen lagerten und mit britischer Gleichgültigkeit die grünen Küstestriche Istriens vorbeigehen ließen, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Mit der ihnen eigenen Ruhe betrachteten sie uns Abendländer. Nur dann und wann machten sie eine Bemerkung über uns, was wir aus ihrem Mienenspiel errathen konnten, obgleich wir den Sinn der volltönenden, vokalreichen Worte ihrer kräftigen und melodischen Sprache nicht verstanden. Mich zogen die ersten, schönen Männer an, ihre ruhige, würdevolle Haltung imponirte mir. Auch habe ich später gefunden, daß die erste Begegnung der Europäer mit den Türken auf die ersteren stets einen starken Eindruck macht, sei es nun wegen des ruhigen, von schwarzem Barte beschatteten Gesichts oder wegen der fremdartigen, malerischen Kleidung.

Die Sonne hatte mittlerweile ihre heutige Reise beinahe vollendet. Jetzt stand sie noch als leuchtende Feuerkugel dicht über dem ruhigen Spiegel der See, allmählig tauchte ihr Rand in die Fluthen hinab, nach wenig Minuten vergoldete nur noch ihre obere sichtbare Hälfte die Wogen, unser Schiff, die Gebirge Istriens und den Himmel, bald war sie uns gänzlich verschwunden und der Abend, der goldene Abend Italiens brach herein. Langsam erhoben sich die Mahammedaner. Sie begannen ihre gesetzlichen Waschungen und fielen dann bei dem flammenden Himmel auf ihr Angesicht, um zu beten. Auf dem Hinterdeck erschallt lustiges Gelächter, kaum entlockt der hehre Sonnenuntergang den Franken einen Ausruf der Bewunderung, die Matrosen betreiben ihre Geschäfte mit der gewöhnlichen Eile und nur die abgenommene Schiffsflagge kündigt, daß der Tag zu Ende ist; — auf dem schlechtesten Plage des Vorderdecks liegen die Türken im ernstesten Gebet, drücken die Stirne in den Staub und rufen langsam sich erhebend: „La ilaha il Allah!“ (Es giebt nur einen Gott!) Welch ein Kontrast!

Es war Nacht geworden. Unser Schiff eilte mit Macht durch die Wogen und zertheilte kräftig die zürnenden Wellen, welche un-

zählige Feuerchen von sich strahlten und den dunklen Kolosß mäherchenhaft beleuchteten. Die Schönheit der Nacht fesselte uns auf dem Verdeck. Es war eine von den Nächten des Südens, die wir in Deutschland nur ahnen können. Der laue Wind, der von Italiens Küsten herüber wehte, gab ihr eine angenehme Wärme, aber gerade ihre Kühle war es wieder, welche nach dem heißen Tage so wohl that. Mir war, als glänzten die freundlichen, noch bekannten Sterne viel lieblicher und heller zu uns herab, als wäre Alles viel milder und schöner als daheim. Spät erst suchte ich den Schlaf in einer der Lagerstätten der Kajüte. Doch bedurfte es langer Zeit, ehe ich bei dem Knacken der Schiffswände, dem Toben der Maschine und dem Zittern des ganzen Baues im Stande war, die Augen zu schließen.

Der folgende Morgen brachte schon um vier Uhr den größten Theil der Reisegesellschaft auf das Deck. Die Matrosen waren beschäftigt, das ganze Deck zu reinigen, wie dies alltäglich auf den Schiffen geschieht. Halb fünf Uhr stieg die Sonne hinter den Gebirgen Dalmatiens empor und vergoldete die unermessliche Wasserfläche, so weit das Auge reichte. Unsere Mahammedaner beteten oder lasen im Khorahn. Wir glitten rasch an der dalmatischen Küste dahin. Oft ist sie öde und unfruchtbar, oft aber zeigt sie uns liebliche Dörfchen zwischen Olivenwäldern. Die letzteren ziehen sich bisweilen hoch an den Gebirgen hinauf. Zwischen uns und der Küste sahen wir viele Inseln. Die Möven umschwärmten in zahlreichen Gesellschaften unser Schiff oder schaukelten sich, vom Fluge ruhend, auf den Wellen. Briggs und Dreimaster steuerten an uns vorüber, dem Hafen Triest's zu. Nachmittags tauchte die Insel St. Andrä am Horizonte auf; gegen Abend fuhren wir zwischen den Inseln Lissa und Buri durch. Erstere lag uns so nahe, daß wir mit dem Fernrohr die Leute in den Straßen des Städtchens Lissa herumwandeln sahen. Allmählig verlor sich das Land aus unserm Horizonte. Nur die untergehende Sonne zeigte uns noch einmal jene bergigen Ländchen.

Am dritten Tage unserer Reise sahen wir kein Land. Es ist ein großartiger und erhebender Gedanke, so allein, von jeder mensch-

lichen Hülfe so weit entfernt, über ungemessne Tiefen dahin zu segeln. Unsere Begleiter vom vorigen Tage, die krächzenden Möven, waren verschwunden; dagegen zeigten sich Delfhine, einzeln oder in Gesellschaften. Sie umkreisten spielend das Schiff und wurden mit Jubel begrüßt.

Auf Korfu's Leuchtthurm erlosch am 9. Juli eben das Licht, als die Mamuhdie in den engen Kanal einbog, der die größte der ionischen Inseln vom Festlande trennt. Noch lagen beim heraufdämmernden Morgen die zahlreichen Landhäuser, Drangegärten und Weinberge des herrlichen Eilandes im tiefsten Schatten, die Stadt ruhte noch im tiefsten Schweigen der Nacht, als wir ihr gegenüber Anker warfen. Von einem der Forts auf den kleinen Inseln im Meere donnerten zwei Kanonenschüsse dem jungen Tage entgegen. Fröhliche Waldhornsignale und lärmender Trommelschlag antworteten auf allen Bastionen der Festung. Die Purpurvölkchen über Albaniens Gebirgskämmen erblichen vor den ersten Strahlen der Sonne, die Spitze des Leuchtthurms erglühete im hellsten Feuer, Stadt und Meer erschienen wie mit Golddust überhaucht. Jetzt lag das reizende Bild „glühend in der Sonne Gold“ vor uns; es war ein Panorama zum Entzücken.

„Die Meereswasser sind flüssige Smaragde und Saphire, welche die Sonnengluth vom blauen Himmel und von der grünen Erde abgeschmolzen hat. Es ist ein Schimmer und Geflimmer, ein elektrisches Wellenzittern, eine Magie in den Lüften, auf den lichtgetränkten Wogen, welche im schneeigen Gische ihre Buhlerei mit Sonne und Aether ausschäumen: — daß die Seele trunken und taumelig werden muß“*).

Korfu ist, vom Meere aus gesehen, die schönste Stadt, die man sich denken kann. Auf steilen Felskegeln thronen die gewaltigen Forts; Kaktusfeigen wuchern auf ihren Mauern und Zinnen, wie an den unersteiglichen Felswänden. Pflanzen, welche wir nur in unseren Gärten sehen, treibt hier die Sonne Griechenlands zu Sträuchern und Bäumen empor, und zwischen den schon ganz

*) Bogumil Gols, Ein Kleinstädter in Egypten.

orientalisch gebauten Häusern der Stadt blüht und reift die goldne Orange „im dunklen Laube“. Griechische Kirchen, mit niederen durchbrochenen Glockenthürmen, stehen neben den Wohnungen der übergesteckelten Britten, die morgenländische Terrasse wechselt mit dem nordischen Ziegeldach. Die Straßen ziehen sich in breiten, aus dem Felsen gehauenen Treppen oder abschüssigen Wegen so steil den Berg hinauf, daß das Haus einer oberen Gasse auf dem einer unteren zu stehen scheint. Kleine Gärtchen sind mit sorgsamem Fleiße überall angelegt worden, wo der Felsen Raum zu einem Blumenbeete übrig ließ. Grünende Gärten und Olivenhaine, lachende Villa's und Weinberge rahmen das Zauberbild von beiden Seiten ein.

Das Meer war von unzähligen Fischerbarken belebt, welche zwischen den zahlreichen Kriegs- und Handelsschiffen dahin ruderten. Einige von ihnen kamen zu unserem Schiffe und luden uns zum Landen ein. Die fremdartig gekleideten Männer wiegten sich auf den Wellen wie die Hunderte der silberweißen, grauröckigen Möven, welche ruhig auf der lasurblauen Fluth dahin gleiteten. Wir bestiegen eine der Barken und ruderten dem Lande zu. Ein rothröckiger, englischer Soldat öffnete ein enges Pfortchen im Thore und ließ uns eintreten. Der Abendländer glaubt sich im Innern der Stadt von einem Zauber umfassen zu sehen. Alles ist ihm neu, Alles ist anders als daheim. Neu sind ihm die Sprachen, welche er hört, neu ist Alles, was er sieht: die Trachten und Kleidungsstoffe, Basars und Kaufhallen, Kirchen und Gebäude, Menschen und Thiere, Blumen und Früchte. Der Süden bietet ihm hier zum ersten Male seine Erzeugnisse dar. Für einen Kreuzer kauft man hier zwei Feigen von einer Größe, wie wir sie noch nie sahen; Citronen und Drangen, lockende Aprikosen und Pfirsiche sind noch billiger.

Wir durchwanderten die Stadt und erstiegen die hochgelegenen, starken und ausgedehnten Festungswerke. Diese wurden bekanntlich von den Engländern erbaut und sind trefflich angelegt; die Stadt dagegen ist winkelig und theilweis eng, obgleich sie auch freie Plätze

besitzt. Der größte von ihnen ist parkartig gehalten und liegt vor dem Hause des Gouverneurs.

Von dem höchsten Fort der Festung, auf welchem sich der Leuchtturm und Signalstock befindet, hat man einen köstlichen Ueberblick der Insel. Sie liegt wie ein lachender Garten zu den Füßen ausgebreitet und setzt erst in einiger Entfernung von der Stadt durch ihre eignen hohen Berge dem Auge Grenzen. Ueberall macht sich ein reges Leben der Natur bemerklich. Die Vegetation ist eine rein südliche und wegen der hier noch fallenden Regen sehr üppige; die Fauna ist die des gegenüberliegenden malerischen Gebirgslandes Albanien oder die des nahen Griechenlands. Wir beschäftigten eine kleine Sammlung ausgestopfter Vögel, welche dies uns bestätigte.

Man hört auf Korfu Englisch, Griechisch, Italienisch, Französisch und Deutsch. Ebenso verschieden wie diese Sprachen sind die Bewohner. Zwischen den malerisch und faltenreich gekleideten Griechen und Türken sieht man den Europäer in seinem eng anliegenden Kostüm; er kontrastirt mit seinem Frack und Glagehandschuhen unangenehm mit dem ernstern Amtsgewande des griechischen Popen oder frauenhaften, farbenprächtigen Kleide des albanesischen Kriegers, und zerstört durch seine nüchterne, prosaische Erscheinung das glühende Kolorit des südlichen Bildes.

Nachmittags verließ die Mamuhdie das liebliche Eiland, um ihre Reise fortzusetzen. Lange noch blieb Korfu in unserem Horizonte. Gegen Abend fuhren wir an St. Maura, später an Ithaka vorüber; Zante blieb uns links liegen.

Gewöhnlich brauchen die Dampfschiffe zu der Fahrt von Korfu nach Syra nur 30—36 Stunden. Diesmal hielt uns ziemlich heftiger Gegenwind länger auf; wir kamen erst am Vormittage des 11. Juli in Syra an. Die meisten Passagiere waren von der Seekrankheit befallen worden, und alle waren herzlich froh, den immer noch stark bewegten Hafen erreicht zu haben.

Es kann nichts Lächerlicheres geben als die Grimassen der von dieser sonderbaren Krankheit Ergriffenen. Wenig oder gar nicht von dem Schaukeln des Schiffs belästigt, hatte ich gerade

die rechte Stimmung erlangt, um die komischen Scenen, die sich mir boten, belachen zu können. Die unglücklich Leidenden gaben, vollkommen überwältigt, mit tragischer Fassung dem Meergott ihren Joll. Es war mir ein ergötzliches Schauspiel, wie Einer nach dem Andern sein Lager verließ, mit dem Tuch vor dem Munde und, sich krampfhaft festhaltend, durch die Kajüte taumelte und dem Verdeck zueilte, „um frische Luft zu schöpfen“. Viele waren nicht im Stande, sich von ihrer Lagerstätte zu erheben und ließen das graufige Walten des Schicksals ruhig über sich ergehen. Am Bedauernswerthesten waren jedenfalls die Frauen. Wir hörten ihr Aechzen und Stöhnen durch die Thür ihrer Kajüte hindurch, und da sie bei der durch die Krankheit bedingten Unordnung ihrer Kleidung ihren engen Raum nicht einmal verlassen konnten, spielten sie eine wirklich klägliche Rolle. Man behauptete, daß die Seekrankheit eine grenzenlose Gleichgültigkeit hervorrufe; ich kann versichern, daß durch sie auf dem Schiffe eine Unordnung entsteht, welche sich nicht schildern läßt *).

Wir hatten beschlossen, die Insel Syra ein Wenig zu durchstreifen und nahmen deshalb unsere Gewehre mit an's Land. In der Ebene der Küste bemerkten wir Weinberge, mit Reben voller Trauben, obgleich die Rebe ohne Stangen oder sonstige Zeichen des Fleißes emporwucherte. Anders wurde es in der Nähe der Berge. Mit jedem Schritte wurde der Boden dürre, unfruchtbarer und steiniger. Wenige, halb verkrüppelte Feigen- und einige größere Johannisbrodbäume zeugten von Vegetation, alles Uebrige war öde, verbrannt und wüßt. Auch die Thierwelt schien wie ausgestorben zu sein. Außer einigen Raben, Steinschägern und Sängern war kein Vogel zu sehen; Hunde und Ziegen schienen die einzigen Säugethiere der Insel zu sein. Darüber mißmüthig wandten wir uns der Stadt Syra zu, welche sich, vom Meere

*) Man ist übrigens irriger Meinung, wenn man annimmt, daß die Seekrankheit augenblicklich endige, sobald man den Fuß an's Land setzt; sie dauert oft noch mehrere Tage auch am Lande fort; wenigstens soll man noch einige Zeit lang Kopfschmerzen und Sausen in den Ohren verspüren.

aus gesehen, recht gut ausgenommen hatte. Wir wurden arg getäuscht. Die Straßen Syra's sind eng und winkelig, schmutzig und bergig, die Wohnungen elende, unreinliche Baracken. Der Reisende ist gezwungen, das einzige nur einigermaßen erträgliche Gasthaus, Hôtel d'Angleterre genannt, zu besuchen, und verläßt es unbefriedigt und fürchterlich geprellt. Das ist das Bild von Syra.

Am 12. Juli verließen wir den unfreundlichen Ort mit dem kleinen, für den Dienst zwischen Syra und Athen bestimmten Dampfboote „Baron Kübeck.“ Die aus zwei Theilen bestehende, steil den Berg hinauf gebaute Stadt war beleuchtet und gewährte einen sehr schönen Anblick. Noch lange schimmerten die Lichter wie ferne Sterne zu uns herüber; eins nach dem andern verlösch und zuletzt blieb nur noch das Licht des Leuchthurms sichtbar. Viele Griechen reisten mit uns, die meisten als Passagiere des Verdecks. Sie schienen für ähnliche Reisen schon vorbereitet und hatten das Verdeck mit von ihnen selbst mitgebrachten Teppichen und Matrasen belegt.

Die Fahrt von Syra nach Athen dauert nur wenige Stunden. Wir sahen schon am folgenden Morgen die Spitzen des griechischen Festlandes vor uns und lagen nach anderthalb Stunden im Piräus. Von hier ist es noch eine Stunde nach Athen; das wußte ich noch aus den Zeiten her, wo Cornelius Nepos den lernbegierigen Knaben mit dem Land und den Thaten seiner Helden bekannt macht. Wir nahmen in dem mehr und mehr erblühenden Hafensstädtchen einen Wagen und fuhren auf einer guten, neuerdings angelegten Hochstraße der Hauptstadt zu. Kaum konnten wir den Augenblick erwarten, der uns in sie einführen sollte. Unser Weg führte durch einen Olivenwald, welcher die ganze Ebene bedeckt. Die Berge zu beiden Seiten sind öde und kahl. Hitze und Staub quälten uns entsetzlich.

Ein Hügel hatte uns lange die Aussicht geraubt. Wir umfuhren ihn und kamen zu den Ruinen des Theseustempels. Die Akropolis lag vor uns, wir weideten unsere Augen an dem ersehnten Anblick. Dann fuhren wir in die Stadt. Wir kam sie

wie ein elendes Bauerdorf vor, das sich um eine gut erhaltene, stolze Ruine gelagert hat. Die Häuser des heutigen Athen sind mit Ausnahme der königlichen, von deutschen Baumeistern aufgeführten Gebäude erbärmlich schlecht, die Straßen der Stadt sind krumm, eng und unregelmäßig, das Pflaster fehlt entweder oder ist so mangelhaft, daß man es kaum begehen kann. Das ist die Baukunst der heutigen Griechen.

Wie ganz anders erscheinen da die hehren Tempel der Akropolis! Wir besuchten sie am folgenden Tage, kletterten auf der Nordseite den steilen Felsberg hinan, wandten uns dann westlich und gelangten durch den einzigen, von einem Invaliden gehüteten Eingang in den Tempelhof. Vandalismus und Egoismus haben sich vereinigt, um die erhabenen Monumente vergangener Zeiten zu zerstören. Ein Engländer nahm den größten Theil des Frieses vom Parthenon, „des schönsten Gebäudes in der schönsten Lage der Welt,“ mit sich nach London und erbaute dafür einen schlechten Thurm in der Stadt; die Türken brannten Kalk aus den Kapitälern der Säulen und fertigten Kanonenkugeln aus ihren Schäften. Jetzt sammelt die griechische Regierung die gefundenen Altorthümer und versucht, die Monumente zu restauriren. Es kann meine Absicht nicht sein, die Akropolis beschreiben zu wollen, zumal da schon jeder Stein der Tempel durch Baukünstler und Maler gemessen und beschrieben wurde; ich begnüge mich, zu sagen, daß unsere Erwartungen von der Burg der Alten auf's Höchste gespannt waren und dennoch durch sie übertroffen wurden.

Kleine Thurnfalken (*Cerchneis cenehris*) bewohnten den Felsen, auf dem die Akropolis gegründet wurde, und horsteten in den Mauern der Burg, zutraulich sogar in den Wohnungen der Griechen. Wir jagten sie und hatten in kurzer Zeit mehrere von ihnen erlegt. Auch in einem nahen Olivenwalde gab es für uns manches Neue, doch konnten wir bei der uns kärglich zugemessenen Zeit nicht auf specielle Untersuchung der dort vertretenen Thierwelt eingehen.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen stiegen wir eines Morgens sehr früh zu Pferde, um eine kurze Reise in das Innere

des Landes anzutreten. Noch beleuchtete, als wir Athen verließen, der klare Sternenhimmel unseren steinigten Weg. Wir ritten eine Zeit lang in Olivenwäldern dahin und später in die Berge hinein. Zur Linken lag uns das Meer: ein nebelgrauer, ruhiger Streifen, den man schon recht wohl erkennen konnte. Viele Griechen begegneten uns und zogen mit ihren beladenen Eseln grüßend an uns vorüber. Durch eine steil abfallende Schlucht gelangten wir mit Sonnenaufgang in der Nähe der welthistorischen Bucht Salamis an's Meer, ritten eine Zeit lang der Küste entlang und dann über die triastanische Ebene wieder den Gebirgen zu. In einem Dorfe hielten wir Rast und baten um Wasser. Nur mit Mühe erhielten wir einen Trunk brack und fade schmeckenden Gisternenwassers. Die Bewohner des Dorfes waren fast ohne Ausnahme häßlich; die Frauen schienen es wegen ihrer abschreckenden Tracht noch mehr als die Männer zu sein. Mit aller Anstrengung der Phantasie hätte man aus ihren Fragen keine „griechischen Formen“ herausfinden können.

Hinter dem Dorfe begann ein Pinienwald, durch welchen uns die Straße führte. Wir waren in das Kerata-Gebirge eingetreten und hatten gehofft, hier wenigstens romantisch wilde Gegenden zu erschauen. Aber auch hier zeigte sich dieselbe Dede und Unfruchtbarkeit, Gleichförmigkeit und Dürre wie vorher in der Ebene. Wie ganz anders hatte ich mir Griechenland vorgestellt! Die grünbewaldeten Gebirge, mit ihren romantischen Schluchten und saftigen Wiesen im Thalgrunde sind wie die überall bebauten und belebten Ebenen mit den freundlichen rothen Ziegeldächern der zwischen Obstwaldungen versteckten Dörfer dem Geiste des Abendländers so vertraut geworden, daß er gar nicht glauben will, es könne wo anders Berge und Thäler, Dörfer und Städte geben, welche nicht ebenso beschaffen wären wie daheim. Und daß gerade Griechenland, das Land des milden Himmels, der Fruchtbarkeit und der segensreichen Erde, öder und trauriger sein könnte als Deutschland, hätte ich nie gedacht. Alle Reisenden schilderten seine Schönheit mit beredter Zunge, malten sein Bild mit glühenden Farben aus. Ich war überrascht, es nicht so zu finden, wie ich gehofft.

Ich hatte von wilden schneebedeckten Gebirgen geträumt, wo Adler und Geier horsteten, wo der Jäger den süblichen Steinbock auf den „höchsten Grat“ jagt, von Wäldern, durch deren Dickicht der zottige Bär trabt, in denen der raubgierige Luchs dem zierlichen Rehe nachspürt; ich hatte mir im Geiste blühende, in ewiges Grün gekleidete Ebenen ausgemalt, mit freundlichen Olivenwäldern und Cypressenhainen, mit Dörfern von Gärten umfaßt, in denen die goldene Orange und saftige Feige den Fremden entgegenschimmert; ich hatte schäumende Waldbäche, brausende Flüsschen und von romantischen Felsgebirgen umstandene Seen zu finden geglaubt: — und sah kahle, nur mit Steinen bedeckte Berge, zwischen denen hindurch sich der in der Hitze des Südens ermattende Wanderer mühsam seinen Weg bahnt, öde, verbrannte Ebenen, welche das Auge ruhelos durchsirt, ohne belebenden Baumschlag, ohne stille Dörfchen, ohne gewerbtreibende Städtchen; ich wurde heute bitter getäuscht, und fand statt lebensvoller Poesie allüberall nur trockene Prosa.

Dazu kamen nun heute noch die ungewohnten Beschwerden der hier gebräuchlichen Art zu reisen; das fremde, heiße Klima drückte uns, die Sonne versengte den Scheitel, kein Wasser erquickte die dürr gewordene Zunge. Wir erreichten mißmuthig und angegriffen eine Art von Schuppen, Station genannt. Die Baracke hatte neben der von drei Seiten offenen Vorhalle noch eine Spelunke für den Besitzer des ganzen Gebäudes. Dieser Kerl, ein schmutziger Grieche, wurde Wirth genannt, konnte aber außer schlechtem Branntwein und mit Pinien- und anderem Harze versetztem Weine nichts Genießbares anbieten. Wir genossen eine Tasse Kaffee und legten uns zur Ruhe nieder. Nach zweistündiger Rast ging es mit derselben Eile weiter wie früher. Die Straße führte uns bergauf, bergab durch öde, meist unbewohnte Gegenden. Nachmittags wurde noch einmal in einem kleinen Hause, in dessen Nähe gutes Wasser floß, gerastet. Die Hütte schien mehr der Hirten als der Reisenden wegen erbaut zu sein und war ebenso schlecht als die frühere.

Wir waren bisher fortwährend gestiegen und sahen von unse-

rem letzten Ruhepunkte aus noch hohe Berge vor uns. Die Gegend wurde wilder und romantischer. Ein verfallenes Kastell krönte den Rücken eines hohen Berges und mochte früher eine Thalschlucht, durch welche wir ziehen mußten, beherrscht haben. Zahlreiche Ziegenherden kletterten an den steilsten Abhängen der Felsen herum und passirten mit bedächtigem, possirlich erstem Gange kühn die schwierigsten Stellen. Sie nagten an kleinen Gebüschchen herum, welche der schwarzköpfige Ammer (*Emberiza melanocephala*) zu seinen Wohnplätzen erwählt hatte, und wurden von mehreren Hirten bewacht, deren ganzer Reichthum sie sind. Unsere Pferde kletterten sehr geschickt mit uns die Berge hinauf. Endlich hatten wir die Höhe erreicht und sahen, wie durch Zauberschlag hervorgerufen, ein prachtvolles Panorama vor uns. Die Sonne beleuchtete die zackigen Gipfel hoher Berge, welche eine weite, uns zu Füßen liegende Ebene begrenzen. Ein hoch über alle übrigen erhabener Berg, der Parnas, zeigte uns seine schneebedeckten Häupter. In unermessener Höhe schwebte, Beute suchend, ein Paar der kühnen Räuber des Gebirges, der Lämmergeier (*Gypaetos meridionalis*); im Thale schritten Störche auf und ab; Egyptens Nasgeier (*Neophron peronopterus*) haakte an den Felsen, hundert Sylvien bewillkommneten uns mit melodischem Gesange. Auf dem bisher zurückgelegten Wege waren uns nur einige geschichtlich merkwürdige Punkte von Interesse gewesen, hier fesselte uns ein romantisches Gebirgsland; wir verweilten beglückt von dem entzückend schönen Bilde.

Durch eine haltsbrechende Schlucht ritten wir in die Ebene hinab. Sie war dürr und unbedaut, obgleich der Boden überall der fruchtbarste Acker hätte sein können. Gegen neun Uhr Abends ritten wir in Theben ein. Man erkennt die frühere Größe und Bedeutung dieses Orts nur noch durch ausgedehnte Trümmerhaufen; das heutige Theben ist ein elendes Dorf. Bei unserer Ankunft umringten uns Schaaren von Müßiggängern und begleiteten uns zum Hause eines deutschen Arztes, des Dr. Hormel. Dieser empfing uns sehr gastfreundlich und that mit seiner liebenswürdigen Frau, einer schönen, jungen Griechin, alles ihm nur Mögliche, um uns unsere große Ermüdung vergessen zu machen.

Der folgende Morgen wurde zur Jagd benutzt. Wir sahen mehrere große Geier (*Vultur cinereus* und *fulvus*) und einen Flug der prachtvollen rosenrothen Hirtenvögel (*Pastor roseus*), waren aber nicht so glücklich, Beute zu machen. Deshalb zogen wir schon am Abend weiter und gelangten Nachts zu dem drei Stunden entfernten Anakulsee, welcher in einer ziemlich öden Gegend liegt und von hohen, mit niederem Gebüsch bestandenen Bergen umgeben ist. Dort bezogen wir die Hütte eines alten redlichen Hirten — wenigstens traktirte er einen anderen Hirten, der uns Schießpulver stehlen wollte, so derb mit Faustschlägen, daß jener mit blutquellender Nase und aufgeschwollenem Munde flüchten mußte, — jagten und präparirten das Erlegte. Unser Aufenthalt war für uns nicht uninteressant. Wir erbeuteten mehrere Schlangenadler und stellten den hier häufigen Hasen und Steinhühnern (*Perdix graeca*) nach, fanden in den Büschen interessante Sängerarten und viele Schlangen und bemerkten auf dem Spiegel des Sees die ersten Pelekane. Dabei hatten wir Gelegenheit, das Leben der griechischen Hirten zu beobachten. Sie erschienen täglich in ziemlich bedeutender Anzahl in der Nähe unserer Hütte, bucken sich Brod zwischen heißen Steinen und tränkten ihre Heerden. So viel wurde mir aber klar, daß diese Hirten nicht die Originale zu vielen recht „freundlich zu lesenden“ Idyllen sind; selbst ein Gefner hätte diesem pöbelhaften Pack keine Poesie ablauschen können. Die Nächte waren am Anakulsee weniger angenehm als die Tage. Tausende von quackenden Fröschen peinigten unsere Ohren durch ihre Musik, Schwärme von Musquitos unsere Haut mit ihren Stichen. Wir kehrten bald nach Athen zurück.

Hier bemühten wir uns, das eigenthümliche Leben der Hauptstadt Griechenlands kennen zu lernen. Es zeugt von der Verschmelzung des Morgen- und Abendlandes. Viele Sitten und Gebräuche der Griechen sind ganz die der Morgenländer, andere ähneln denen der Abendländer. Die Laster Beider sind von den Griechen angenommen worden. Bei Tage sind die Straßen Athen's ziemlich verödet; erst gegen Abend beginnt das wahre Leben, dauert aber auch bis tief in die Nacht hinein. Dann beleben sich die Balkone der

bei Tage fast unzugänglichen Häuser mit den bisher eifersüchtig verborgen gehaltenen Frauen; die morgenländischen Kaufhallen, Basar genannt, sind erleuchtet, die Straßen werden lebendig. Da sieht man den zierlich gekleideten, vornehmen Griechen elastischen Schritts durch die Menge eilen, finster und ruhig lehnt das schroffste Gegenstück dazu, ein in Lumpen gehüllter Hirte, mit seinen rostigen Pistolen im schmutzigen Lendengurt, an einer Ecke, — der erstere ist das vollendete Bild eines aalglatten, sich überall durchwindenden Gauners, der letztere das eines Räubers. Aus dem Basar ertönt das Geschrei eines Verkäufers, in den Straßen bieten barfüßige Malteser dem Fremden zubringlich ihre Dienste an und ähneln den vielen Jedermann anklaffenden herrenlosen Hunden, welche bei Nacht ebenfalls in den Straßen herumlaufen. In den Kaffehäusern sieht man bereits die brennende Wasserpfeife der Türken, nur herrscht in dem engen Raume nicht die Ruhe eines orientalischen Kaffehauses. Mehrere junge Leute tanzen nach der Musik einer Gitarre oder Einer von ihnen singt dazu. Der Himmel bewahre aber jeden Fremden, Das mit anhören zu müssen! Griechischer Gesang ist für das Ohr eines vernünftigen Menschen etwas Entsetzliches, er ist eine wahre Verhöhnung aller Musik. Erst nach Mitternacht wird es in den Straßen ruhig. Dann findet man viele der Armen mitten in dem Wege liegen, wo sie schlafen, und muß sich in Acht nehmen, keinen von ihnen zu treten oder zu stoßen.

Die heutigen Griechen, welche ich später in Egypten noch genauer kennen lernte, ähneln in ihren Sitten noch sehr ihren Vorfahren, haben aber leider mehr deren Laster beibehalten, als deren Tugenden. Vor allen anderen Eigenschaften machen sich bei ihnen Eitelkeit und Habsucht bemerklich; ich behaupte geradezu, daß diese der Hauptbeweggrund zu vielen lasterhaften Handlungen sind. Es ist traurig, aber wahr, daß man sich den heutigen Griechen kaum als tugendhaften Menschen denken kann. Er läßt die Fluren seines Vaterlandes unbebaut und wandert als Kaufmann aus, um schneller reich zu werden, oder wird Räuber und Mörder, um Geld zu bekommen. Der Grieche ist fleißig, aber nur um seiner Hab-

gier und Eitelkeit fröhnen zu können, List und Betrug, Diebstahl und Mord sind bei ihm mit Fleiß identisch. Derselbe Kaufmann, dem es bei seinem Handel nicht nach Wunsch ging, tritt vielleicht später als gefürchteter Räuber auf, und das lateinische Sprüchwort: „Graeca fides, nulla fides“ findet heute noch seine volle Anwendung.

Wir verließen Athen am 25. Juli und kehrten nach Syra zurück. Hier schifften wir uns am folgenden Tage am Bord der „Imperatrice“ ein und verließen Abends den Hafen, um Egypten zuzusteuern. Nach einer sehr glücklichen Fahrt waren wir schon am 29. Juli der afrikanischen Küste so nahe gekommen, daß wir noch denselben Tag im Hafen Alexandriens Anker zu werfen hoffen durften. Die Matrosen des Schiffes, mit denen ich fleißig verkehrte, machten mich Nachmittags auf das auftauchende Land aufmerksam. Bekanntlich ist die ägyptische Küste sehr flach und hat nirgends hervorragende Punkte. Sie zeigte sich uns zuerst als ein langer, schmaler, fahlgelber Streifen, trat aber immer deutlicher hervor. Nach Verlauf einer Stunde von ihrem ersten Erscheinen an konnten wir mittelst der Fernröhre bereits mehrere hervorstechende Orte unterscheiden. Unser Schiff eilte mit einer durch günstigen Wind sehr beschleunigten Schnelligkeit dem Lande zu. Die Umrisse des vor uns ausgebreiteten Bildes zeichneten sich schärfer ab. Gerade vor uns zeigten sich viele Windmühlen, welche wir im Ansfange für einen Wald gehalten hatten, rechts lag ziemlich nahe der „Thurm der Araber,“ links eine im Lichte der Sonne blendend weiß erscheinende Häusermasse mit schlanken Minarets und Thürmen: **Alexandrien**. Das Lootsenboot brachte uns einen des gefährlichen Weges kundigen Steuermann an Bord, der alsbald seine Instruktionen ertheilte. Er war der erste Sohn des vor uns liegenden Landes, den wir zu sehen bekamen, sprach ziemlich fertig Italienisch und schien sein Geschäft zu verstehen. Mit sicherer Hand führte er das nur von halber Dampfkraft bewegte Boot durch den gefürchteten Hafeneingang hindurch, an den Bädern der Kleopatra und mehreren Forts vorüber und dem innern Hafen zu.



Hier warfen wir neben einem mächtigen Kriegsschiffe der ägyptischen Flotte Anker.

Wie soll ich die Gefühle beschreiben, welche jetzt in uns rege wurden! Staunen und Neugier, Verwunderung und Freude vermischten sich. Die riesigen Werke des Vizekönigs, die fremdartige Stadt und das fremde Volk in den Barken beanspruchten wechselseitig unser Interesse. Wir ließen unsere Blicke von einem Ort zum andern schweifen, immer aber kehrten sie unwillkürlich zu einem vor uns liegenden, von der Säule des Pompejus überragten Palmenwalde zurück. Palmen, und Palmen in Wäldern, das Schauspiel ist zu neu, als daß wir es nicht bewundern sollten. Jetzt wurde uns klar: „Das Märchenland der tausend und einen Nacht liegt vor uns.“



Die ersten Tage in Egypten.

„Diese auf der Ueberfahrt wenig vorbereitete Uebersetzung von Europa in Afrika; diese plötzlich meinen inneren und äußeren Sinnen vorgezauberte neue Welt, mit ihren ganz neuen Lebensarten und Erscheinungen, für die ich gleichwohl die alten fünf Sinne behielt; das war es eben, was mich die ersten Stunden in den Straßen von Alexandrien wie ein Wachträumen umfängen hat.“

Golz, Ein Kleinstädter in Egypten.

Schon wenige Minuten nach unserer Ankunft umschwärmte eine Anzahl kleiner Barken das Dampfboot. Ihre Führer forderten die Reisenden in drei bis vier Sprachen auf, eine derselben zu besteigen und zu landen. Noch fehlte uns aber die Erlaubniß der Hasen- und Gesundheitspolizei hierzu. Die ersehnte Barke mit der gelben Quarantäneflagge erschien und legte dicht an unserem Schiffe an. Statt der gehofften „Prática“ ertheilte der befehligende Offizier der Quarantänemannschaft den strengsten Befehl, auf dem Schiffe zu verweilen, weil er es in Quarantäne erklären müsse. Erst der folgende Tag löste das Räthsel. Ein anderes Dampfboot des österreichischen Lloyd hatte sich vor wenig Tagen ein Versehen gegen die Verordnungen der Gesundheitspolizei zu Schulden kommen lassen, welches wir jetzt büßen mußten.

Grollend und misguthig ergaben wir uns in unser Schicksal; ich brauche nicht zu schildern, mit welcher Sehnsucht wir nach dem nahen Lande hinüberblickten. Die Zeit schlich bleiern dahin, obgleich die Schiffsgesellschaft manches Mittel, sie zu kürzen, anwandte. Wir beschäftigten uns eine Zeit lang mit dem Herabschießen der zahlreich uns umschwärmenden Möven. Die Hitze des Juli Egyptens wurde uns fast unerträglich; die Gefahren des fremden Klimas nicht kennend, versuchte ich mir Erleichterung zu

verschaffen und ging mit bloßem Kopfe auf dem Verdeck herum. Schon nach wenig Minuten fühlte ich mich bestraft; heftige, sich mehr und mehr steigende Kopfschmerzen waren die Vorboten einer mir damals kaum dem Namen nach bekannten, gefürchteten Krankheit, des Sonnenstichs. Egypten bot mir einen bösen Willkomm.

Erst vierundzwanzig Stunden nach unserer Ankunft war es dem k. k. österreichischen Generalkonsul gelungen, uns Pratika auszuwirken. Nachdem wir uns mühsam eine Barke verschafft hatten, — nicht, weil deren zu wenig, sondern weil ihrer zu viele waren und die verschiedenen Barkajuoli sich erst um uns gebalgt hatten — ruderten wir dem Lande zu. Hier wurden wir von einer schreien- den und schimpfenden, uns ihre Thiere anpreisenden und ihre Ge- nossen verhöhnenden Rotte von Eseltreibern ebenso in Empfang ge- nommen, mit oder ohne unseren Willen auf Esel gesetzt und der Stadt zugeführt.

Auch ich war die ersten Stunden in Alexandrien wie „von einem Wachträumen umfangen,“ aber doch war der erste Ein- druck der Hafencstadt auf mich für sie kein günstiger. Es ist für den in Egypten Neuangekommenen ein höchst ergötzliches und fesselndes Schauspiel, durch die wogenden, belebten Basare des arabischen Viertels zu reiten; es bedarf geraumer Zeit, um alle Eindrücke des fremden Bildes festzuhalten, um sich an das nur aus Erzählungen bekannte orientalische Treiben zu gewöhnen; aber die Frische der poetischen Anschauung der ersten arabischen Stadt erbleicht, wenn sich die altbekannten europäischen Gestalten dem Auge aufzwingen. In der Muhski, d. h. den nur von Euro- päern bewohnten Straßen Alexandriens, haben diese bereits das arabische Gepräge vollständig verdrängt. Ohne Alexandrien das Gute und Schöne einer europäischen Stadt zu ertheilen, hat die halbreife fränkische Civilisation oder, wenn ich so sagen darf, die Europäisierung der Stadt ihren orientalischen Charakter und damit ihren Reiz genommen. Und das empfindet der Fremde sogleich; Alexandrien wird ihm bald fade und langweilig.

Unsere trefflichen Eseltreiber brachten uns in Bälde nach dem am großen Plage oder der Esbekie liegenden europäischen Gast-

hose. Meine Kopfschmerzen waren so heftig geworden, daß wir einen Arzt um Rath fragen mußten. Dieser, ein liebenswürdiger Landsmann von uns, ließ mich, nachdem er einen Aderlaß und Arznei verordnet hatte, baldige Genesung hoffen. In der That wurde mir nach der Blutentziehung wohler. Der Baron hatte, um seine Reise so bald als möglich fortsetzen zu können, mit einem Engländer und dessen Frau (oder wie sich später herausstellte Maitresse) noch am Tage unserer Ankunft eine der Segelbarken des Nil zur Reise nach Kairo gemiethet. Man schilderte uns die „Dahabie“ *) als ebenso bequem und wohnlich wie unser Gasthaus, weshalb ich mich, trotz meines Kopfschmerzes, zur Weiterreise bereit erklärte. Die nöthigen Vorbereitungen und Einkäufe wurden gemacht, die Gesellschaft miethete sich einen Dragoman Namens Mähämméd, welcher zugleich Koch und Bedienter sein sollte, und bestellte die Esel zum Ritt an den Alexandrien mit dem Nil verbindenden Kanal.

Wir brachen am 31. Juli Abends vom Gasthose auf, verließen Alexandrien durch das „Bah et scherki“ oder das östliche Thor und ritten bei einbrechender Nacht an der kolossalen Säule des Pompejus vorüber und dem Kanale Mahmuhdie zu. Durch eine Akazienallee hindurchreitend kamen wir in ein elendes, nach dem Landhause eines türkischen Großen Moharrem-Bei genanntes Dorf am rechten Ufer der Mahmuhdie, wo unsere Barke liegen sollte. Die Nacht war aber so rasch hereingebrochen, daß wir sie nicht mehr auffinden konnten und zuletzt beschloßen, die Gastfreundschaft der Landbewohner in Anspruch zu nehmen.

Mahammed führte uns in eins der größeren Häuser. Ein Diener empfing und geleitete uns in das Empfangszimmer des Hausherrn. Dieser nahm uns, nachdem er unseren Wunsch durch Mahammed's beredten Mund erfahren hatte, sehr freundlich auf, bewirthete uns mit würzigem Kaffee, überfüßen Weintrauben und köstlichem Tabak und ließ uns nach einigen Stunden gute und reinliche Lager aufschlagen. Wir verbrachten in dem kühlen

*) Zu deutsch „die Goldene,“ Name dieser Barken.

Schlafzimmer sehr angenehm die Nacht, erhielten am folgenden Morgen Dasselbe, was wir gestern genossen hatten, und verließen dankend den lebenswürdigen Wirth des gastlichen Hauses.

Das Schifflein wurde nun bald aufgefunden, mit unserem wenigen Gepäck beladen und sofort in Gang gebracht; ein günstiger Wind trieb uns rasch dem Nil entgegen. Um Mittag begegnete uns ein von raschen Pferden geschleiftes Boot des Vizekönigs; sonst sahen wir den ganzen Tag über weiter Nichts als Himmel, Lust, Wasser, Schlamm, Schiffe und mehr oder weniger nackte Menschen; der Kanal bietet wenig Abwechslung. Gegen Abend erreichten wir „Fumm el mahmudie,“ den Mund des Kanals, und die ihn mit dem Nil verbindenden Schleußenthore von Abfeh. Wir stiegen an's Land, gingen zu Fuß durch das Hafendorf und standen am Nil.

Vor uns lag das jetzt zum tiefsten Stande herabgesunkene Silberband des heiligen Stromes, eingefast von blühenden Ufern. An dem uns gegenüberliegenden Ufer liegt Fuah, ein kleines Städtchen. Es ist ein ächt orientalisches Bild. Das dunkle Grün des Delta, die fruchtbeschwerten Palmen mit den im Winde wogenden Kronen, die mächtigen, blätterreichen Sykomoren und der heilige Strom geben den Rahmen zu einer weißen, malerisch gruppierten Häusermasse mit sarazenischen Erkerittern, überragt von schlanken, mit mehreren Gallerieen umgürteten Minarets. Wir standen und waren tief ergriffen von der unendlichen Schönheit des von der Abendsonne vergoldeten Panoramas. Unsere Blicke schweiften über die Wasserspiegel des Stromes dahin, seine Geschichte, die Geschichte von Jahrtausenden sprach uns an und führte unsre Gedanken mit sich fort in das Vergangene, aber Lust und Sonne, Strom und Palmen brachten uns zu uns selbst und zu erneutem Genuß des Anschauens zurück. Man muß noch neu im Lande sein, um all' den Zauber einer solchen Landschaft zu verstehen; man darf noch nicht Tage lang in Palmenhainen hingeritten sein, um die Schönheit des Königs der Bäume zu würdigen — denn auch das Herrlichste verliert durch die Gewohnheit an Reiz.

Obgleich unser Barkenführer und Schiffskapitän, arabisch

„Reis“ genannt, die Reise mit orientalischem Phlegma fortzusetzen gedachte, wurde er doch, durch energische, keinem Zweifel Raum gebende Vorstellungen von unserem Wunsche, schnell zu reisen, in Kenntniß gesetzt, bald bewogen, noch heute Nacht weiter zu gehen. Erst nach Mitternacht fuhr er bei erschlaffendem Winde dem Lande zu, um in der Nähe eines kleinen Dorfes zu übernachten. Am andern Morgen zeigte sich der Nil als belebte Straße handeltreibender Menschen und leichtbeschwingter Vögel. Wir begegneten vielen Schiffen und sahen mit Vergnügen das bunte Treiben der geflügelten Schaaren seiner Bewohner. Mächtige Pelikane fischten ungestört durch die vorbeisegelnden Schiffe mitten im Strome; noch zutraulicher waren die niedlichen schneeweißen kleinen Kuhreihher (*Ardeola bubulea*); sie liefen zu Dugenden in den Feldern herum und setzten sich auf die Rücken der Wasserbüffel, um ihnen die Insekten abzulesen.

Leider war ich nicht fähig, alles Neue, welches uns die Nilfahrt bot, mit Lust und Vergnügen anzuschauen. Meine Krankheit hatte während unserer Reise sehr an Heftigkeit zugenommen. Es ist mir unmöglich, eine Beschreibung derselben zu geben; ich weiß nur, daß ich fürchterliche Kopfschmerzen, scheinbar so recht im Innern des Gehirns verspürte und wenn diese gar zu heftig wurden, durch lange anhaltendes Delirium und Besinnungslosigkeit in einen um deshalb besseren Zustand versetzt wurde, weil ich dann meine Schmerzen nicht mehr fühlte. Nur meine kräftige Körperkonstitution ließ mich die Krankheit, an welcher viele Europäer und selbst Eingeborne sterben, überleben.

Die kurze Reise nach Kairo sollte nicht ohne Abenteuer endigen. Am 3. August (1847) war unser Steuermann so unvorsichtig, das mit vollen Segeln den Strom hinaufbrausende Schiff auf ein anderes laufen zu lassen, dem dadurch das Steuer zertrümmert wurde. Es war zum Unglück noch mit einer zahlreichen Menge von Weibern beladen und diese erhoben nach dem Zusammenstoß ein so lautes, gellendes und durchdringendes Gebrüll, daß wir erschreckt aus unserer Kajüte heraustraten. Da sahen wir, daß sich vom Bord des andern Schiffes aus vier nackte Matrosen

in's Wasser stürzten, auf unser Schiff zuschwammen und an demselben emporklimmten. Einer der ungebetenen Gäste bemächtigte sich des Steuers und dirigierte jetzt unser Schiff, die anderen geriethen mit unserer Schiffsmannschaft in heftigen Streit und erhoben dabei ein furchtbares Geschrei. Der ganze Hergang war uns vollkommen unverständlich, aber weil wir fürchteten, daß diese, scheinbar in entsetzlicher Wuth auf unserem Schiffe herumtobenden Männer uns angreifen könnten, bewaffneten wir uns mit Säbel und Pistolen und stellten uns drohend vor den Eingang der Kajüte. Das ersah der Reis als ein Mittel zur Befreiung der Eindringlinge und bat uns durch den Dolmetscher, ihm gegen „die Räuber und Mörder“ beizustehen. Jetzt verwandelten wir unsere bisher passive Stellung sogleich in eine offensive. Der Baron stürzte sich auf den nackten Steuermann und hieb ihn mit seinem, in Wien erst scharfgeschliffenen Säbel dermaßen über den Kopf, daß er lautlos kopfsüder in den Strom fiel und sich dort kaum über dem Wasser erhalten konnte. Ich ging mit bloßem Hirschfänger direkt auf die Uebrigen los und trieb sie durch scharfe Hiebe in die Flucht; unser Reisegefährte, der Engländer, griff erst zu den Waffen, nachdem er von seiner Maitresse, einer muthigen Französin, durch schallende Ohrfeigen dazu aufgefördert worden war. Meine drei Gegner warteten seine Ankunft auf dem Kampfsplatz aber nicht ab, sondern stürzten sich sogleich nach dem Fall ihres verwundeten Gefährten in den Nil, um diesem zu Hülfe zu eilen. Alle vier erreichten auch glücklich das eine Ufer des Stromes und kehrten nach ihrer ebenfalls dort gelandeten Barke zurück.

Auf dieser erhob sich ein Heidenlärm. Ein ganzer Haufe von Männern bewaffnete sich mit Knütteln und verfolgte, längs des Ufers hinlaufend, unser Schiff mit Wuthgeschrei und Rache drohend. Man hätte sie für nordamerikanische Wilde halten können. Sie waren ganz nackt, der glattgeschorene Kopf zeigte nur die Skalpirlocke am Scheitel, ihre Farbe war so dunkel, daß sie der der Rothhäute wohl ziemlich ähnlich sein konnte. Wir luden unsere Gewehre mit Kugeln, holten die Büchsen herbei und bereiteten uns ernstlich zu einem etwaigen zweiten Angriff vor. Wirklich

schiene sie diesen zu beabsichtigen. Nach einiger Zeit bemächtigten sie sich einer kleinen Barke und steuerten zu uns herüber. Allein die ernstliche, ihnen durch den Dolmetscher zugerufene Drohung, daß wir sie niederschließen würden, wenn sie noch näher kämen, hielt sie zurück; sie ließen von ihrer Verfolgung ab und kehrten auf ihr Schiff zurück.

Nur unsere gänzliche Unkenntniß des Landes und seiner Bewohner konnte unser Verfahren entschuldigen. Zwei Jahre später würde ich jene Matrosen mit der Peitsche und nicht mit dem Säbel verjagt haben. Die armen, von uns so sehr verkannten Burschen hatten keineswegs die Absicht gehabt, uns anzugreifen, sondern wollten sich von unserem Kapitän nur die Entschädigung für das ihnen zerbrochene Steuer zahlen lassen. Daß die Leute bei dieser Expedition aus vollem Halse schreien und anderweitigen Lärmen zu verursachen bemüht waren, hätte einen mit ihren Sitten Vertrauten nicht beunruhigt, weil er gewußt haben würde, daß die Araber bei jeder Gelegenheit schreien und lärmten, aber es war uns ebensowenig zu verargen, daß wir nach den falschen Vorspielungen des Reis auf unserer Hut waren. Die Schändlichkeit des Letzteren hätte leicht einige Menschenleben kosten und uns große Unannehmlichkeiten zuziehen können.

Bei dieser Handgenosse war der Hut des Barons vom Winde entführt worden und auch er trug in wenigen Minuten einen Sonnenstich davon, welcher schon am nächsten Morgen Delirium herbeiführte. Ich wußte nicht, was ich thun sollte und legte zulezt dem in der Fieberhize Glühenden ohne Unterbrechung nasse Umschläge auf den Kopf, obgleich ich selbst so krank war, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Erst in der Fremde und auf Reisen sieht man ein, wie nothwendig ein Mensch den andern braucht. Wir waren Beide krank und genöthigt, uns gegenseitig zu pflegen; der Baron mußte sich selbst eine Ader öffnen.

In sehr gedrückter Stimmung sahen wir am 5. August die Zeugen längst vergangener Größe am Horizonte aufsteigen. Ueber das flache Land ragten die Pyramiden empor, und jene ewigen Bauwunder zeichneten ihre kolossalen Dreiecke in den klaren Aether

zum Zeichen, daß es in allem Wandel und Fluß der irdischen Dinge und Zeiten doch schon hinieden ein Festes und Unwandelbares geben darf und soll*)." Wir waren von diesem Schauspiele, von ungefähr denselben Gedanken tief ergriffen. Daß dem Knaben durch sein Bilderbuch, dem Schüler durch seine Lehrer Altbekannte lag hier als früher nur geahntes Original vor uns. Mir war, als ob ich träumte. Hundert Male habe ich die Pyramiden später gesehen, viele Male vor ihnen gestanden, niemals ihre Größe erfassen können, aber sie haben den hochehebenden Eindruck, den sie in mir vom ersten Sichtbarwerden zurücließen, nie wieder auf mich gemacht. Und der wird in mir fest und unwandelbar bleiben, wie jene hehren Denksteine eines großen altberühmten Volks. Jener Autor hat wahr gesprochen, wenn er sagt, daß es auch schon hinieden etwas Festes und Unwandelbares geben darf.

Wir befanden uns jetzt im „Battu el bahhr“**) und erreichten nach kurzer Fahrt den ungetheilten Nil. Südöstlich stiegen die schlanken Minarets auf der Citabelle der Maheruhseth***) am Horizonte auf. Reizende Landhäuser zu beiden Seiten des Flusses kündeten die Nähe der Hauptstadt. Um zehn Uhr Vormittags landeten wir in Bulakh, dem belebten Hafen Kairo's. Mahammed besorgte Esel, auf denen wir langsam, uns nur mit Mühe aufrecht erhaltend, durch die Straßen der Hafenstadt ritten. Dann gelangten wir in eine schattige Platanenallee, welche uns mit den vielen Kairo umgebenden Gärten den Anblick der herrlichen, im ganzen Oriente gepriesenen „Mässr el khähirä“****) noch ver-

*) Golz, Ein Kleinstädter in Egypten.

**) Oft, aber mit Unrecht „Battu el bakher“ (Bauch der Kuh) genannt. Battu el bahhr heißt wörtlich Bauch des Flusses, weil dieser sich hier in die beiden Arme von Damiaht und Reschied theilt und sich nach beiden Seiten ausbaucht.

**) Mahërühseth oder Mähërühsä ist ein Beinamen Kairo's und bedeutet „die von Allah Beschützte," von härräsä, schützen.

****) Mässr bedeutet Hauptstadt, wird aber fast ausschließlich nur für Kairo gebraucht; khähira bedeutet „die Zwingende“ und bezüglich „Unbezwungene;" von diesem Worte ist Kairo (sprich Kai-ro und nicht Ka-i-ro) abgeleitet.

schleierte. Wir waren sehr froh, nach halbstündigem Ritte einen der europäischen Gasthöfe Kairo's erreicht zu haben.

Unsere Körperkräfte waren so erschöpft, daß wir uns sogleich nach unserer Ankunft zu Bett begeben mußten. Man rief einen italienischen Arzt, um uns zu behandeln, und bestellte einen arabischen Lohnbedienten zu unserer Pflege. Bis zum elften August lagen wir fest darnieder. Die Kopfschmerzen wurden oft so heftig, daß wir von einer Ohnmacht in die andere fielen. Ich erinnere mich nur weniger Tage, an denen wir volles Bewußtsein hatten und mit einander sprechen konnten.

Ein solcher war der siebente August. Wir lagen matt und kraftlos auf unseren Betten und klagten über die entsetzliche Schwüle der Luft. Plötzlich vernahmen wir ein donnerähnliches Rollen, Geschrei und Wehklagen auf der Straße, Gebrüll von Thieren und eiliges Laufen auf den Corridors; unsere Bettgestelle schwankten, die Thüren des Zimmers flogen auf und zu, klirrende Fensterscheiben, zerbrechende Gläser stürzten zum Fußboden herab, an einzelnen Stellen des Zimmers löste sich der Mörtel von den Wänden und fiel polternd im Zimmer nieder, — wir wußten uns die Erschütterung nicht zu deuten. Ein neuer, stärkerer Stoß folgte dem ersten, wir hörten das Einstürzen von Mauern in unserer Nähe und fühlten, wie unser Haus in seinen Grundfesten schwankte. Da wurde uns das Phänomen entsetzlich klar: ein Erdbeben erschütterte die Hauptstadt. Und ohne Hülfe lagen wir, krank und elend, allein in unseren Betten, kaum fähig, uns zu bewegen, nicht im Stande, gleich den anderen Reisenden hinaus in's Freie zu flüchten; unsere Lage war eine gräßliche. Die Naturerscheinung währte kaum eine Minute, uns wurde diese Zeit zu einer Ewigkeit. Ich erinnere mich noch heute sehr wohl der schauerhaften Vorstellung unseres geängsteten Geistes; das Einstürzen des Hauses fürchtend, betrachteten wir mit Todesangst die zersprungenen Mauern und ergaben uns mit verzweifelter Resignation in das bevorstehende Schicksal. Aber unser von Europäern erbautes Haus hielt die starke Erschütterung aus; nach wenigen Minuten verkündigte uns der herbeieilende Diener unsere Rettung. Das Erdbeben begrub in

unserer Nähe siebzehn Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen.

Am achtzehnten Tage meiner Krankheit konnte ich den ersten Ausgang machen. Noch war ich sehr entkräftet, weiß aber noch heute nicht, ob mehr durch die Krankheit selbst oder durch die Behandlung des Quacksalbers, welcher uns in der Kur hatte. Er hatte mir während der kurzen Zeit meines Krankseins durch drei Aderlässe und vierundsechzig Blutegel so viel Blut entzogen, daß ich meine Schwäche billig auf Rechnung einer so infernalischen Heilmethode schieben kann. Um mich gründlich zu kuriren, ließ er mir durch einen arabischen Barbier noch Senfpflaster auf die Waden legen. Dieser vergaß, sie zu rechter Zeit abzunehmen und dachte erst nach zwölf Stunden an den seiner Pflege Uebergebenen. Ich habe von da an ein für alle Mal an italienischer Unwissenheit, Gewissenlosigkeit und Quacksalberei genug gehabt.

Mit steigenden Kräften wuchs uns auch Lebensmuth und Lebenslust wieder. Wir ritten, um uns gleich mit einem Male so recht in's dichteste Gewühl der „Unvergleichlichen“ zu stürzen, durch die belebtesten, volkreichsten Straßen der Hauptstadt nach der Citabelle. Ich war in einer andern Welt; ich wußte nicht, ob ich „meiner alten fünf Sinne“ noch mächtig war; ich war ein Trunkener, ein von Haschiesch*) Berauschter, der in seinem Träumen wirre, bunte, fremde Bilder sieht, ohne sich von ihnen einen klaren Begriff machen zu können. Luft, Himmel, Sonne, Wärme, Mensch und Thier, Minaret und Kuppel, Moschee und Haus — Alles, Alles war mir neu. Gerade diese Momente sind es, welche sich zu dem wunderbaren Ganzen vereinigen. Solch ein Geswimmel, solch Geschrei, solch ein Sich=Durcheinander=Drängen war mir nicht einmal im Traume vorgekommen. Ein ewig sich neu verschlingender, unaufhörlich sich auflösender und wieder bildender Knäuel wogt durch die Straßen. Da steht man Fußgänger und Reiter zu Esel und zu Roß oder hoch oben auf dem Rücken eines

*) Ein narkotisches Extract aus Hanfsamen, mit einer dem Opium fast gleichen Wirkung.

Kameeles; halb nackte Fellahhühner und beturbante Kaufleute, zerlumpte Soldaten und von Goldstickerei überladene Offiziere, Europäer, Türken, Griechen, Beduinen, Perser und Neger, Handelsleute aus Indien, aus Dahr-Zuhr, Syrien und vom Kaukasus; dicht verschleierte, in schwarzen Seidentaffet versteckte orientalische Damen und Fellahsweiber im einfachen blauen Hemde, mit lang herabwallendem Gesichtschleier; Kameele mit ihren riesigen Lasten, Maulthiere mit Waaren beladen, Esel vor kreischende Karren gespannt, Droschken mit prächtigem Geschirr und kostbaren Pferden, davor einen in vollem Laufe dahinrennenden, mit mächtiger Peitsche knallenden Sklaven, reich gekleidete, vornehme Türken auf noch reicher gefattelten edlen Rossen, in Begleitung des unerlässlichen Stallknechtes mit dem rothen Tuch, — dem Zeichen seines Amtes — auf der Schulter; mit Wassergefäßen klingelnde Wasserträger, einen großen, langbehaarten Schlauch oder einen kaum weniger haltenden Thonkrug auf dem Rücken, blinde Bettler, herumwandernde Zuckerbäcker, Fruchthändler, Bäcker, Zuckerrohrverkäufer u. s. w. Das ist ein Lärmen, in dem man sein eigenes Wort nicht hören, das ist ein Gedränge, durch welches man sich nicht hindurch winden kann. „Oaa ja sihdi, tacherak, ridjak, jemihnak, djembak, schmalak, rahsak, oaa el djemmel, el bahrhele, el humahr, el hossahn, oaa wischak (wodjak,) oaa, ja sahtir, tastuhr ja sihdi!“ *) tönt es ununterbrochen. Jeder Augenblick bringt Neues, jeder macht das vor wenig Sekunden Gesehene veralten. Denkt man sich hierzu die kühlen, krummen, heimlichen, nach oben zu immer enger werdenden, oft geradezu überdachten und deshalb dunklen Gassen mit den von kunstvollem Schnitzwerk überkleideten Häusern, im Gegensatz zu den zum Himmel strebenden, von der Kraft der ägyptischen Sonne beleuchteten Minarets und einer hier und da zwischen den Häusern emporwuchernden Palme,

*) In Deutsch: Sieh Dich vor, Herr! Dein Rücken, Dein Fuß, Deine rechte Seite, neben Dir, Deine linke Seite, Dein Kopf (ist gefährdet), sieh Dich vor, ein Kameel, ein Maulthier, ein Esel, ein Pferd, nimm Dein Gesicht in Acht, sieh Dich vor; o Du Bewahrer [Gott] (hilf!), behüte Dich, Herr!

denkt man sich hierzu den Zauber des durch die Luken der Straßendeckung herabschimmernden ewig blauen Himmels, den Genuß der reinen, köstlichen Luft — so hat man ein schwaches Bild einer der Hauptstraßen Kairo's, aber nicht das eines Basars, denn dort herrscht wieder ein ganz anderes Leben.

Wir konnten uns nicht satt sehen an den wechselvollen Bildern; der Geist ermüdete von allem Schauen. Da hielten wir vor hochgewölbtem Portale, stiegen von unseren Reitthieren und traten in die Moschee des Sultahn Hassan. Der Friede Gottes umwehte uns; die Stille der Moschee kontrastirte so lebhaft mit dem übersprudelnden Leben der Straße, daß wir wohl fühlen mußten, wir waren in das Haus Gottes eingetreten. Man zog uns Schuhe an, wir schritten in's Innere.

Der Marmorboden ist mit Matten und Teppichen bedeckt, von den Kuppeln hängen unzählige Lampen an starken Messingketten herab. Jeder Vorsprung ist mit künstlichen Arabesken bedeckt, die kühnste Phantasie zeichnete die hochgewölbten Kuppeln, die weit geschwungenen Bogen und die Säulen vor.

„Von Allem, was einer christlichen Kirche zu gleichem Zwecke zu Gebote steht, Gemälde, Heiligenbilder, glänzender Altarschmuck, Musik, Weihrauch, Blumen — hat die Moschee Nichts! — sie muß den Stein geschmeidig machen, — und sie thut es!“

Die Wände sind mit Schriftzeichen bedeckt, Khorahnstellen schmücken die einfache Kanzel. Keine Gallerie, keine Empore hemmt den Schwung der Bogen und Pfeiler, kein Betstuhl verengt das Schiff des Gotteshauses. Der große Raum ist ein Raum, Kuppel, Pfeiler, Arabesken und Marmormosaik sind Eins.

Auf den Strohmaten lagen die Gläubigen im Gebet. Andere lasen mit andächtigen Beugungen des Hauptes im Khorahn. Man zeigte uns das Grab des Erbauers und eine in die Wand eingemauerte, gegen drei Fuß im Durchmesser haltende Scheibe, ein Andenken an die goldenen Zeiten der Regierung des Erbauers, weil damals ein Brod von dieser Größe nur einen Para oder Heller kostete. Im Hofe der Moschee sahen wir ein von Palmen

umstandenes Bassin, an welchem die Gläubigen die ihnen vom Ge-
setze vorgeschriebenen Waschungen verrichten.

Von hier aus ritten wir nach der Citabelle. Der Weg zu ihr
geht in einem großen Bogen ziemlich steil an dem Abhange des
Mokhadam, auf dem sie liegt, hinan. Wir gelangten durch drei
Thore in die inneren, von französischen Ingenieuren erbauten Fe-
stungswerke. Man zeigte uns den berühmten Josephsbrunnen und
die Stelle, von welcher bei der allgemeinen Niedermeglung der
Mameluken — am 1. März 1811 — einer der edelsten Führer
jener Kriegerschaar, hart bedrängt, mit seinem arabischen Rosse
mehr als sechzig Fuß tief über die Mauern hinabsetzte. Der Sprung
richtete das Thier zu Grunde, rettete aber den Reiter; Mahammed-
Ali begnadigte den „kühnen Springer“ und schenkte ihm eine
kleine Pension. Er lebte als letzter der Mameluken noch lange in
Kairo.

Von einer der Batterien genossen wir einen entzückenden Ueber-
blick Kairo's und seiner Umgebung; wohl das schönste Panorama
Egyptens lag vor uns. Es liegt etwas Zaubervolles in der süd-
lichen Beleuchtung; das Auge vermag den ganzen Reiz einer in
ihr liegenden Landschaft gar nicht zu erfassen. Unter uns breitete
sich das märchenhafte Kairo aus, die Stadt mit ihren mehr als
dreimalhunderttausend Einwohnern, mit tausend Kuppeln, Minarets
und Moscheen, mit Vorstädten, von denen jede an und für sich
eine beträchtliche Stadt bildet, umgeben von einer in der Fülle des
Pharaonenlandes schwelgenden, von einem Strome ersten Ranges
durchzogenen Landschaft; in nächster Nähe sahen wir die Wächter
des verderbenden Flugandes der Wüste, eins der Wunder der
Welt, die Pyramiden; den Horizont nahm die Wüste ein,
jener einförmige, fahlgelbe, scheinbar unendliche, unermessliche Strei-
fen, in dem sich das Auge verliert: das war das Bild, welches
sich unseren trunkenen Blicken entrollte. Der Abend lag auf der
paradiesfischen Gegend, der Nil floss golden, so weit man ihn ver-
folgen konnte, durch die lachenden Fluren dahin, ein sanfter West-
wind bewegte die Kronen der Palmen. Wir standen sprachlos,
staunend vor dem erhabenen Anblicke. Wie ferner Donner schallte

das Getöse der tief unten wogenden Menge zu uns hinauf; da — es ist die Zeit des Abendgebetes, denn die Sonne taucht in das ewige Sandmeer — ertönt hoch über uns vom schlanken Minarett der Moschee herab der sonore Gesang des Mu ed d i h n, des Verkündigers des Glaubens, er ruft sein „Hai aal el sallah!“ zu der Menge hernieder; der fromme Mahammedaner eilt zum Gebet und der Christ muß es fühlen, daß auch ihm die Mahnung des Sängers zum Herzen drängt: „Ja, rüste Dich zum Gebet!“

Während unseres Aufenthaltes in Egypten hatten wir erfahren, daß in Kurzem eine Mission katholischer Geistlicher nach dem Innern Afrika's abgehen würde. Es war uns von Interesse, die kühnen Verkündiger des Evangeliums kennen zu lernen. Ein Empfehlungsbrief vom Generalkonsul von Laurin verschaffte uns bei ihnen Zutritt. Die weitausgreifenden Pläne der Geistlichen erregten unsere Reiselust in so hohem Grade, daß der Baron die Bitte wagte, sich mit mir der Mission anschließen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm nicht nur gewährt, sondern die Herren waren sogar freundlich genug, uns einige Zimmer in einem großen Hause Bulahk's, das sie bewohnten, anzubieten, wovon wir dankbar Gebrauch machten. Somit war uns die Möglichkeit gegeben, mit einer Gesellschaft gebildeter, landes- und sprachkundiger Landsleute in das Innere Afrika's dringen zu können. Charthum, die Tropenstadt der innerafrikanischen, unter Egyptens Scepter gepreßten Länderstriche, erreichen zu können, war damals unser höchster Wunsch.

Die Mission bestand aus fünf, von der Propaganda in Rom gesandten Geistlichen und hatte den Zweck, die Heiden des weißen Flusses zu bekehren. Ich will meiner Erzählung vorgreifen und unsere nachherigen Reisegefährten kurz zu schildern versuchen. Der Chef der Mission war der aus dem Aufstande der Drusen und Maroniten zur Zeit der Kriege Ibrahim-Pascha's mit der Pforte wohlbekannte Jesuit Nyllo, ein Mann von seltenen Geistesgaben und wirklich furchtbarer Energie, aber Jesuit durch und

durch. Zur Zeit unserer Bekanntschaft mit ihm litt er schon an einer sich mehr und mehr verschlimmernden Dysenterie. Die ihn behandelnden Aerzte rathen ihm, zur sicheren Genesung nur einige Wochen nach Europa zu gehen; aber der Befehl seiner Oberen lautete, so bald als möglich nach dem Inneren Afrika's aufzubrechen. Er gehorchte, verließ in der Voraussicht seines Todes Egypten und eilte seinem Ziele zu. Nach einer Reise voller Mühseligkeiten und Beschwerden erreichte er Charthum und starb dort nach kurzem Aufenthalte. Das ist der Muth, welcher katholische und vorzugsweise jesuitische Geistliche so vorthellhaft vor manchen protestantischen Missionären auszeichnet; ich würde Nylo bewundert haben, wäre er nicht Jesuit gewesen. Die Seele der Mission aber war der in Deutschland rühmlichst bekannte Vater Ignaz Knoblecher aus Laibach. Ich habe später Gelegenheit gefunden, diesen Mann bewundern zu lernen. Er war eben so liebenswürdig, als gelehrt; er war unermüdet in seinen Arbeiten, heiter im Umgange mit seinen Reisegefährten, bescheiden und streng sittlich. Im Besitze von seltenen und tiefen Sprachkenntnissen, war er gleichwohl auch in anderen Wissenschaften bewandert und hatte neben dem ihm von seinen Oberen gesteckten Ziele nur die wissenschaftliche Ausbeutung seiner großen Reisen, ohne Rücksicht auf jeden Gewinn, im Auge. Während seine Reisegefährten ihre Zeit mit nutzlosem oder herzlosem Gebetelesen verschwendeten, besorgte er nicht nur alle nöthigen Tagesarbeiten, sondern führte noch nebenbei ein wirklich ausgezeichnetes wissenschaftliches und sehr mühsames Tagebuch. Seine Ausdauer glich seinen übrigen Eigenschaften; sie war großartig.

Padre Petremonte, von uns Padre Mufsa genannt, war der dritte Geistliche der Mission. Er stand, obgleich Jesuit, geistig weit hinter den Erwähnten zurück, liebte die Jagd leidenschaftlich und war von einer unseligen Befehrungssucht befallen. Vor Allem schien er es darauf abgesehen zu haben, mich zur allein-seligmachenden Kirche zurückzuführen. Tagtäglich hielt er mir einen langen Sermon mit den sich regelmäßig wiederholenden Anfangsworten: „O figlio mio, la strada della salute è apperto per voi, u. s. w.“, nach denen er mir die Finsterniß zu schildern ver-

suchte, in denen sich meine von den Banden des Kegerthums umstrickte Seele befinden sollte. Trotz seiner mißglückten Versuche sind wir gute Freunde geblieben.

Die übrigen Geistlichen waren der Padre Don Angelo Vinco und der Bischof Monsignore di Maurikaster. Ersterer war ein nicht gerade sehr befähigter Mann, in dem sich sonderbare Widersprüche vereinten. Don Angelo kammerte sich, aus Furcht vor dem Ertrinken, bei jedem Windstoße ängstlich an den Mast unserer Nilbarke, blies bei jeder ihm gefährlich scheinenden Fahrt seine Gummimatrage auf, um sie als Rettungsboot bei dem befürchteten Schiffbruche zu gebrauchen, — und lebte später mehrere Jahre, unter dem 4^o der nördlichen Breite, unter halbwillden Regierhorden, ohne Furcht zu kennen. Ich erfuhr später, daß ihm der König der Nuëhr seine Tochter verheirathen wollte und sich höchlichst erzürnte, als ihm Padre Vinco erklärte, daß er als katholischer Geistlicher nie gesonnen sein könne, einem so unsinnigen Gesuche zu willfahren. Unser Vater war Jesuit, aber sehr gutmüthig, rechtlich und achtbar. Ganz das Gegentheil von ihm war der fünfte Geistliche, der Bischof. Dieser war nicht eigentliches Mitglied der Mission und begleitete sie nur bis Charthum, von wo er zurückkehrte. Der Bischof besorgte das christliche Gesetz: „Ein Bischof soll unsträflich sein“ keineswegs. Er nahm es z. B. mit den Gesetzen der Keuschheit nicht sehr genau, lebte nur dem Vergnügen und begnügte sich, unter den Augen des strengen Padre Nyllo tagtäglich sein Brevier zu lesen.

Außerdem hatten sich der Mission noch drei weltliche Personen angeschlossen. Der Eine, Baron S. S., früher in Batavia Aufseher einer Pflanzung, wollte im Sudahn die Kultur des Kaffes und Reises zum Vortheile der Mission versuchen, mußte aber von dort aus, seiner Trunksucht wegen, nach Egypten zurückgeschifft werden; die anderen Beiden, ein junger Malteser und ein unausgestellter Levantiner, dienten den Geistlichen als Einkäufer, Diener und Dolmetscher.

Uns mit eingerechnet, bestand also die Gesellschaft aus acht Europäern und zwei Orientalen, zu denen später noch nubische

Bedienten hinzukamen. Die Abreise war für das Ende des September festgestellt. Es blieb uns demnach noch Zeit genug, die Umgegend zu durchstreifen, unsere Ausrüstungen für die große Tour zu treffen und unsere Pläne auszuarbeiten. Die meiste Zeit nahmen die nöthigen Einkäufe in Anspruch. Eine Reise in's Innere Afrika's ist in jeder Hinsicht von anderen Reisen verschieden. Man geht Ländern entgegen, in denen man weder Handwerker und Künstler, noch Kaufleute und Gastwirthe findet, und muß darnach seine Einrichtungen treffen. Mit allem und jedem zu einer Haushaltung Nöthigen muß man sich versehen, vom Tische bis zur Nähnaedel herab; alle Bedürfnisse müssen bedacht werden, will man später nicht empfindlichen Mangel leiden. Der Reisende muß Kleider, Papier und Schreibmaterialien, Gewaaren, Essig, Del, Branntwein, Spiritus und Wein für mehr als Jahresfrist, Arzneien, Lanzetten und Schröpfköpfe, Aerte, Beile, Sägen, Hammer, Nägel, Gewehre und Munition, Reisebeschreibungen, Charten u. s. w. u. s. w. u. s. w. mit sich führen und hundert Dinge besitzen, welche man erst vermißt, wenn man sie entbehrt. Findet man ja noch etwas Brauchbares auf einem der Basare Oberegypdens oder Sudahns: dann sind die Preise enorm. Alle Gegenstände müssen vor der Reise sorgfältig in besonders dazu eingerichtete Kisten gepackt und in strengster Ordnung gehalten werden. Vorzüglich schwer ist es, Alles so unterzubringen, daß es wohl versorgt und gleichwohl leicht auszupacken ist, wenn es schnell gebraucht werden sollte.

Bei diesen langweiligen Arbeiten gingen uns die geistlichen Herren mit Rath und That hülfreich zur Hand. Ich will die Vortheile, welche wir genossen, indem wir uns der Mission angeschlossen, nicht verkennen, habe aber später einsehen gelernt, daß der Naturforscher allein oder von seinen Gefährten unabhängig reisen muß, will er der Wissenschaft dienen, wie er soll. Eine einmal verlorene Gelegenheit, schöne und werthvolle Beute zu erlangen, kommt selten wieder. Wir waren neu im Lande und hatten unter der Aegide der Mission Zeit und Gelegenheit, so viel von den Sitten und Gebräuchen der Völkerschaften, unter denen wir lebten, kennen zu lernen, als uns zum späteren selbstständigen

Reisen nothwendig war, wir lernten die jedem Neuling im Reisen entgegretenden Schwierigkeiten jeder Art durch das Beispiel der Mission bekämpfen, — aber wir wurden ihrem Willen unterthan und unselbstständig. Und das hat uns später viel geschadet.

Am 24. September mietheten die geistlichen Herren eine Nilbarke zur Reise nach Assuan, der Grenzstadt Egyptens gegen Nubien, zu dem Preise von zweitausendfünfhundert Piaſtern. Sie wurde in Stand gesetzt und mit dem Gepäc beladen. Die Abreise stand bevor. Noch wenige Tage vorher erreichte uns ein unheil kündendes Gerücht. Kyllo hatte bei dem Aufstande der Drusen und Maroniten dem mächtigen Ibrahim durch seine das Volk begeisternden Reden mehr geschadet, als alle Häuptlinge der Bergvölker zusammen genommen. Der Pascha hatte sogar einen hohen Preis auf den Kopf des gefürchteten Parteigängers gesetzt und dieser, kühn genug, wagte es, nach Egypten zu kommen. Jetzt hieß es, Ibrahim habe nicht vergessen, was er dem Jesuiten in Syrien zugeschworen; ein Beduinenschek habe Auftrag, unsere Karawane aufzuheben und dafür die Effekten als gute Beute zu behalten. Padre Kyllo solle Egypten lebend nicht wieder erreichen. Er kehrte in der That dahin nicht zurück.

Die Pyramiden.

Ja es ist ein Ungeheures mit diesem Bau; — er ist ein Spiegelbild der uralten Menschenphantasie. Von dem Himmel gethürmten Steinmassen zeichnend hier zu den Nachgeborenen, zu Menschenkindern einer machtlosen Zeit: der älteste Menschenglaube, der adamitische Natur- und Gottesinstinkt, die ungeschwächte Thatkraft, die Herrschertyrannie, der Tyrannenübermuth.

Bogumil Golz.

Es war am 16. September. Der Nil hatte seinen höchsten Stand erreicht, alle Kanäle waren gefüllt, die Felder überfluthet. Man konnte nur auf hohen Dämmen zwischen den durch sie abgetheilten Wasserflächen dahin reiten, aber die Sonne war so angenehm, bligte so goldbig wieder auf den ungeheuren Wasserspiegel, die fruchtbeladenen Palmen wiegten ihre duftigen Kronen in einem so lieblichen Westwinde, daß es uns dennoch mächtig hinauszog in's Freie, hinüber zu den blendenden Steinmassen, welche wir jetzt tagtäglich, aber immer nur aus der Ferne gesehen hatten. Wir wollten noch heute die Pyramiden besuchen.

Einer unserer neuen Bekannten, der uns als landeskundiger Führer und angenehmer Gesellschafter lieb und werth gewordene Baron von Brede war so gefällig, uns zu begleiten. Er half uns die nothwendigsten Einkäufe von Wein, Brod, Fleisch, Kasse, Lichtern u. s. w. machen, bestellte vier starke Esel und ritt mit uns Nachmittags drei Uhr von Bulakh aus. Der Weg führte uns zuerst nach Alt-Kairo, jetzt „Massr atieka“ genannt, wohin man von Bulakh aus auf einer breiten, sich zwischen blühenden Gärten und fruchtbaren Pflanzungen dahinziehenden Hochstraße reitet. Von

Alt-Kairo ließen wir uns in einer „Maädie“*) mit sammt unsern Eseln nach Djieseh übersetzen. Die Thiere waren mit Ausnahme des unlenkamen Zeltträgers so an diese Art des Transportes gewöhnt, daß sie ohne Verzug in die Barke setzten; der störrische Esel wurde entladen, von zwei handfesten Arabern am Kopfe und Schwanze gepackt und gewaltsam in den „Bauch des Schiffes“ geworfen.

In Djieseh kauften unsere Treiber Brod und Zwiebeln für sich und Bohnen für ihre Thiere ein. Dann führten sie uns durch viele Winkelgäßchen hindurch in's Freie. Da lagen sie ganz nahe vor uns, die großartigsten Gebäude der Welt; aber leider schien uns der Weg abgeschnitten zu sein. Die Ueberschwemmung hatte das zwischen uns und den Pyramiden liegende Land in einen See verwandelt, aus dessen Wasser hier und da ein Dorf oder ein hochgelegener Weg hervorsah. Wir mußten, von einem Dorfe zum andern reitend, wohl das Dreifache des gewöhnlichen Weges zurücklegen, ehe wir die Wüste betreten konnten.

Das Wasser war belebt von unzählbaren Möven und Entenschaaren; einzelne Pelekane fischten gemeinsam in den tieferen Stellen, Reiher und Störche entflohen schon aus großer Entfernung vor den herannahenden Menschen.

Erst lange nach Sonnenuntergang kamen wir am Fuße der Pyramiden an. Das blasse Mondlicht spiegelte sie uns noch einmal so groß vor, als sie wirklich sind. Wir schlugen unser Zelt im Sande der Wüste auf, scharften uns den Sand zu Polstern zusammen und belegten diese mit den mitgebrachten Teppichen. In der Mitte des Zeltes brannte ein lustiges Feuerchen; unsere lustige Wohnung wurde dadurch höchst gemüthlich. Aber

*) Zur Verbindung beider Nilufer findet man an allen Orten, wo ein lebhafter Verkehr statt findet, Ueberfahrtsbarken, „Maädie“. Sie sind Eigenthum der Regierung und werden von dieser an Schiffer mit der Erlaubniß verpachtet, einen bestimmten Fahrlohn erheben zu dürfen. Dieser beträgt für einen Menschen fünf, für einen Esel zehn Para; ein Maulthier wird mit einem halben, ein Pferd oder Rind und ein Waarenballen mit einem Piaster, ein Kameel mit zwei Piastern besteuert.

Baron von Wrede meinte, daß noch der Tschibuk und der Kasse fehle, ließ sich den ersteren reichen und forderte den letzteren. Da brachte der Treiber die betäubende Nachricht, das sei vergessen worden, wonach das Herz sich sehne. Groß war der Schrecken; aber nah' die Hülfe. Unerschüttert von des Schicksals Tücken nahm unser praktischer Begleiter mehrere Flaschen des mitgebrachten Weines und begann einen Glühwein zu kochen. Das Getränk lobte den Meister, seine erheiternde Wirkung blieb nicht aus. Bald klangen deutsche Lieder in die Wüste hinaus, die Klänge lockten uns mit. Wir traten vor das Zelt, um die köstliche Nacht in ihrer ganzen Schönheit zu genießen. Die riesigen Weltbauten waren zauberhaft vom Monde und seinem Sternenhimmel beleuchtet; ihr Licht funkelte in ewiger Reinheit zu uns hernieder, die Luft war klar und kühl. Der Nacht Ruhe lag auf der Wüste; kein Laut war vernehmbar, nur zuweilen „knisterte das verlöschende Feuer.“ Wir durchwachten fast die ganze Nacht. Vor dem Schlafengehen feuerte Wrede noch mehrere Schüsse ab, um die umwohnenden Araber vor etwaigen Angriffen zu warnen.

Am folgenden Morgen erweckte uns unser Begleiter schon sehr frühzeitig. Noch lag Alles ringsum im Schlummer und Dunkel der Nacht. In unserem Zelte brannte das wieder angefachte Feuerchen; ein Treiber war beschäftigt, uns daran unseren Kasse zu bereiten; denn Wrede hatte noch während der Nacht das Unentbehrlichste beizuschaffen gewußt.

Ueber dem Djebel el mokhadam*) flammte die Morgenröthe. Nach kurzer Zeit erblickt sie vor der aufgehenden Sonne, deren erste Strahlen rosenfarbenen Dufte über die gewaltigen Steinmassen hauchten. Ihre Wärme that uns wohl nach der Kühle der Nacht. Eine Gesellschaft von Arabern war angelangt, um uns beim Besteigen der Pyramiden behülflich zu sein; ihr Schech wählte für Jeden von uns zwei rüstige Männer zur Begleitung und übergab uns den ungeduldig Harrenden, mit denen wir unseren Weg antraten.

*) Das am rechten Ufer des Nil liegende Gebirge, wörtlich „das empor- oder hervorragende Gebirge“ (von der Wurzel „khadama“).

Zuerst erklimmten wir einen steilen und ziemlich hohen, aus Mauerthutt bestehenden Berg, welcher bei jedem Schritte nachgab und uns manchen Schweißtropfen kostete. Nun erst standen wir an der jetzigen Basis der Pyramiden und nun erst, nachdem wir an der einen Ecke der Cheopspyramide hinaufgeschaut hatten, waren wir im Stande, das unbegreiflich Großartige und Kolossale des Weltwunders zu würdigen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Pyramide des Cheops jetzt über fünfzig Fuß tief im Sande steht und dennoch trägt ihre Höhe nach den Messungen französischer Ingenieure noch vierhundertundsechzig pariser Fuß. Jede ihrer Seiten ist siebenhundertundzwanzig pariser Fuß lang. Eine einfache Berechnung ergibt, daß die Pyramide des Cheops einen Flächeninhalt von fünfmalhundertachtzehntausend und vierhundert Quadratfuß bedeckt und, wenn man den Bau als reine Pyramide annimmt, ohne die kleinen Kammern und unbedeutenden Gänge in ihrem Innern mit in Rechnung zu bringen, einen Kubikinhalte von mehr als neunzig Millionen pariser Kubikfuß besitzt. Man muß vor dem Riesengeiste des Volkes, welches solche Monumente setzen konnte, staunen; wenn man aber bedenkt, daß alle die mächtigen zum Bau verwendeten Steinblöcke auf schiefen Ebenen, deren Erbauung die Ausführung des mühsamen Werkes noch bedeutend erschwerte, in die Höhe gebracht wurden, muß man zugehen, daß unsere kühnsten Bauten, trotz der dabei angewendeten Dampfkraft und Mechanik, gegen diese Gigantenbaue fast verschwinden.

Die vier Ecken der Pyramiden sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Wir wählten die nördliche Seite zum Hinaufsteigen. Unsere Begleiter sprangen die im Anfange gegen fünf Fuß hohen Staffeln oder Mauerthichten — von denen bis zur Spitze zweihundertundzwei gezählt werden — hinan und zogen uns an den Armen nach. Schon nach fünf Minuten langem Steigen mußten wir ruhen; wir hatten kaum die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Nach anderen fünf Minuten standen wir auf dem Gipfel der Cheops, einem Raume von vierhundert Quadratfuß. Er ist ziemlich eben, nur in der Mitte überragen einige mit Namen bedeckte

Steinblöcke die anderen; sie mögen dem Zerstörer der Spitze wohl zu groß oder zu fest in das Gemäuer eingefügt gewesen sein. Ich nahm mir die höchstgelegene Spitze eines großen Blockes zum Andenken mit.

Ermüdet von dem beschwerlichen Steigen ruhen wir aus; dann lassen wir unsere Blicke auf der vor und unter uns ausgebreiteten Landschaft herumschweifen. Sie haften zuerst auf der überschwemmten Fläche, aus deren Wasserspiegel die Dörfer der Fellahihn *) mit ihren Palmenhainen wie blühende Inseln hervorsehen; dann folgen sie dem silberglänzenden Bunde, welches sich durch grüne Gefilde dahinzieht, dem heiligen Nilstrom mit seinen Dörfern und den drei Schwesterstädten Bulakh, Djieseh und Alt-Kairo; rechts weilen sie an den in weiter Ferne die wogende Fluth der Kronen eines unabsehbaren Palmenwaldes wie Felsenlande überragenden Pyramiden von Sakahrah; links zeigt sich ihnen das freundliche Schubra mit seinen grünenden, lebensfrischen Gärten und weißgetünchten Landhäusern; in der Mitte des ganzen Bildes aber fesselt sie die Stadt der Chaliesen, das siegest stolze Kairo. Gelehnt an dem Djebel el Mokhadam, umgeben von Wüste, Gärten, Feldern, Palmenhainen, Dörfern und der stillen Stadt der Todten, unter dem Schutze der über ihr wie ein Herrscher thronenden Citabelle liegt sie vor uns; ihre Minarets glühen im Golde der Morgen sonne, ein leichter Dufft hüllt sie in seinen zarten Schleier. Nach allen Seiten und Himmelsgegenden breitet sich ihr Häusermeer, phantastisch gestaltete, reich verzierte Kuppeln tauchen aus ihm auf. Ganz dicht zu unseren Füßen endlich sehen wir unser kleines Lager, in dem sich mehrere, uns nur ameisen groß erscheinende Menschen heruntreiben. Das ist die Vorderseite unserer Aussicht; sie sticht grell gegen die Rückseite ab. Von den dicht neben uns stehenden Pyramiden des Chephren und Mykorinus, der im Sande lagernden Sphinx und den vom Sande überdeckten Mumiengräbern sich abwendend, irrt das Auge, wohin es sich auch wenden mag, in der Wüste herum; es sieht Nichts als Wellenhügel gelben Sandes oder graue Steinmassen. Hier beginnt das Gebiet der „Furchtbaren, Zauberkraften, Unausfüllba-

*) Plural von Fellah, Landmann.

ren“, arabisch Sahahra genannt, wenn sie auch hier nach unserer Geographen Meinung diesen Namen noch nicht führen darf.

„Kein Gegensatz kann ergreifender sein, als der, welchen von der großen Pyramide herab die lybische Wüste mit ihren unabsehbaren Sandhügeln zur grünen Nilniederung bildet.“

Großartig ist das von der Pyramide herab gesehene Panorama, großartiger noch der Gedanke, auf dem höchsten Gebäude der Welt zu stehen.

Kleine Krüge mit Trinkwasser auf der flachen Hand tragend, waren mit uns noch mehrere Araber und Araberinnen hinaufgestiegen, um uns oben gegen ein kleines Entgelt den kühlen Labetrunk anzubieten. Die bekannte Gewandtheit der graziosen Araberinnen überraschte uns weniger, als die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher die Fellahhühn von einer Staffel zur andern sprangen, um uns ihre Fertigkeit im Klettern zu zeigen. Einer von ihnen machte sich erbötig, innerhalb zehn Minuten vom Gipfel der Cheops auf den der Chephron zu gelangen und führte dieses staunenswerthe Manöver gegen einen Bakhschisch von zwei Piaftern wirklich aus.

Wir wählten zu unserem Rückwege dieselbe Seite, auf welcher wir heraufgestiegen waren. Das Hinabsteigen ist weit gefährlicher und beschwerlicher, als das Herauffklettern: der Neigungswinkel der Seiten ist noch immer steil genug, einen Sturz lebensgefährlich zu machen. Ein Engländer bestieg vor mehreren Jahren, hartnäckig jede Begleitung zurückweisend, allein die Pyramide, bekam Schwindel und stürzte sich zu Tode. Mit Hülfe unserer Araber kamen wir glücklich herab, wandten uns, da wir auch das Innere besuchen wollten, sogleich nach dem gegen vierzig Fuß über der Sandebene sich befindlichen Eingange, waren aber von unserem mühsamen Steigen so ermüdet, daß wir, bevor wir uns anschickten, in's Innere hineinzukriechen, erst längere Zeit ausruhen mußten.

Der Eingang der großen Pyramide wurde trotz aller gemachten Nachforschungen erst entdeckt, nachdem eine große Kalksteinplatte, welche bisher die Granitblöcke des in das Innere führenden Ganges verdeckt hatte, herabfiel. Man räumte dann eine wohl zehn

Fuß starke Mauer ab und gelangte zu dem engen und schmalen, unter einem Winkel von 25 Graden ungefähr hundertundzwanzig Fuß abwärts in's Innere führenden Gange. Seine Wände bestehen aus polirtem Granit; im Fußboden hat man, um das Gehen zu erleichtern, Löcher eingehauen. Am äußersten Eingange sieht man eine Gedenktafel an die Forschungen der preussischen Expedition in Hieroglyphenschrift.

Mit angezündeten Lichtern traten wir unseren Weg in's Innere der Pyramide an. Der scharfe, widerliche Geruch, welchen die Excremente der im Inneren aller ägyptischen Monumente zahlreich hausenden Fledermäuse zurücklassen, machte das Eindringen höchst abschreckend. Je weiter wir in's Innere vordrangen, um so beschwerlicher wurde die Wanderung. Gänzlicher Mangel an Luftzug, die beständig hier herrschende mittlere Jahrestemperatur Egyptens, immenser Staub beengten uns die Brust, und dennoch konnten wir uns in dem niedrigen, engen und glatten Gange nur gebückt und mit größter Vorsicht weiter bewegen. So kamen wir an das Ende des einfallenden Ganges, gelangten in einen wagrecht hinlaufenden, kletterten über einige Steinblöcke hinauf und betraten einen stark ansteigenden, immer höher werdenden dritten Gang, welcher uns endlich in die „Kammer des Königs“ führte.

Sie ist zweiunddreißig Fuß lang, sechzehn Fuß breit, achtzehn Fuß hoch, mit mächtigen Steinblöcken wagrecht überdeckt und enthält einen sieben Fuß langen und drei Fuß breiten, wie die Wände der Kammer aus polirtem Granit bestehenden Sarkophag, welcher beim Darausschlagen einen hellen, im Inneren der Kammer dröhnend wiederhallenden Glockenton giebt.

Die „Kammer der Königin“ liegt tiefer, ist aber der des Königs ganz ähnlich. Außer diesen beiden Räumen hat man bis jetzt noch einen dritten, zu dem man auf leiter sprossenartigen, in die Steine eingesplochten Hölzern gelangen kann und einen (bis auf zweihundert Fuß Tiefe untersuchten) brunnenähnlichen Stollen aufgefunden. Der Staub und die drückende Hitze peinigten uns zu sehr, als daß wir beide letztgenannten zu besuchen Lust gehabt hätten.

Die beiden anderen Pyramiden halten mit der des Cheops keinen Vergleich aus; sie sind nicht mit derselben Genauigkeit gebaut, als letztere. Man sieht an der Pyramide des Chephren noch Ueberreste der kostbaren, aus Syenit, Granit und Porphyr bestandenen Bekleidung. Einige glauben, daß sie die am Präch-
tigsten ausgestattete Pyramide gewesen sei. Ihre Höhe beträgt nahe an vierhundert Fuß; die Pyramide des Mykerinus ist noch niedriger.

Geöffnete Gräber, Mauerreste, vollendete und unvollendete Bildsäulen, versteinerte Mörtelhaufen und andere Fragmente aus früheren Zeiten liegen in namhafter Anzahl um die Pyramiden herum. An der südöstlichen Seite der Cheops ruht die gewaltige Sphinx, von den alten Egyptern Har-em-chu, „Horus im Horizonte“ genannt. Die kolossale Figur verschwindet fast neben ihren riesigen Nachbarn; der Sand der Wüste droht sie vollends zu verschütten; von dem kleinen Tempel, den man zwischen ihren Vorderfüßen entdeckt hatte, sieht man keine Spur mehr. Einer der sie untersuchenden Forscher will auf ihrer Brust einen in griechischer Sprache eingemeißelten Vers entdeckt haben, welcher, in's Deutsche übertragen, gelautet haben würde:

„Deinen hehren Leib setzten hierher die unsterblichen Götter,
Schügend die watzentragende Erde.“

An dem Gesicht bemerkt man jetzt die von alten Geschichtschreibern oft gerühmte Schönheit nicht mehr. Es zeigt die Physiognomie eines Nubiers, ist aber barbarisch verstümmelt worden.

Von hier aus kehrten wir nach unserm Zelte zurück. Dort hatte sich ein kleiner Markt gebildet. Die umwohnenden Fellahhyn brachten kleine, aus Thon geformte Mumiensbilder und heilige Käfer, auch mehrere, von ihnen selbst gefertigte Mumienschädel zum Verkauf. Für wenige Piaster, welche ihm von dem Europäer für ähnliche Sachen bezahlt werden, durchwühlt der geldarme Fellah die kunstreichen Gräber und holt die seit Jahrtausenden ruhenden Leichen hervor. Dabei zerstört er vielleicht die werthvollsten und interessantesten Hieroglyphentafeln; aber das gilt ihm gleich; er findet Absah seiner geraubten Kunstschätze und kümmert sich um wei-

ter Nichts. Schon jetzt hält es, weil dieser Industriezweig bereits die meisten Gräber geplündert hat, unendlich schwer, ächte Alterthümer zu erhalten; die Fellahhuhn fertigen sie deshalb höchstfeigenhändig. Sie schneiden Skarabäen und Mumienbilder aus Steinen aus, schlagen kupferne Geldstücke und umwickeln mit Kaffe gegilbtes Papier mit ächten Papyrusstücken, um damit geldspendende Engländer zu betrügen. Auch von uns verlangten sie hohe Preise für ihre Waaren; Brede bot ihnen den zehnten Theil der von ihnen geforderten Summen und erhielt das von uns Gewünschte wirklich.

Gegen drei Uhr Nachmittags brachen wir unser Zelt ab, nahmen in Djesch eine kleine Barke und kamen mit ihr bei einbrechender Nacht in Bulakh an.

Reise auf dem Nile,

von Kairo bis zur Einbruchstation der Wüstensteppe
Bahinda.

Am Nachmittage des 28. September bestiegen wir mit den geistlichen Herren und ihrer Begleitung eine große, bequeme Nilbarke, welche, bereits mit unserem Gepäc beladen, im Hafen Bulakh's lag. Zur Zeit der Abreise aller Araber, zum Nassr, oder zwei Stunden vor Sonnenniedergang flog sie vor einem frischen Nordwinde dem Strom entgegen.

Mit krachenden Salven nehmen wir von Kairo Abschied. Unsere Gefühle sind wehmüthig gestimmt; es ist uns, als ob wir, von aller Civilisation uns losreisend, jetzt vom Vaterlande für immer getrennt würden. Aber die Begierde, fremde Länder zu sehen, ist noch mächtiger; wir bemerken mit Vergnügen, wie eins der Häuser Bulakh's nach dem andern verschwindet. Balsamischer Duft weht von der Insel Rohda zu uns herüber, die noch vor Kurzem in der Sonne glühenden Minarets der Citabelle hüllen sich in das Dunkel der Nacht, wir passiren Alt-Kairo, die Stadt der Chaliefen entschwindet dem Auge. Mit der Nacht erschläfft der Wind, nur leise strömt er noch in die geöffneten Segel, leise plätschern die Wellen am Bug des Schiffes, melodisch hallt des heiligen Stromes Sprache in unserem Innern wieder.

Wir waren bei Torrah gelandet. Die Brise der Nacht hatte sich in einen starken Ostwind verwandelt, welcher uns entgegenblies und den Sand der Wüste aus erster Hand zuführte. Torrah ist ein großes Dorf, in welchem die Reiter des zweiten Regiments

des Vizekönigs sich mit Weibern und Kindern angesiedelt haben; es enthält einige regelrechte Straßen, ist aber ebenso schmutzig, als es die übrigen Wohnorte Egyptens zu sein pflegen. Hier war Nichts zu sehen, wir mußten auf unser Schiff zurückkehren und besseren Wind abwarten. Einige Soldaten liefen am Ufer herum und unterhielten sich damit, die Kamele und deren Treiber, welche aus den Steinbrüchen des Mokhadam Werkstücke herbeiholten, zu prüfeln. Am Ufer lagen große Lastbarken, um die Steine einzunehmen; die Mannschaft derselben war mit dem Beladen der Schiffe beschäftigt und wurde dabei ebenfalls von den Soldaten beaufsichtigt. Einer dieser Lungerer befahl unserem Reiß, sogleich abzufahren, weil unser Schiff anderen Barken im Wege liegen sollte. Man achtete seiner nicht; als er aber in brutaler Weise die Stricke zerhauen wollte, mit denen unser Schiff am Ufer gehalten wurde, sprang Pater Knobler an's Land und verwandelte den schnaubenden kleinen Tyrannen durch bloßes Vorzeigen seines Firmahns in einen demüthigen Sklaven.

Um Mittag glaubte der Reiß weiter fahren oder wenigstens das andere Ufer erreichen zu können, um vor dem hereinwehenden Sande geschützt zu sein. Mitten im Strome aber legte der Wind das Schiff so auf die Seite, daß die Wellen hereinschlugen und der geängstigte Steuermann aus vollem Halse um Hülfe schrie. So glaubten wir wenigstens, doch war es so schlimm noch nicht gemeint. Der Mann verlangte nur ein Messer, welches, mit einem „Be issm lillahi“ (im Namen Gottes) in den Vordermast gestoßen, die Kraft hat, den Wind zu theilen oder zu schneiden. Ich weiß nicht, ob es das Messer war, welches den Wind wirklich „zerschnitt“ oder nicht, er wurde uns aber plötzlich günstig und jagte die Barke mit der Schnelligkeit eines Dampfbootes den Strom hinan.

Man kann sich wirklich keine angenehmere Reise denken, als die in einer Nilbarke, wenn man in Gesellschaft und mit allem Nöthigen wohl versehen ist. Bei längeren Nilreisen miethet man das Schiff mit seiner Mannschaft auf unbestimmte Frist; für eine

monatlich zu zahlende Summe, schwimmt man ganz nach Gutdünken und Belieben auf dem Weltstrome herum, ist vollkommen sein eigener Herr, kann seine Reise ausdehnen oder abkürzen, wie man will, und findet in allen Städten Egyptens das Unentbehrlichste zur Nahrung und Nothdurft des Leibes. Monatlich für tausend Piaster oder sechsundsiebzig Thaler unseres Geldes kann man schon eine recht hübsche Dahabie mit sammt ihrer Bemannung miethen; doch giebt es auch sehr kostbar ausgestattete, allen Bequemlichkeiten entsprechende Barken für luxuriösere Reisende. Jedemfalls ist die Dahabie den Dampfschiffen vorzuziehen, welche jetzt, mit Reisenden beladen, in wenig Tagen das Pharaonenland durch-eilen, kaum Zeit lassend, seine Wunderwerke zu besichtigen*). Bei schnell zurückgelegten Reisen vermischen sich die empfangenen Eindrücke; an eine auf der Dahabie zurückgelegte Nilreise wird gewiß Jeder mit Vergnügen zurückdenken und von ihr eine dauernde Erinnerung mitnehmen.

Die Einrichtung der Segelbarken des Nil ist immer dieselbe. Mehr als die Hälfte ihrer ganzen Länge hat man für die Kajüte in Anspruch genommen, der übrig bleibende, über den Fußboden der Kajüten um einige Fuß erhöhte Theil beherbergt die Matrosen und das Reisegepäck. Bis zum Mittelmast ist das Deck noch zur Benutzung der Reisenden bestimmt; es wird bis dahin mit einem Sonnendach überdeckt, unter welchem man sich aufhält, um die frische Luft und die Aussicht zu genießen. Am Vordermast steht die Küche: ein durch einen Bretterkasten vor dem Winde geschützter Kochherd oder eine Kochmaschine; zwischen Vorder- und Mittelmast befinden sich die Ruderbänke. Am Bug des Schiffes ist der Sitz des das Fahrwasser prüfenden Reis, auf dem Dach der Kajüte steht der durch den Reis befehligte „Mustahmel“ oder Steuermann, zwischen Vorder- und Mittelmast sitzen die der Segel wartenden Matrosen. Die Masten sind verhältnismäßig

*) Diese Dampfschiffe legen die Hin- und Zurückreise in zwanzig Tagen zurück. Bei jedem Tempel wird drei Stunden, in Theben fünf Tage verweilt. Mit Einschluß der Kost bezahlt jeder Reisende fünfundzwanzig Guineen für die ganze Tour.

kurz, haben aber ungemein lange Raaen, an denen dreieckige (so genannte lateinische) Segel befestigt sind. Diese müssen nach der Richtung des Windes und der Fahrt oft gewendet werden, wobei auch die Segelstange jedesmal auf die andere Seite des Mastes gedreht wird. Bei niederem Nilstande und starkem Winde hält ein Matrose das Seil, mit welchem das Segel angespannt wird, um dieses sogleich freilassen zu können, wenn das Schiff, wie sehr häufig geschieht, auf den Grund gefahren ist. Dann entkleiden sich alle Matrosen mit großer Geschwindigkeit, springen in's Wasser und schieben die Barke mit manchem Seufzer und unnachahmlichem, taktmäßigem Gestöhn wieder in besseres Fahrwasser. Gewöhnlich hat die Dahabie zwei große und ein kleines Segel (Triekhta genannt), welches auf einem, durch verlängerte Planken am Stern des Schiffes gebildeten, Anhängsel steht; zuweilen sieht man auch nur ein großes Vordersegel, Rhumafsch, und die Triekhta. Kleine, sehr lange, stark bemannte Barken mit großen Segeln und einer kleinen Kajüte heißen Sandal; sie sind Schnellsegler. Die Kajüte der Dahabien ist in drei bis vier Zimmerchen eingetheilt, von denen eins das Empfangs-, das zweite das Wohnzimmer, das dritte ein Reinigungskabinet und das vierte endlich das Schlafzimmer oder den Harem darstellt. In dem letzten Raume beherbergen die Orientalen ihre weibliche Reisegesellschaft. Auf den großen Gesellschaftsdahabien enthalten die Kajüten wohl auch Tische, Stühle, Schränke, Truhen und dergleichen häusliche Geräthschaften und werden dann nur um so wohnlicher.

Nächst den, unserem europäischen Geschmack zusagenden, Proviantvorräthen, welche man bei Nilreisen von Kairo mitnimmt, darf man die Wasserkühlgefäße nicht vergessen. Seit undenklichen Zeiten versteht man in Egypten Thonkrüge zu fertigen, welche durch ihre sehr feinen Poren immer eine geringe Menge der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit durchschwitzen lassen. Diese überzieht dann den Krug von Außen mit einer sehr feinen, beständig verdunstenden und dadurch das Gefäß und seinen Inhalt kühlenden Schicht. Von diesen Gefäßen unterscheidet man zunächst zwei Sorten: den „Sih“ und die „Khula.“ Ersterer dient dazu, eine

große Menge des frischgeschöpften Nilwassers zu läutern und zu kühlen, die letztere, um das schon gereinigte Wasser möglichst abzufrischen.

Der Sirh ist ein großer, ungefähr zwei Eimer haltender, zuckerhutähnlicher Topf, welcher mit seiner nach unten gerichteten Spitze aufgestellt und dann mit Wasser gefüllt wird. Seine Masse hat gröbere Poren, welche, zwar immer noch fein genug, um das durch sie ausfließende Wasser zu läutern, doch einer größeren Menge den Durchgang gewähren. Das durchgeseichte Wasser wird in einer gläsernen Schüssel aufgefangen und nun erst in die kleinen, zierlichen und sehr verschieden gestalteten Khulal*) gebracht, in denen man das Trinkwasser bis zu einer Frische von $+ 8^{\circ}$ Reaum. abkühlen kann. Beide Gefäßarten sind so billig, daß sie sich selbst der ärmste Fellah anschaffen vermag.

Aus diesen Anstalten zum Reinigen und Kühlen des Nilwassers geht schon hervor, daß es so ohne Weiteres keineswegs „das beste Wasser der Welt“ genannt werden kann, wie viele Reisende es gethan haben. Ich selbst werde im Verlaufe dieser Blätter vielleicht auch mit Entzücken von demselben sprechen und fühle mich deshalb um so mehr zu dem offenen Bekenntniß, daß die Ansichten über die Güte des Nilwassers nur relative sind, verpflichtet. Wenn der Strom seine größte Höhe erreicht hat, führt sein Wasser so viele erdige Theile mit sich, daß es davon hellbraun gefärbt wird; bei langem, ruhigem Stehen oder inniger Vermischung mit schnell klärendem Alaun, bitteren Mandeln, Buffbohnen und dergleichen sinken diese, eben die Fruchtbarkeit Egyptens bedingenden Schlammtheile zu Boden und bilden eine, das Zwölftel des Inhalts eines Gefäßes betragende, dichte Schicht. Ungeklärt genossen, hat es stets Durchfall und einen Ausschlag, welchen die Araber geradezu den Nilausschlag nennen, zur Folge. Es ist also nicht wohl denkbar, daß ein so beschaffenes Wasser das beste Trinkwasser sein kann.

Aber — die das köstliche Nilwasser preisenden Reisenden haben

*) Plural von khula.

ganz Recht, wenn sie sagen: Es giebt in Egypten kein besseres Wasser, als das des Nil. Ich bin fest überzeugt, daß das Wasser unserer Elbe ebenso gut ist, als das des Nil; allein zwischen beiden Gewässern findet der Unterschied statt, daß wir in Deutschland silberreines Quellwasser und in Egypten nur stinkendes, ekelerezendes Lachen- oder Cisternenwasser zur Vergleichung haben. Und dabei ist egyptischer Durst ein anderer als deutscher, wenigstens deutscher Wasserdurst. Durst ist der beste Mundschenk; man ist in heißen Ländern froh, wenn man den oft zur Dual werdenden Durst löschen kann; geistige Getränke können das Wasser nie entbehrlich machen: ihr Genuß vermehrt nur die Begierde darnach. Und deshalb ist das Nilwasser das beste Wasser der Welt.

Unsere Reise durch Oberegypten gewann mit jedem Tage an Interesse. Weite, fruchtbare, jetzt im Frühlingsgrün stehende Saatenfelder, fruchtbeschwerte, in großen Wäldern vereinigte Dattelpalmen, Dörfer und Städte, öde liegende, vom Niedgras in Besitz genommene Strecken guten Ackerlandes, den beiden Wüsten des Landes angehörende Sandebenen, kahle Gebirge, mit jach abstürzenden Felspartieen oder geröllbedeckten Bergeshängen, Trümmer von altegyptischen Tempeln und Ruinen verfallener Wohnsitze wechseln hier in bunter Reihe mit einander ab. Der Vergnügungsreisende hat Zeit genug, alles Merkwürdige zu besichtigen; wir, von der Mission abhängig, konnten nur die Morgenstunden den Besuchen des festen Landes, mit denen wir zugleich die Jagd verbanden, widmen. Aber auch diese wurde uns durch die Nimrode unter unserer Reisegesellschaft oft genug verleidet. Jeder, der ein Gewehr führen zu können glaubte, zog damit aus, unschuldig Gewild zu erjagen; denn nicht dem saatenverwüsthenden Wildschwein, der sich in Höhlen oder Steinklüften bergenden Hyäne, nicht dem listig die Felder durchschleichenden egyptischen Fuchs, dem Eier und Hühner raubenden Ichneumon, oder dem mordlustigen Sumpfluchs galt das regellose Treiben; — harmlose Tauben, gleichviel ob zahme

oder wilde, arglose Strandvögel, schreiende Kiebitze, dummdreiste Raben oder städteliebende Thurm Falken und Nachtkäuzchen wollte man erlegen. Dann bekam Mahammed, der die edle Kochkunst auf unserer Barke handhabende Kubier, Arbeit vollauf. Unserem Beispiele folgend, wollte man ornithologische Schätze sammeln, Mahammed aber vereitelte, einfach durch seine Lieberlichkeit, das wissenschaftliche Streben: er sammelte nur Schätze für „Dermeß und seine Jungen.“ Doch muß ich rühmend erwähnen, daß nur unser ausgezeichnete Landsmann, der Vater Knobler die Anregung war, die ohne Zweck getödteten Thiere nicht auch zwecklos verfaulen zu lassen; was er zur Entstehung einer zoologischen Sammlung thun konnte, hat er mit allen seinen Kräften zu thun versucht.

Trotz unserer Rivalen vermehrte sich unsere Sammlung von Tag zu Tage. Ehe noch die Sonne über die Nilgebirge heraufstieg, verließen wir das Schiff und wanderten ihm voran, stromaufwärts. Wir jagten in der erfrischenden Kühle des Morgens mit ebenso viel Genuß als Glück. Egypten war damals für mich noch eine neue Welt, jeder mir noch wenig bekannte Vogel ein köstlicher Fund. Der Naturaliensammler und Forscher genießt in fremden Landen tagtäglich neue Freuden; ich lebte nur der Jagd. Gewöhnlich waren wir in kurzer Zeit so reich mit Beute beladen, daß wir nach der mit dem mittlerweile aufgekommenen Winde heranzufegelnden Barke zurückkehren konnten.

Der Wind war uns während der ganzen Reise konstant günstig. Schon seit mehr als einem Monate wehten die regelmäßigen Nordwinde. Jene unter dem Namen „Passatwinde“ bekannten Luftströmungen herrschten auch in Egypten. Die für die Schifffahrt auf dem Nil äußerst nützlichen Nordwinde beginnen hier gewöhnlich erst in der Mitte des October und währen bis Ende des März oder Anfang Aprils; in diesem Jahre waren sie aber schon früher eingetreten. Andere Luftströmungen halten selten über einen Tag lang an. Am Morgen erhebt sich der Wind gegen neun Uhr und weht nun unausgesetzt bis gegen Sonnenuntergang; dann tritt Windstille ein. Ost kehrt aber schon nach wenigen Stunden der

Wind zurück und bläst bis zur Kühle des heraufdämmernden Morgens mit wechselnder Stärke. Zuweilen wird der Nordwind so heftig, daß die zu Thal gehenden Schiffe, trotzdem daß man sie entmastet hat und mit Rudern fortbewegt, nicht von der Stelle kommen. In den Monaten April, Mai, Juni und Juli wechseln die Winde nach allen Richtungen der Windrose mit einander ab; häufig tritt dann auch der die Bäume entblätternde Chamassih auf, welchen die Araber für sehr ungesund halten. Dann stockt die Schifffahrt. Reiner West- oder Ostwind dagegen hindert sie nicht; die Schiffe können, bei der südlich-nördlichen Richtung des Nil, mit ihren lateinischen Segeln dann bequem zu Berg und zu Thal fahren.

Am zweiten Oktober legten wir im Hafen Minnie's, eines kleinen Städtchens in Oberegypten, an. Ein türkischer, sehr reich gekleideter Offizier kam zu uns an Bord und gab sich als einen schon mehrere Jahre in ägyptischen Diensten stehenden Franzosen zu erkennen. Wir erfuhren bald, daß er mit seiner türkischen Tracht auch türkische Gebräuche angenommen hatte: kurz nach seinem Weggange brachte uns ein Diener von ihm einen fetten Hammel und einen großen Korb voll Brod, als Beweis der „Akrahme“ *) seines Herrn.

Um Mittag segeln wir weiter. Wir fahren an unzähligen, hoch oben in die Felsen des rechten Ufers eingehauenen Katakomben vorüber, haben aber keine Zeit, sie zu besichtigen, weil man den vortrefflichen Segelwind benutzen will.

In den Dörfern, welche wir bisher besuchten, fanden wir fast nur Greise, Frauen und Kinder: die Männer und Jünglinge braucht oder beansprucht der Vizekönig für sein Heer, seine Bauten, seine Fabriken, Schiffe etc., oder für seine Handelsunternehmungen. Die Conseriptionen des Pascha sollen am Nachtheiligsten auf die Ver-

*) Man kann akrahme mit „Gastfreundschaft“ übersetzen. Der Begriff für Gastfreundschaft ist im Morgenlande so ausgedehnt, wie die Gastfreundschaft selbst. „Karama“ — die Wurzel von akrahme — heißt „Jemanden viele Ehre erzeigen;“ für Gastfreundschaft in unserem Sinne gebraucht man das Wort „thiähe.“

mehrung der Bevölkerung einwirken; wenigstens ist die Furcht vor ihnen so groß, daß achtzig Prozent der arabischen Mütter ihren Säuglingen den Zeigefinger der rechten Hand zu verstümmeln pflegen, um sie zum Militärdienste untauglich zu machen. Zwar hat der strenge Befehl der Regierung: gerade die so geschändeten Jünglinge zu Soldaten zu nehmen, diese grauenhafte Sitte beeinträchtigt, aber ihr noch keineswegs Einhalt gethan. Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Einwohnerzahl Egyptens zusehends verringert. Die Regierungsweise des Pascha hat der Quelle des Wohlstandes Egyptenlands, dem Ackerbau, Tausende von arbeitsamen Händen entzogen.

Wenn wir ein Dorf betraten, wurden wir gewöhnlich von Kranken umringt, welche uns für Aerzte hielten und Hülfe begehrten. In dem Dorfe Kosséir fanden wir zwei Fieberkranke, von denen der eine schon seit einem Vierteljahre, der andere seit dreizehn Monaten darnieder lag. Die Unglücklichen sahen, ohne Aussicht auf ärztliche Hülfe, gefaßt dem Ende ihrer Leiden, dem Tode entgegen. Ihre Heilkünstler können das Fieber, den Dämon Egyptens, nicht bändigen. Sie baten uns um Arzneien für ihre Kranken und hofften, diese damit in wenig Tagen herzustellen.

Am 9. Oktober kamen wir zu einem Dorfe, welches, weil es dem Städtchen Khou gegenüberliegt, Khou el sorhéir („Kleinkhou“) genannt wurde. Hier lebten die Menschen wie Amphibien. Der hohe Nil hatte die Ortschaft und ihre Umgebung unter Wasser gesetzt, welches nur deshalb nicht in die Häuser drang, weil man sie wenige Zolle über den höchsten Stand des Stromspiegels erhöht hatte. Daß es in ähnlichen Wohnsitzen viele Kranke giebt, ist erklärlich. Die geringste Erkältung führt eine Krankheit herbei. Auch wir litten wiederholt an heftigen Kolikanfällen, denen wir aber immer sogleich mit wirksamen Heilmitteln entgegenarbeiteten.

Am 12. Oktober legten wir in der Nähe der Ruinen des hundertthorigen Theben, bei dem Dorfe Luffor an. Glende

Fellahhütten stehen in und auf einem Tempelportale; das Dorf selbst verbirgt dem Auge viele Denkmäler. Es ist nicht meine Absicht, die in mehr als hundert Werken bereits gegebene Beschreibung der Ruinen von Luxor und Karnak, Kurnu und Medinet-Habu hier zu wiederholen; ich werfe nur flüchtige Blicke auf sie und theile Das mit, was ich bei Besichtigung derselben empfand.

Alle egyptischen Monumente sind großartig, aber steif und todt; die griechischen Tempel und anderen Denkmäler der Baukunst und Bildhauerei erwärmen und begeistern mit ihren lebensvollen Formen das Herz des Beschauers; wer diese gesehen, den lassen jene kalt. Nach meiner individuellen Ansicht giebt es nur drei wirklich erhabene Denkmäler altegyptischer Baukunst: die Pyramiden, die Königsgräber und die Fesstempel von Abu-Simbel. An allen übrigen Monumenten Egyptenlands sind die zum Bau verwendeten riesigen Werkstücke, die mit unübertroffener Schärfe und Genauigkeit, aber ohne allen Begriff von Perspektive eingemeißelten Hieroglyphenreihen vom höchsten Interesse, die großartigen Anlagen der Werke sind Staunen erregend; aber nur das Kolossale, nicht die Formen sind bewundernswürth. Die Bilder der heiligen altegyptischen Schrift verschwinden neben griechischen Skulpturen — selbst neben Arabesken — die ersten Kolosse erbleichen neben den lebensfrischen Statuen der Griechen. In diesen spiegelt sich die blumenreiche Poesie der Mythe, in jenen liegt der düstere Ernst des Gottesdienstes der verschleierte Isis. Nur da, wo die ursprüngliche Bestimmung der egyptischen Bauwerke noch heute unseren, durch ähnliche, gewohnte Monumente ernst gestimmten Gefühlen entspricht, nur da ergreifen sie noch heute mächtig des Beschauers Herz.

So ist es mit den Königsgräbern. Sie liegen wie die meisten Tempel der alten Egypter am linken Nilufer, in der Wüste.

„Ein Pharaonendenkmal, ein Denkmal der Welt gehört in die Wüste. Hier erst ist Sammlung und Selbstbestimmen möglich, Andacht und Theosophie. Hier ist der Geist frei und abgelöst von den tausendfältigen Eindrücken und Zerstreuungen der lärmenden,

bunten Welt. Die Stimme des alten einigen Gottes tönt aus der Wüste zu dem Menschengeschöpf herüber und es versenkt sich wieder in die Mysterien der Schöpfung und des ewigen Seins'').

Man zieht auf einer breiten Straße, welche noch deutlich die Spuren einer künstlich angelegten zeigt, in die Berge hinein. Immer öder und trauriger, todt und still wird der Weg, man reitet sichtbarlich in das Reich der Todten. In weiten Bogen umzieht die Straße die hier sich hoch erhebenden Gebirge; erst nachdem man eine starke halbe Meile zurückgelegt hat, gelangt man zum Eingange des jetzt mit No. 1 bezeichneten Königsgrabes. Die übrigen, wohl einige und zwanzig an der Zahl, liegen in der Nähe in einem von hohen, steilen Bergeshängen gleichwie von Wänden umschlossenen Thale.

Ein tiefer Sinn liegt in der Wahl dieses Friedhofes. Hier lebt kein Wesen, hier sieht man kein Geschöpf, keinen Vogel, bis hierher verirrt sich kein Thier. In diesen Gründen waltet heilige Ruhe und soll hier walten; denn hier ruhen die Könige des merkwürdigsten Volkes der Erde. Die Weisheit seiner Priester bettete die aus dem wogenden Gewühl eines rauschenden Lebens Abgeschiedenen an einen erhabenen Ort heiliger, ewiger Stille. Berge bedeckten die Räume, in denen die Sarkophage mächtiger Herrscher standen, Steingeröll verbarg die Grabesportnen und dennoch wagte es die frevelnde Hand späterer Geschlechter, jene vermauerten Eingänge zu eröffnen, die Särge aufzubrechen, den heiligen Friedhof zu entweihen.

Die Anlage der Gräber ist mit wenig Modifikationen immer dieselbe. Mehrere Säle liegen hinter einander, in dem letzten von ihnen steht der Sarkophag. Nur das mit No. 17 bezeichnete Grab ist anders: hier findet man zwei Saalreihen über einander. Da, wo der Felsen, in dem man das Grab eingehauen hat, glatt war, wurden die Hieroglyphenbilder in den Kalkstein, da, wo er zersplittert war, in einen Mörtelüberzug eingeschnitten. Die Bilder sind die Lebensbeschreibung des in dem Grabe Ruhenden: man sieht

*) Bogumil Golz.

den König in seinen Schlachten, auf seinem Throne, in seinem Gebete, in seinen häuslichen Verhältnissen, in seinen Vergnügungen dargestellt. Einzelne Wände zeigen durch die Egyptianer unterjochte Völkerschaften in der Sklaverei; man kann den krausköpfigen Aethioper ohne Mühe von dem feingegliederten Indier, den Juden von dem Perser unterscheiden. Auf den getünchten Wänden prangen die Bilder vergangener Jahrtausende noch heute in unvergänglicher Farbenfrische, als ob der Künstler gestern zum letzten Male seine Hand an's Werk gelegt hätte. Einige Figuren sind mit Röthel vorgezeichnet, aber noch nicht in den Kalkmörtel eingegraben; — der König starb und sollte in seinem Mausoläum beigesezt werden, — da verstummte der Hammerschlag des Bildhauers in den hohen Räumen, die Schaar der Arbeiter zog dem Lichte zu und das Chor der Priester brachte die Mumie zur Ruhe in der dunklen Gruft.

Erhaben ist die Wahl des stillen Thales, erhabener noch die Anlage dieser Gräber. Sie weiter zu beschreiben, vermag ich nicht; hierzu gehören mehr Monate als ich, sie zu besichtigen, Stunden übrig hatte. Champollion hat diese Arbeit ausgeführt; Lepsius soll, wie viele Inschriften in allen europäischen Sprachen beweisen wollen, mehr vernichtet, als wissenschaftlich geforscht haben. Auch viele Säulen der Tempel Karnak's und Luxor's weisen Stellen auf, an denen die Hieroglyphenbilder ausgemeißelt wurden. Ein Fellah, welcher des letzteren Alterthumsforschers Diener gewesen zu sein vorgab, erzählte, daß dieser erst Ausgrabungen gemacht und gezeichnet, dann aber das Abgezeichnete vernichtet und, um eine neue Schande alt erscheinen zu lassen, mit Koth beworfen habe. Es gehört wirklich die ganze Leichtgläubigkeit gewöhnlicher Touristen dazu, ähnlichen ungereimten Erzählungen Glauben zu schenken. Daß unser ausgezeichnete Landsmann zu seinen Arbeiten Meißel und Hammer brauchte, ist erklärlich; spätere Reisende wünschten von unwissenden Fellahhuhn von der Wissenschaft bisher noch nicht aufgedeckte Namen der Verwüster jener Monumente zu wissen und — Lepsius wurde genannt. Obgleich nun diese und andere Verläumdungen den gelehrten Mann gar nicht

treffen können, ist es für den Deutschen doch unangenehm, gerade einen Namen hören zu müssen, den man als den eines Heroß der Wissenschaft zu verehren gewohnt ist.

Man nimmt seinen Rückweg von den Königsgräbern über die, dieselben umschließenden, hohen Berge, von deren Gipfeln man eine entzückende Aussicht über das Nilthal genießt. Unter und vor sich sieht man Karnak, Luxor, die Memnonssäulen, Medinet-Habu und andere Tempel und hart am Fuße des Gebirges den wegen Mumienhandel durchwühlten und entweihten Friedhof der früheren Einwohner der alten Königsstadt. Dann klettert man die Gebirge herab und gelangt nach Mēdinēt Hābū, einem früheren Tempelpalaste. Die früher tönenden Memnonen sitzen jetzt auf ihren uralten Postamenten mitten zwischen fruchtbaren Weizenfeldern und sehen bei hohem Nil ruhig dem Wasser des Stromes zu, das ihre hehren Gestalten umfließt.

Nach kurzer Besichtigung der Alterthümer bei Luxor und Karnak schickten wir uns zur Weiterreise an. Da erschienen, in leichte Gewänder gehüllt, drei jener öffentlichen Tänzerinnen „Rhauasie“ — von den Reisenden oft Almeß *) genannt — und begannen beim Klange ihrer Kastagnetten, eines Tamburins und einer zweisaitigen Violine, die ein alter blinder Kerl bearbeitete, ihre sinnlichen maurischen Tänze aufzuführen. Wir weltliches Personale hätten gern den reizenden Tänzerinnen zugesehnt; die geistlichen Herren aber, vielleicht mit Ausnahme des Bischofs, fürchteten die Versuchung und jagten sie unbarmherzig fort.

Es wurde uns erzählt, daß die Rhauasie **) hier in der Verbannung leben. Sie übten ihre Künste früher in der Rhahira und in Alexandrien aus, trieben es aber dem alten Mahammed-

*) Die Almeß ist eine Sängerin, welche vor den im Divahn des Türken versammelten Gästen singt. Sie selbst sitzt hinter dem engvergitterten Fenster eines Nebengemachs, durch welches wohl ihre Töne dringen, sie aber nicht gesehen werden kann und darf.

**) Plural von Rhauasie.

Ali zuletzt doch zu bunt. Plötzlich erzürnt unterbrach er ihr fröhliches Leben durch den strengen Befehl, nach Oberegypten auszuwandern und ließ die Säumigen durch Soldaten nach mehreren Städten transportiren. Hier führen sie ein höchst unregelmäßiges Leben und werden dem Reisenden durch ihre Zudringlichkeit oft lästig. Man findet unter ihnen sehr schöne Mädchen; gewöhnlich aber sind sie durch Ausschweifungen aller Art, hauptsächlich auch durch Trunksucht, so herabgekommen, daß sie Ekel und Mitleid erregen. Die mit ihnen aufgeführten Orgien und Bacchanalien nennen die Türken „Fanthasie“*); auf ihre Tänze werde ich zurückkommen.

Wenn die Rhauasie jung, hübsch und reich gekleidet ist und ihre leidenschaftlichen Tänze gut zu produziren versteht, ist der Ausdruck Fanthasie auch in seiner ursprünglichen Bedeutung gerechtfertigt. Ihr Erscheinen schon ist phantastisch. Aber leider verblühen ihre Reize bald und wenn sie dann Männerherzen zu fesseln nicht mehr fähig ist, sinkt sie gar schnell in die Nacht der Vergessenheit. Nur die allerniedrigsten Kupplerdienste erwerben ihr, wenn sie alt wird, einen nothdürftigen Geldgewinn, kaum hinreichend, ihr elendes Leben zu fristen. Dieses kontrastirt mit dem Glanze ihres früheren Auftretens so grell, daß wirklich eine mahammedanische Ergebung in das Walten des unabänderlichen Fatums dazu gehört, um den Kontrast ertragen zu können.

Eine wegen ihrer Schönheit berühmte Tänzerin, Namens Safie (Sophie) war die Geliebte des nachherigen Bizekönigs Ababass-Pascha. Sie soll zur Zeit ihrer Blüthe so schön gewesen sein, daß Ababass, damals Gouverneur von Kairo, in sei-

*) Ich will dieses Wort, das ich gewohnheitshalber, wohl noch manchmal brauchen werde, erklären. Es ist nicht gleichbedeutend mit *parvasia* der Griechen, obwohl davon abgeleitet oder herstammend; sondern bezeichnet jede Art von Unterhaltung oder nicht religiöser Festlichkeit eines Orientalen. Jeder Zierrath heißt Fanthasie; ein gesticktes Kleid, ein gravirtes, silber- oder goldbelegtes Gewehr mit geschmückten Kolben, jeder farbenprächtige Teppich oder verzierte Sattel u. s. w. ist „mit viel Fanthasie“ gearbeitet. Ein Trinkgelag, eine Tanzunterhaltung, ein festlicher Aufzug u. s. w. u. s. w. ist Fanthasie.

nem Harem keine ihr an Reizen ähnliche Frau besaß. Er besuchte heimlich oft die liebliche Tänzerin, überhäufte sie mit Geschenken, verlangte aber von einem öffentlichen Mädchen Treue, die er nie erwarten konnte. Einst fand er sie in den Armen eines schmucken Arabers. Seine Rache war seiner Rohheit und Grausamkeit gleich. Er ließ das unglückliche Weib ergreifen und ihren Rücken mit Peitschenhieben zerfleischen. Monate vergingen, ehe ihre Wunden heilten; ihre Blüthe war geknickt, ihre Schönheit vernichtet. Ich sah sie später in Gsneh, wo sie ein ziemlich großes Haus bewohnte. Sie zeigte noch immer Spuren ihrer früheren Schönheit; doch war ihr kostbarer Anzug damals noch das Schönste an ihr. Eine unheilbare Lahmheit, die Folge der erlittenen qualvollen Strafe, blieb ihr für immer eine Erinnerung an die Liebe und Rachsucht eines Abahs.

Der Wind war uns unausgesetzt günstig. Schon am 13. Oktober erreichten wir das Städtchen Gsneh, am 16. Oktober den „Berg der Kette“ (Djebel el Selseli) — nach Anderen „Berg des Erdbehens“ (Djebel el Salsali) genannt — einen engen Strompaß: den letzten Damm, durch welchen sich der Nil Bahn brechen mußte, ehe er in dem durch ihn hervorgerufenen Schlammlande Egypten seine Fluthen still und ruhig dahin senden konnte. Die Stelle ist merkwürdig, weil man am rechten Ufer großartige Steinbrüche, am gegenüber liegenden Katafomben und kleine Tempelportale der Alten bemerken kann.

Oberhalb des Djebel el Selseli treten die Gebirge wieder in weiten Bogen zurück und das Ackerland Egyptens zeigt noch einmal seinen Reichthum. Am rechten Ufer liegt auf einem steilen, jetzt mit Sand überschütteten Felskegel Rohm-Dmboß, ein Doppeltempel der Pharaonen.

Wir fuhrten mit der Schnelligkeit eines kleinen Dampfbootes den Strom hinauf. Auf mehreren Sandinseln bemerkten wir die ersten lebenden Krokodile, welche aber unsere Barke nicht einmal auf Büchschenschußweite an sich kommen ließen und langsam in's Wasser krochen. Vor einigen Tagen sahen wir bereits einen dieser Riesensaurier im Flusse schwimmen, aber, wie ich sogleich

wahrnahm, leblos. Dennoch sandten die geistlichen Herren ein halbes Duzend Kugeln nach der Parzerhaut des keinen Schuß mehr verlangenden Thieres ab. Man wunderte sich allgemein über die Ruhe des „schlafenden Ungeheuers“ und ich im Stillen mich über Sonntagsjäger und Sonntagsjägerci.

Gegen Abend legten wir in Assuan, der Grenzstadt Egyptens gegen Nubien hin, neben einer Sklavenbarke an. Schon von Weitem, lange bevor man die hinter Palmen versteckte Stadt gewahrt, sieht man das hoch auf den Bergen des linken Ufers gelegene Grabmal des Heiligen Mufsa, des Schutzpatrons des ersten Katarakts. Im Strome thürmen sich schwarzglänzende Granit- und Syenitmassen zusammen und hemmen im Sommer die Schifffahrt. Dann erscheint die Insel Elephantine wie ein lieblicher Garten und mit ihr Assuan. Bei hohem Nilstande kann man zu Schiffe direkt bis an die Stadt gelangen, bei niederem Wasser muß man, am rechten Ufer hinfahrend, die Insel umschiffen und mit großer Vorsicht sich zwischen den letzten Felsblöcken der Stromschnelle hindurchwinden. Dann findet man in höchst romantischer Lage zwischen Granitblöcken mit Hieroglyphenbildern ein stilles Ankerplätzchen, zu welchem nur das ferne Tosen des Katarakts dringt, dicht oberhalb der Stadt.

Assuan ist das alte Syene der Griechen und liegt unter $24^{\circ} 8'$ der n. Br. und $30^{\circ} 34'$ östlich von Paris. Früher war es wegen der berühmten Steinbrüche der Alten von größerer Ausdehnung und Bedeutung als jetzt, wie man aus Trümmern, welche den vierfachen Raum der heutigen erbärmlichen Stadt bedecken, leicht schließen kann. Die Steinbrüche, aus denen jene Kolosse, Obelisken und Säulen stammen, deren Massenhaftigkeit, Festigkeit und Schönheit man bei allen Tempelruinen Egyptens zu bewundern Gelegenheit hat, liegen ganz in der Nähe der Stadt in der Wüste. Man sieht noch überall die Spuren der Sprengarbeiten der Alten: kleine, aber tiefe, in gerader Reihe in das Urgestein eingemeißelte Löcher, in denen man eingetriebene Holzkeile durch Uebergießen mit Wasser so ausdehnte, daß sie Blöcke von mehreren tausend Centnern Gewicht vom Felsen ablösten. Das Urgestein ist jene Quarz-

Glimmer- und Feldspath-Verbindung*), welcher man nach ihrem altbekannten Fundort Syene den Namen „Syenit“ ertheilt hat. Einige Blöcke liegen jetzt noch, bereits vom Felsen getrennt, im Sande der Wüste, andere sind sogar schon theilweise bearbeitet. Die Werkstücke wurden auf geebneten Wegen, deren Spuren ebenfalls noch sichtbar sind, vermitteltst Walzen zu den im Flusse liegenden Schiffen gebracht und auf diesen dem Orte ihrer Bestimmung zugeführt. Eine längere, durch die Wüste nach dem nahen Philä führende Kunststraße mag wohl aus den Zeiten der Römerherrschaft herrühren, obschon viele Felsen in ihrer Nähe mit Hieroglyphen beschrieben sind.

Weniger solid erbaute Festungswerke, Moscheen und Grabmäler aus einer viel späteren Periode, vielleicht noch aus der Zeit der Mamelukenherrschaft herstammend, nehmen einen großen Raum der jetzigen Wüste ein. Sie liegen in Trümmern und vereinigen sich mit mehreren wilden Particen der Stromschnelle im Hintergrunde zu sehr anziehenden Ansichten. Die große Ausdehnung dieser Trümmermassen deutet darauf hin, daß Assuan, der Stapelplatz des ersten Katarakts, früher eine ansehnliche Handelsstadt gewesen sein muß.

Das heutige Assuan verdient den Namen einer Stadt nicht mehr. Es hat nur wenige und schlechte Kaufhallen, in denen man oft weder Käufer noch Verkäufer sieht, und ist der Sitz einer egyptischen Mauth, weil alle nach dem Sudahn gehende und von daher kommende Waaren hier versteuert werden müssen. Für die Sklaven, welche ja im Orient überall als Waare betrachtet werden, ist die Steuer sehr hoch**). Wahrscheinlich lagen wegen der Besteuerung ihrer Neger und Negerinnen während unseres Aufenthalts mehrere Sklavenhändler einige Tage hier. Man bot uns ein sehr niedliches Gallamädchen zu dem Preise von achtzehnhundert Piaßtern an; Negerknaben und Negermädchen waren viel billiger.

*) Oder Hornblende- und Feldspathverbindung.

***) Sie beträgt für einen Neger oder Abyssinier zwanzig, für eine Negerin vierundzwanzig und für eine Abyssinierin dreiunddreißig Thaler unseres Geldes.

Einer dieser Sklavenhändler besuchte uns auf unserem Schiffe und erzählte uns von den oberen Ländern des weißen Flusses, den er bereist zu haben vorgab. Er zeigte uns Waffen und Geräthschaften der Neger, welche allerdings furchtbar und eigenthümlich genug aussahen und von uns Allen mit lebhaftem Interesse betrachtet wurden.

Alle von Egypten nach Nubien gehenden Nilschiffe passiren den Katarakt von Assuan, obgleich er nicht gefährlich ist, nur wenn es dem Reis des Schiffes vorher kontraktlich zur Pflicht gemacht worden ist. Unsere große Dahabie wäre unter allen Umständen nicht dazu geeignet gewesen. Wir mußten deshalb unsere Effekten von Assuan aus mit Kameelen über die Stromschnelle bringen lassen. Don Ignatio hatte in der Nähe der Insel Philä einen Lagerplatz ausgewählt, in welchem wir bis zur Ankunft anderer Barken verweilen wollten. Am achtzehnten Oktober kamen gemietete Kameeltreiber, beluden ihre stöhnenden Thiere mit dem Gepäck der Mission und zogen gegen Mittag dem Lagerplatze zu. Wir ritten nach dem Nassr auf Eseln nach und erreichten mit Sonnenuntergang das oberhalb der Stromschnelle gelegene Dörfchen Siadle.

Die Umgebung desselben ist wildromantisch. Die Gebirge treten in einen weiten Bogen zurück, der Nil braust über ihre Ausläufer hinweg. Schwarzglänzende Syenit- und Porphyrmassen, theils in ungeheuren Felsen vereinigt, theils wie von der Hand eines Riesen durch einander geworfen und zusammengeschichtet, theilen den Strom in Hunderte von kleinen, rauschenden Bächen, stauen ihn in den durch ihr Zurücktreten gebildeten Kessel auf und zwingen ihn, seine Fluthen mit donnerndem Schwall über sie hinwegzustoßen. Nur schmale Kulturstreifen ziehen sich dicht an seinen Ufern dahin, die Gegend ist todt und öde, aber dennoch schön.

Inmitten dieses Felsenchaos liegt die palmenbestandene, grüne Insel Philä mit ihren Tempelruinen. Man glaubt ein Feenschloß vor sich zu sehen, wenn man sie zum ersten Male erblickt. Der ernste, gegen die dunklen Felsenmassen aber doch freund-

liche Tempel, in der tiefen Stille der Einsamkeit nur umtobt von den immer und immer von Neuem dahinrollenden Wasserstürzen, eingerahmt von balsamduftenden Mimosen und schlanken Palmen, steht an einem zur Verehrung der alten Gottheit Egyptens passenden Orte, wie es keinen zweiten, ähnlichen geben kann. Hier mußte sich das Gemüth der Zöglinge, welche die Priester heranbildeten, von selbst dem Hohen und Erhabenen zuwenden; hier mußten sie, wenn man ihnen den uns gleichgültig erscheinenden Vogelzug und die Mysterien der Orakelsprüche deutete, die Hieroglyphenschrift lehrte oder das Bild von Saïs entschleierte, aus allen den bedeutungsvoll verhüllten Dogmen ohne Hülfe ihrer Lehrer leicht den Kern erkennen: Es giebt nur einen Gott!

Philä ist es werth, gesehen zu werden. Schon seine Geschichte, klarer und bestimmter, als die anderer Tempel Egyptens, ist von hohem Interesse. Philä, das Grab des Osiris und der Isis, galt als ein besonders heiliger Ort. Der Dienst der Isis erhielt sich hier noch, als sich die Lehre vom Kreuze schon in Unteregypten mehr und mehr verbreitete. Die Arabier, — die Blenier des Alterthums — holten sich von hier in feierlichen Aufzügen ihre Isisbilder ab oder schlossen hier mit ihren Nachbarn, den Egyptern, nach einem ihrer wiederholten Kriege den Frieden. Nachdem das Christenthum auch bis hierher gedungen war, wurde der Isisempel in eine christliche Kirche verwandelt.

Die Tempelhallen sind in dem vollendetsten, reinsten egyptischen Style ausgeführt; jeder einzelne Theil des Bauwerks zeigt von einer mehr ideellen Anlage des Ganzen. Das Schwerfällige, Erdrückende anderer Monumente Egyptens verschwindet, während ein freierer, kühnerer Schwung ganz unverkennbar ist. Leicht gehaltene Anläufe krönen die schlanken Säulen; jeder einzelne ist von den übrigen verschieden, nur die Lotosblume ist allen gemeinsam. Wie ich an einigen noch unvollendeten Kapitälern sah, wurde ihre feinere Bearbeitung erst nach Vollendung des ganzen Baues vorgenommen, woraus sich auch eher die Schärfe und Mannichfaltigkeit des dargestellten Blätterwerks erklären läßt.

Im inneren Tempel sind alle Säulen vollendet und über und

über mit Hieroglyphenbildern bedekt. Die Säulen prangen noch in alter, ewig neuer Farbenpracht. Einige Kapitäle versinnlichen eine aufrechtstehende Garbe grüner Palmenwedel oder vielleicht die Palme selbst; die Idee, so ganz aus der Natur des Landes gegriffen, ist einzig in ihrer Art und wunderschön. Zur Plattform der Pylonen, von wo man einen Ueberblick des Katarakts genießt, führt eine noch guterhaltene Steintreppe.

Ueberall sieht man die Spuren gewaltsamer Zerstörung. An den äußeren und inneren Wänden des Tempels sind die riesigen Figuren der Gottheiten und Könige ausgehöhlet worden; Trümmer bedecken die ganze Insel, in Trümmern liegt auch ein Dorf der Barabra, welches früher hier gestanden hat. In den Hallen, wo einst der ernste Gesang der Priester ertönte, bauen jetzt der Sperling und die Felsenschwalben ihre Nester, von den Trümmerhaufen hört man den traurigen Ruf der Wüstenlerche, — alles Irdische ist vergänglich! —

Die bestimmte und sichere Nachricht, daß wir in Korosko nicht die nöthige Anzahl von Kamelen zur Reise durch die große nubische Wüste finden würden, bewog die Mission, ihre Reiseroute umzuändern. Man miethete zwei kleinere Schiffe bis Wadi-Halsa und beschloß, von dort aus entweder zu Kamel oder zu Schiffe nach Dongola zu gehen, von wo aus man, ohne Aufenthalt befürchten zu müssen, durch die Wüstensteppe Bahiuda weiter reisen konnte. Am 21. Oktober bezogen wir mit dem Bischof Casolani, Padre Muhja und Don Angelo das kleinere, aber bequemere der beiden Schiffe, die übrigen Mitglieder blieben auf der Transportbarke. Der Wind blieb uns günstig. Schon am 22. Oktober passirten wir mit Gewehrsalven den Wendekreis; zwei Tage später erreichten wir Korosko. Wir fanden hier eine meist aus Bergleuten bestehende Expedition des Bizkönigs, welche für die Goldbergwerke bei Khassahn bestimmt war und seit achtzehn Tagen auf Kamele, mit denen sie durch die Wüste reisen wollten, warteten. Die Leute gingen mit Zittern und Zagen nach dem in Kairo wegen seines Klimas sehr verrufenen Sudahn.

Korosko ist ein elendes Dorf und enthält nur wenige Hän-

ser: die erbärmlichen Wohnungen der, die Briefpost zwischen Charthum und Kairo besorgenden, Kamelreiter. Dennoch ist der Ort für den Verkehr Egyptens mit Ost-Sudahn als Einbruchstation in die große nubische Wüste von großer Wichtigkeit. Man legt den fünfunddreißig bis vierzig deutsche Meilen langen Wüstenweg nach Abu-Hammed im südlichen Nubien in sieben bis neun Tagen zurück und gelangt, am Nile fortziehend, in fünf weiteren Tagen nach Berber el Muche'iref. Im Inneren den Wüste stößt man nur einmal auf einen Brunnen, den Bihr murre, welcher, wie der arabische Beiname besagt, nur salziges Wasser enthält. Deshalb gehört die Reise zu den beschwerlichsten und zu den theuersten dieser Art *) auch ohne die Prellereien und Betrügereien der Kamelscheichs, denen der Reisende, wenn er nicht einen Firman von der Regierung besitzt, sicher ausgesetzt ist.

Der Unterschied zwischen dem bis jetzt bereisten Theile Nubiens, dem Wadi-Kenuhs, und Egypten ist auffallend und erstreckt sich nicht auf das feste Land allein, sondern auch auf die Menschen, ihre Sprache und ihre Sitten. Nackte Felsmassen engen den Strom auf beiden Seiten ein; seine Ufer sind viel zu hoch, als daß er sie überfluthen könnte. Daher hört man hier das Getöse unzähliger Schöpfräder, welche die schmalen und wenig fruchtbaren Felser an den Ufern des Stromes bewässern, Tag und Nacht. Der arme Nubier konnte seinem Steinlande nur Wenig abgewinnen. Seine Dörfer sind armseliger, aber freundlicher und hübscher als die der Fellahhuhn; er selbst ist ärmer, aber besser als der Egyptianer.

Schon auf den ersten Blick unterscheiden sich die friedlichen Berbern von den Egyptianern. Die Männer haben eine mehr oder

*) Ein mit Wasserschläuchen beladenes Kamel kostet nach den von der Regierung erlassenen Bestimmungen, wie das Reitkamel, sechs Thaler unferes Geldes für diese Tour, der Transport eines arabischen Centners von hundert „Ardaht“ oder einundachtzig wiener Pfunden wird mit dreißig Pfosten oder zwei Thalern preußisch berechnet. Diese Miethpreise sind nicht niedrig, weil man bei dem beschwerlichen Wege einem Kamele nur drei arabische Centner aufbürden darf und sehr viel Trinkwasser mit sich führen muß.

weniger dunkle Hautfarbe, sind schwächer, furchtsamer als die Fellahhyn und nicht so geeignet, jene enormen Körperanstrengungen, welche wir bei dem Egyptianer beobachten können, zu ertragen; die Frauen sind klein, nicht besonders hübsch und gehen unverfleiert. Erstere bekleiden sich mit kurzen Beinkleidern und einem langen und breiten Umschlagtuche, „Ferdah“ genannt, Feiertags wohl auch mit einer blaugefärbten Baumwollenfutte; letztere tragen über einem Paar weiten Beinkleidern, die in den mannichfaltigsten Faltenwürfen, wie eine römische Tunika, um sich geschlagene Ferdah und haben ihr kurzes struppiges und grobes Haar in Hunderte von kleinen Zöpfchen geflochten, gerade so, wie es, nach den Bildhauerarbeiten auf ägyptischen Denkmälern der Baukunst, vor mehreren tausend Jahren auch üblich war. Ihre bisweilen recht angenehmen Gesichtszüge kann man leider nur aus der Ferne betrachten, denn in der Nähe schwindet deren Reiz vor ganz anderen Eindrücken. Ein unerträglicher Gestank weht Dem entgegen, der sich einer Nubierin nähert. Sie haben nämlich die üble Gewohnheit, sich ihre Haare mit Ricinusöl sehr stark einzusalben; dieses wird in der heißen Luft bald ranzig und verpestet die Atmosphäre bis auf dreißig Schritte Entfernung. Die Mädchen tragen schon hier den Rahhad, eine im Sudahn allgemein gebräuchliche Lederschürze, als einziges Kleidungsstück, die Knaben gehen bis in's zwölften Jahr fast ohne Ausnahme nackt.

Zwischen Derr und Korosko verläßt der Nil seine südlich-nördliche Richtung und wendet sich nordöstlich. Auf dieser Strecke ist der herrschende Nordwind den Schiffen ungünstig, weshalb diese am „Trekseile“, arabisch „Libbah“ genannt, weiter gezogen werden müssen. Ein Befehl der Regierung hat den Bewohnern des rechten Ufers — das linke ist Wüste — die Pflicht auferlegt, diese Arbeit zu übernehmen. Auch wir machten von dem Vorrechte aller Vornehmen Gebrauch und ließen uns so rasch als möglich befördern. Aber es empörte uns die Art und Weise, mit welcher man die Nubier zum Schiffsziehen presste. Zwei unserer Matrosen, tüchtige, handfeste Burschen, liefen den Barken voraus und trieben die in den Feldern, an den Schöpfgräbern oder in den Hän-

fern arbeitenden Männer mit Gewalt und Prügeln zum Zugeleite. Wir wollten ihrer Rohheit Einhalt thun, sahen aber ein, daß es ohne die landesübliche Methode nicht möglich war, fortzukommen und mußten diese daher ihren Weg gehen lassen.

Während der Fahrt bereitete uns Don Angelo, dessen Furcht vor dem Ertrinken ich schon gedacht habe, ein spaßhaftes Intermezzo. Unsere Dahabie lag still, der Nil war seicht und ruhig und die Luft höchst angenehm. Man redete also dem guten Padre zu, sein Rettungsboot, die Gumminmatrize, doch einmal zu versuchen, um ihre Nützlichkeit bei einem thatsächlich vorkommenden Schiffsbruche zu erproben. Es fehlte nicht an Gründen und Vorstellungen, ihm die Sache recht einleuchtend zu machen; er entschloß sich wirklich zu einer Probefahrt. Die luftgefüllte Matrize lag auf dem Wasser, Don Angelo entkleidete sich und bestieg sie mit Hülfe des Barons sehr vorsichtig. Behaglich schaute er von seinem Lager herab in den Strom. „Nun wüthe, Nil, ich bin geborgen!“ Aber — eine Bewegung — das trügerische Bette drehte sich, Don Angelo lag im Wasser! Obgleich er auf festem Grunde stand, rief er doch kläglich um Hülfe. Man brachte ihn an Bord, um eine Hoffnung weniger. Von nun an sah er nur mit der höchsten Seelenangst in die trüben Fluthen des Stromes.

Abends landeten wir in Derr, einem großen, zwischen Palmen versteckten, ganz unbedeutenden Dorfe, in dessen Nähe sich ein halb verfallener Felsentempel befindet. Hier hatten unsere geistlichen Herren eine Amtsverrichtung. Ein Vater begehrte Hülfe für sein krankes, ganz erbärmlich aussehendes Kind. Man wußte nicht, was man diesem geben sollte, da die Mutter schon lange vor seiner Geburt an Syphilis gelitten hatte. Aber der Bischof wußte ihm zu helfen. Er ließ es dem Vater unter dem Vorwande, daß er ihm Arzneien geben wolle, abnehmen und — taufen! O sancta simplicitas!

Von Derr aus fehlte uns der Wind. Die Barken wurden deshalb von unserem Schiffsvolke am Libbahn langsam weiter gezogen. Am 29. kamen wir an der zerstörten Mamelukenfestung Ibrim vorüber. Ein Dorf gleichen Namens liegt am Ufer des

Stromes unter Palmen. Die Festung befand sich auf einem fast senkrecht vom Nile aufsteigenden Felsen, wenig stromaufwärts vom Dorfe. Ihre Mauern waren zwar nur aus lufttrockenen Steinen aufgeführt, aber diese sind in Ländern, in denen es fast nie regnet, ein vollkommen dauerhaftes Material. Ibrhim war einer der letzten Haltpunkte der Mameluken, jener, von Mahammed=Ali sehr gefürchteten, willens- und thatkräftigen Kriegerschaar, dem Pascha, so lange sie bestanden, gefährlicher als das an einem Haare hängende Schwert dem Damokles. Lange war es ihm nicht möglich, Etwas gegen die wohlvertheidigte, fast unersteigliche Festung zu unternehmen, während die Besatzung, insgeheim mit den Nubiern im Bunde, dem Angreifer durch Plünderung der den Strom befahrenden Schiffe und kühne Ausfälle beträchtlichen Schaden that. Das Fessenschloß war mit Nahrung und durch eine in den Felsen gehauene, aus dem Strome gefüllte Cisterne auch mit Trinkwasser wohl versorgt. Endlich entschieden die Geschütze des Pascha den Fall desselben. Er zerschoss, eroberte und zerstörte die Burg und trieb die geschlagenen Feinde bis zur Insel Saïs. Dort fanden sie später vollends ihren Untergang.

Am 1. November erreichten wir die Fesentempel von Abu Simbil oder Ibsambol. Es sind zwei großartige Monumente, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen. Vor dem vom Sande der Wüste fast verschütteten Portale des großen Tempels sitzen vier Kolosse von der Höhe des Memnoninus (vierundsechzig pariser Fuß); ihre Gesichter sind wie die aller egyptischen Bildsäulen unschön, aber wirklich grausenhaft anzusehen und deshalb imponirend. Der innere Tempel ist ganz aus dem Felsen gehauen. Er enthält vierzehn Kammern und Hallen mit Hieroglyphentafeln und Statuen von mehr als dreißig Fuß Höhe. In der hintersten und kleinsten Zelle sieht man drei Steinbilder, wahrscheinlich Sinnbilder verschiedener Gottheiten. Nach Prokesch *) beträgt die innere Tiefe des Riesensaues hundertunddreißig, die Breite hundertundfünfundvierzig wiesener Fuß. Der zweite Tempel verschwindet neben ihm. Er liegt,

*) „Das Land zwischen den Nilkatarakten.“

nur wenige hundert Schritte von dem großen Tempel entfernt, dicht am Strome, ist kleiner und weniger schön. Etwas weiter stromabwärts sieht man eine, im Niveau des Stromspiegels in einer Felsennische sitzende, Figur, welche die Araber el Keahle, „die Messende“ nennen. Sie hält in ihren erhobenen Händen ein gefülltes Getreidemaß und scheint im Begriff, dasselbe auszuschütten. Die Keahle ist offenbar nur ein Sinnbild der zu hoffenden Fruchtbarkeit des neuen Niljahres. Ihre Augen sind nach dem Strome gerichtet, als wolle sie sein größeres oder geringeres Wachsthum beobachten. Steigt er nur so hoch, daß er bloß ihre Füße benetzt, dann hält sie das Maß des zu erwartenden, leicht zu berechnenden Getreides noch hoch erhaben — das Jahr wird eine arme Ernte bringen; verschwindet aber ihre Gestalt ganz unter den braunen Wellen, dann verschwindet mit ihr auch alles Maß des kommenden Segens.

Wir verließen nach kurzer Besichtigung die erhabenen Monumente und zogen weiter. Am folgenden Tage sahen wir wiederum eine am rechten Ufer, hoch auf einem isolirt aufsteigenden Felsen in Trümmern liegenden Feste. Es ist El-Edjah. Den Fuß des Felsenberges bedecken viele Grabmäler. Nach der Meinung des Volkes bezeichnen sie die „Khäbühr el Sähäb“, die Gräber der heiligen Streiter des Islahm, welche hier im Kampfe mit den Ungläubigen und Ketzern ihren Tod fanden.

Dem Reisenden fällt die ewige Bettelei der Kinder und Erwachsenen aller nubischen Dörfer sehr zur Last. Bis hierher erstrecken sich noch die Reisen der gewöhnlichen Touristen, welche das Volk durch kleine Geschenke so verwöhnt haben, daß man in Dörfern, zumal wenn man europäisch gekleidet ist, sogleich von einem Haufen nackter Knaben oder in Lumpen gehüllter Erwachsenen umringt und mit den im Chor geschrienen Worten: „Chäwähdjé häht Bakhschiesch!“ (Herr, gieb uns ein Trinkgeld!) förmlich verfolgt wird. Selbst ganz kleine Kinder rufen dem Fremden schon „Bakhschiesch“ entgegen; es sind die ersten Laute, welche sie stammeln lernen. Gegen die oft die Grenzen himmlischer Geduld — und diese besaß ich nie — übersteigenden Anmaßungen der Erwach-

senen halfen mir gemeiniglich einige Hiebe mit dem unübertrefflichen Dolmetscher meiner Enttäuschung, der aus der Haut des Hippopotamus geschnittenen Peitsche, kurzweg „Milpeitsche“ genannt. Da habe ich, zum Beweise der unersehbaren, überraschenden Wirkungen dieses vorzüglichen Instruments, dann häufig sagen hören: „Sämehühni jä sidi!“ (Verzeihe mir, Herr!) „ich wußte nicht, daß Du den „lärtieb el balled“ (die Sitte, den guten Ton des Landes) so gut verstündest, ich will durchaus keinen Bakhschiesch; aber ich hielt Dich für einen des Landes Unkundigen, mählesch (lass' es gut sein). „Räbbenä ohäliek!“ (Unser Herr erhalte Dich!) Erst oberhalb Wadi = Galsa's, dessen Katarakt den Touristenreisen Grenzen setzt, hört diese Bettelei allmählig auf.

Am dritten November erreichten wir den letztgenannten Ort. Er liegt in einem meilenlang sich am rechten Ufer hinziehenden Palmenwalde zerstreut, ist armselig, ohne Bedeutung und bietet an und für sich gar Nichts. Nur der eine Viertelmeile oberhalb der letzten Häuser des Dorfes beginnende, sogenannte zweite Katarakt hat Wadi = Galsa bekannt gemacht, denn es besitzt nicht einmal einen Markt. Sein Name ist aus den Worten „wadi“, d. i. Niederung, und „hälkä“, der Benennung eines trockenen, scharfschneidigen Niedgrases abgeleitet.

Wir bezogen die große, von den Einwohnern el Khäffr, „das Schloß“ betitelte Karawanserei und mußten hier, weil sich in Wadi = Galsa weder Kamele, noch oberhalb der Stromschnelle Schiffe vorfanden, dreizehn Tage verweilen. Unsere Wohnung bestand — vier Jahre später lag sie fast ganz in Trümmern — aus einem zweistöckigen, zimmerarmen Wohnhause und einem sehr ausgedehnten Hofraume. Das Gebäude war durchgehends aus lufttrockenen Ziegeln aufgeführt und mit (zu diesem Zwecke unbrauchbarem) Sparrwerk aus Palmenstämmen gedeckt. In der Ringmauer, welche das Ganze umschloß, sah man viele, auf die Möglichkeit einer Vertheidigung hindeutende, Schießscharten. Früher mochte es wohl nöthig gewesen sein, die reichen Karawanen vor etwaigen Angriffen zu schützen; zur Zeit unseres Aufenthalts in Wadi =

Galsa, wo der Handel Monopol der Regierung war, erschien der Bau als nutzlos. Jedenfalls kam er uns aber sehr gelegen.

Es ist für den Reisenden in einem so nichtsagenden Orte immer angenehm, sogleich eine Wohnung zu finden, ohne genöthigt zu sein, eine arme, wehrlose Familie Eingeborner aus ihrer Hütte zu vertreiben. Auch sind die Behausungen der Barabra*), obgleich reinlicher und wohnlicher als die Nilschlammspelunken der Fellahhahn, noch immer schlecht genug. Sie gleichen vierseitigen, abgestuften Pyramiden, bestehen aus lufttrockenen Formsteinen, besitzen keine Lichtlöcher — um den Ausdruck „Fenster“ nicht zu missbrauchen — und erhalten die Beleuchtung ihres Innern durch eine einzige, nach oben zu erweiterte, Thüröffnung, welche zur Nachtzeit mit einem, aus dicht an einander gereihten und mit einander verbundenen Palmenwedelstängeln, „Djeried“, bestehenden, Thürflügel geschlossen wird. Der Fußboden der nubischen Häuser ist manchmal mit buntfarbigem, künstlich geflochtenen Strohmatte bedeckt oder nur aus gestampfter Erde gefertigt; sonst steht man im Innern der Hütte, außer einem nach Art der beschriebenen Thüre zusammengestülpten, auf vier Füßen erhöhten Lagengestelle, einigen hölzernen Schüsseln und irdenen Töpfen keine Wirtschaftsgeräthe.

Die Bewohner Wadi-Galsa's unterscheiden sich bis auf die etwas verschiedenen Sprachdialekte wesentlich weder in ihren Sitten und Gebräuchen, noch in Ansehung ihrer Körpergestalt und Geistesfähigkeiten von den übrigen Einwohnern Nubiens bis über Alt-Dongola hinaus. Ihre Sprache deutet, wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit äthiopischen Sprachen, auf eine Abstammung der Barabra von den Äthiopiern hin, und damit scheint auch die Körpergestalt der nubischen Völkerstämme nicht im Widerspruche zu stehen. Man kann die Nubier gesunde Leute nennen. Vor Allem bemerkt man bald nach dem Eintritte in ihr Heimathland, daß man das Land der Augenkrankheiten hinter sich hat. So wie sich in Nord-Ost-Afrika Länder und Völker streng und urplötzlich von

*) Plural von Bérébrî; so nennen sich die Völker Nubiens, welche nicht arabischer Abkunft sind.

einander trennen, so wie es der Natur gefallen zu haben scheint, hier fruchtbares Ackerland und wenige Schritte weiter dürre, pflanzenlose Wüste zu erschaffen, so scheint es auch mit den Krankheiten zu sein. In Assuan wüthet eine Epidemie, in dem nur eine Meile davon entfernten Dorfe Schellahl ist sie kaum dem Namen nach bekannt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß ein blinder oder einäugiger Berber nicht in seinem Vaterlande, sondern in Egypten um sein Augenlicht gekommen ist. Dagegen sind in Nubien Verwundungen jeder Art sehr gefährlich; die kleinste Verletzung eitert oft Monate. Mehrere von unserer Reisegesellschaft litten an unbedeutenden Schnittwunden wochenlang.

Wir langweilten uns in Wadi-Halfa ganz entsetzlich. In unserer Wohnung peinigten oder ängstigten uns große, in Menge vorhandene Skorpionen; im Freien ärgerten wir uns über das unergiebige Jagdterrain. Nur durch Zufall erhielten wir einige werthvolle Vögel. Am 23. November konnten wir endlich die Reise fortsetzen. Einige Nubier schafften unser Gepäck über den Katarakt hinauf; wir verließen, auf Eseln reitend, Nachmittags den einzelförmigen Ort und zogen längs des Nilufers an dem Katarakt hinauf. Mehrere unserer Reisegesellschaft hatten zum ersten Male Reitkamele bestiegen und machten, um sich in den hohen Sätteln im Gleichgewichte zu erhalten, wunderliche Anstrengungen.

Die Entfernung unseres Ziels, des Lagerplatzes Amke oder Abke, beträgt, von Wadi-Halfa aus gerechnet, über zwei Meilen. Schon eine Viertelmeile oberhalb des letztgenannten Ortes sieht man keine menschlichen Wohnungen mehr. Man gelangt in das Gebiet des von Wüsten eingeschlossenen zweiten oder großen Katarakts. Das Auge erschaut nichts als Steine, Sand, Felsen, den Himmel und den durch Hunderte von Felseninseln zerspaltenen, schäumenden und donnernden, seine gestauten Fluthen gewaltsam über die hemmenden Felsblöcke stürzenden Nil; nur hier und da reckt ein Mimosenbäumchen seine Zweiglein in die ruhige Luft; es hat am Ufer oder selbst mitten zwischen dem zerklüfteten Gestein doch noch Nahrung und somit die Möglichkeit zum Leben gefunden. Das Schauspiel ist entsetzlich schön. Es scheint, als läge hier die

Natur noch in der chaotischen Verwirrung des Schöpfungsmorgens vor dem Auge des Beschauenden: so unendlich wild ist das vom Donner des Wasserfalls scheinbar erzitternde Panorama.

Mit einbrechender Nacht kamen wir in Abte an. Die Matrosen vieler, hier in einer Bucht wie im Hafen liegenden, Barken saßen bei einer Temperatur von $+ 14^{\circ}$ Reaum. am Feuer und wärmten sich. Auch unseren verwöhnten Körpern that die Wärme des Feuers wohl. Die Nacht war wundervoll. Noch hallte das Tosen des Katarakts in unserer Nähe als Echo wider, aber es begleitete nur die nicht unmelodischen Klänge der nubischen Zither, welche, weil sich das junge Volk der Schiffer zum Tanze ordnete, vor uns von kundiger Hand geschlagen wurde. Im Strome konnte ein scharfes Auge den Mastenwald der nahebei vereinigten Schiffe erkennen; er selbst glich einem stillen, nur melodisch an dem Felsenufer plätschernden See, darin die leuchtenden Sternlein wieder flimmerten. Würzige Mimosendüfte schwängerten die frische reine Luft. Im leichten Winde rauschten die Kronen der Palmen; sie rauschten sanfter und weicher — wir schliefen!

In Abte lagen mehr als fünfzig jener kleinen Barken, welche man zur Fahrt in den Katarakten benutzt und löschten ihre von Dongola el Ur di hierher gebrachte, fast nur aus Senneblättern bestehende, Ladung. Die Schiffchen sind aus einzelnen, verhältnißmäßig kleinen Planken ohne Rippen zusammengenagelt, haben einen Mast mit rautenförmigem Segel, aber keine Kajüten, sondern nur einen höchst unbequemen Schiffsraum, welcher selten mehr als vierzig arabische Centner an Ladung aufnimmt. Alle Abweichungen dieser Bauart von der anderer Nilschiffe sind durch die gefährliche Wegstrecke, innerhalb deren sie sich bewegen, geboten. Die Rippen fehlen, damit das Boot eine möglichst große Elastizität bekommt und bei dem häufig vorkommenden Auffahren und Aufstoßen an Felsenstücke nicht sogleich leck wird; die zwischen zwei Raacn (eine bewegliche und eine unbewegliche) eingeklemmten Segel sind rautenförmig, damit man die Kraft des Segels nach

der verschiedenen Stärke des Windes reguliren kann; das Boot ist klein, kurz und niedrig, weil Alles darauf ankommt, schnelle Wendungen machen zu können.

Die Mission bedurfte acht dieser Schiffe zum Transport ihrer und unserer Effekten und stieß am 18. November zugleich mit einigen und zwanzig anderer Barken vom Ufer ab, um bei günstigem Winde ihre Reise fortzusetzen. Es war ein schöner Anblick, den Strom mit einem Male von mehr als dreißig, mit weit geöffneten, weißen Segeln fahrenden Schiffen bedeckt zu sehen. Unsere Boote zeichneten sich von den übrigen durch die an der Naaenspitze flatternden Pavillone aus. Die höchst materisch auf einem Zackigen, kohlschwarzen Felskegel gelegene Lehmfestung von Abke verschwand den Blicken; wir betraten das Bättn el Hädjâr, „den Bauch der Steine“, d. i. das Steinthal: die wüsthete Provinz Nubiens, den traurigsten Landstrich, welchen ich je gesehen habe. Hohe, kahle, schwarze und glänzende Felsenmassen steigen senkrecht aus dem Nile, welcher sich durch sie hindurch im Laufe der Jahrtausende sein Bette graben mußte, empor, engen ihn ein und zersplittern, sich seinem tobenden Drängen kühn entgegenstellend, seine Kraft, stauen ihn hoch auf und zwingen ihn, daß er zur Zeit seines höchsten Wasserstandes um zweiundvierzig Fuß höher steht als im April. Sie brechen die Macht des Mächtigen. Er strebt, sie zu vernichten, umschäumt sie mit seinem ewig rauschenden Bogenschwall; sie stehen unerschütterlich. Alles Kulturland haben sie verdrängt, aber, mit ihnen im ewigen Wechselfampfe, sucht der Strom sein göttliches Vorrecht: das segensreiche Korn zu nähren und zu stärken, auch hier geltend zu machen. Wo er ein stilles Plätzchen findet, senkt er seinen fruchtbaren Schlamm auf das nackte Gestein und führt diesem selbst den Samen zu. Mitten im Strome steht man von Weidengebüsch überzogene, ursprünglich kahle Felseninseln. Die Weiden haben ihre Zweige tief eingesenkt in das zerklüftete Gestein und treiben zur Zeit des niedersten Wasserstandes Blätter, Zweige, neue Wurzeln. Sie gewähren den gefiederten Wanderern gastlich ein wirkliches Dach. Fröhliche Sänger durchschlüpfen die blüthen- und insektenreichen Hecken; die egyptische Gans brütet dort

still auf ihren sechs bis zehn Eiern, der Belekau ruht dort von seiner Fischjagd aus und pudt sich mit plumpem Schnabel das rosenroth überhauchte Gefieder, die schwanzwippende Felsenbachstelze (*Motacilla capensis*) wird hier geboren. Jetzt schwellt die gewitterreiche Regenzeit der Tropen den mächtigen Strom. Die Umstände ändern sich, die Felsen sind jetzt die Träger des Lebens, der Strom droht Vernichtung des grünenden Weidenbüschels der Insel. Aber schlank und schmiegsam beugt sich die Gerte vor dem Zürnen des Gewaltigen. Sie senkt sich, zitternd vor dem heftigen Wellendrang, tief ein in die trüben Fluthen, aber geschickt weicht sie und grünt und blüht bei fallendem Nile kräftiger und lebendiger als vorher.

Das Steinthal ist kaum fähig kleine Vögel zu ernähren und dennoch giebt es Menschen, welche es ihre Heimath nennen. In meilenweiten Abständen haben sie sich kleine Hütten erbaut, sie besitzen nur Das, was sie der Milde des Stromes zu verdanken haben. Mit Lebensgefahr schwimmen sie zu einer, von dem Gebirgen her vielleicht unzugänglichen, stillen Felsenbucht und streuen hier Bohnenkörner in den auf den Steinen haftenden Schlamm. Der Ertrag der Ernte ist ihr Reichthum; sie besitzen weiter Nichts; sie sind so arm, daß ihnen selbst die egyptische Regierung keine Steuern auferlegen konnte. Es giebt im Battu el Hadjar wohl auch einzelne Stellen, an denen mehrere Nubier vereinigt ihre Strohhäuser aufgeschlagen haben, ein kleines Stückchen Feld bewirthschaften und zwei Rinder oder vier Ziegen halten können, aber das sind Dasen, welche nicht das Gepräge dieser unglücklichen Provinz an sich tragen. Ein Palmenbaum, ein Strauch, eine Hütte wird hier mit Jubel begrüßt; ein Bohnensfeld ist das Ziel tagelanger Hoffnung, ein Schöpfrad das Zeichen des Reichthums. Das Steinthal ist unendlich, unsäglich arm!

Am 19. November. Die Mahammedaner feiern das Fest zur Erinnerung an das Opfer Abraham's; unser Schiffsvolk sitzt in Feiertagskleidern auf dem Deck der Barken und läßt den günstigen Wind unbenutzt vorüberblasen; wir kommen erst um Mittag in Bewegung. Ruhig sitzen wir im Schiffsraum. Urpöblich erzittert die Barke in ihrem ganzen Bau, sie ist mit furchtbarem Kra-

chen auf einen Felsen gefahren. Wir springen entsetzt auf und machen Anstalten zum Schwimmen. Aber unser alter stromkundiger Reiß Bellahl sitzt mit dem gemüthlichsten Gesichte von der Welt am Steuer und ruft uns freundlich zu: „Mahlesch“! Dank sei es diesem „Berge und Thäler ebennenden, das Unmögliche möglich, das Unerträglichke erträglich machenden, den Zorn beschwichtigenden, die Angst verbannenden“ Worte, mit der unendlich vielfachen Bedeutung, welche ich mit: „Es thut Nichts“ übersetzen will, — wir beruhigen uns. „Die Barken sind sehr fest und halten manchen Stoß aus; ich habe noch ganz andere erlebt,“ sagt unser Altwater aller Kataraktenschiffer, „seid ohne Sorgen!“ Es war nicht zu bezweifeln, Bellahl kannte den Strom wie kein Anderer, er wußte jeden unter dem Wasser liegenden Felsen, schon ehe wir hinkamen, aber eben so unzweifelhaft schien es zu sein, daß er mit einem gewissen Behagen das Schifflein auf den ihm bewußten Felsen jagte. Einige Tage nach dem eben Erzählten stieß unser mit starkem Winde segelndes Schiffchen so heftig auf versteckte Felsen auf, daß das Wasser durch einen bedeutenden Leck in's Innere eindrang. Aber man war auch auf Aehnliches gefaßt. Lumpen und Werg lagen bereit und wurden sofort zum Kalfatern verwandt; sie reichten nicht; da riß sich einer der Matrosen sein Hemd vom Leibe und opferte es zu gleichem Zwecke für das allgemeine Wohl. In wenig Minuten war der Schaden beseitigt.

Am 20. November kamen wir zum Schellahl*) von Semne. Durch drei Stromengen, von einer kaum mehr als vierzig Fuß betragenden Breite, drängt sich die ungeheure Wassermenge des Nil hindurch. Das Wasser steht am Anfange der Stromstelle positiv um sechs Fuß höher als zwanzig Fuß weiter stromabwärts. Wir fuhren mit aller Segelkraft bis an einen der brausenden Wasserstürze heran, unsere Matrosen stürzten sich mit einem Seile in den schäumenden Gischt, durchschwammen den heftigen Wogenzug und befestigten ihr Tau und somit unser Schifflein an einem Felsblocke. Hier lagen wir, bis sich die Mannschaft sämmtlicher acht

*) Unter Schellahl versteht der Nubier eine Stromschnelle.

Barken vereinigt hatte, dann zog man das schwankende Boot an starken Tauen durch die tobenden Fluthen, welche fast über den Stern desselben zusammenschlugen.

Zu beiden Seiten der Stromschnelle stehen kleine, aber zierlich ausgeführte und mit sehr scharf gearbeiteten Hieroglyphenbildern gezeichnete Tempelruinen aus der Pharaonenzeit. —

Wenn der Wind fortdauernd günstig bleibt, kann man alle Stromschnellen des Steinthals in sechs bis acht Tagen überschiffen. Leider hatten wir auf unserer diesmaligen Reise nicht guten Segelwind; wir legten in drei Tagen nur eine Strecke von anderthalb deutschen Meilen zurück. Weder die Mission, noch das Schiffsvolk war auf die Möglichkeit einer so ungünstigen Fahrt eingerichtet. Die Lebensmittel gingen zur Neige; auf den Schiffen stellte sich, obgleich nur sehr dürftige Rationen vertheilt wurden, wirkliche Noth ein. Unsere Matrosen schwärmten bei der herrschenden Windstille vergeblich meilenweit herum, um etwas Genießbares aufzutreiben. Sie aßen anstatt des Gemüses wild-, aber spärlich wachsende Kräuter, welche sie hier und da auffanden und blieben bei all' ihrer Noth frohen Muthes, sangen und lachten. Wir Europäer waren bei unserer schmalen Kost weniger zufrieden und sehnten uns nach frischem Fleisch und Gemüse. Am Morgen erhielten wir eine Tasse Kaffee und einen Schiffszwieback, Mittags trockenen Reis, „Pillau“ genannt, und Abends eine magere Suppe. Den Gerichten fehlte alle Würze, weil uns das Schmalz schon seit mehreren Tagen mangelte. Ich erlegte eine Nilgans, deren Fleisch uns ein wahrer Leckerbissen wurde, und erwarb mir ein freundliches Gesicht meiner europäischen Reisegefährten wegen des gelieferten Bratens, die Bewunderung aller Nubier aber wegen des geschickten Schusses.

Zwei Nilgänse, schöne, aber scheue Vögel, waren auf eine uns gegenüberliegende, wohl dreihundert Fuß entfernte Felseninsel gekommen und liefen am Strande herum. Sie fühlten sich, durch den breiten, wogenden und jählings abstürzenden Nilarm von uns getrennt, ganz sicher; aber meine treffliche Büchse erreichte sie doch. Ich sandte dem Männchen des Pärchens eine Kugel durch die

Brust; nach wenigen Flugversuchen lag es getödtet am Strande der Insel. Die vereinigte Mannschaft von mehr als zwanzig, unterhalb der Stromschnelle versammelten, Schiffen hatte mir zugesehen und brach in lautes Beifallsgeheul aus. Nun trennte mich aber der breite Wassersturz noch von meiner Beute. Da erbot sich, in der Hoffnung eines zu erlangenden Bakhschiesch, einer unserer Matrosen, den Vogel herüber zu holen. Er legte sich auf einen kurzen Holzstamm und stürzte sich in den brausenden Strom. Die schäumenden Wogen schienen ihn verschlingen zu wollen und entzogen ihn auf Augenblicke wirklich unseren Blicken, aber er arbeitete sich rüstig durch, erreichte glücklich sein Ziel und kam, mit dem Vogel in der Hand, ohne Unfall wieder bei uns an.

Man kann die Gewandtheit der nubischen Schwimmer nicht genug bewundern. Während sich der Egyptianer nur nach einiger Selbstüberwindung zum Schwimmen entschließt, scheint sich der Nubier im Wasser ganz heimisch zu fühlen. Er schwimmt, oft mit einem mehr als hundert Fuß langen Tau zwischen den Zähnen, kühn von Fels zu Fels trotz Wogendrang und Stromschnelle. Von Kindheit an ist er in der Kunst des Schwimmens geübt. Der Knabe jagt sich mit dem Mädchen spielend im Strome herum; der Jüngling oder erwachsene Mann bläst sich einen dichten Lederschlauch mit Luft auf, legt sich darauf und läßt sich dann vom Strome tagereisenweit thalabwärts treiben; Frauen und Männer setzen mit ihren Schläuchen ohne Bedenken über den oft mehr als tausend Schritte breiten Strom.

Am 25. November legten wir mitten in dem bedeutenden Schellahl von Ambukohl an einem Felsenblocke an. Die Bewegung der wohlbefestigten Barken in dem Strudel der Stromschnelle war so heftig, daß Mehrere aus unserer Gesellschaft die Seekrankheit bekamen. Wir zogen es vor, auf dem Felsen zu schlafen, wählten uns eine durch den Strom aufgelegte, ebene Sandbank zur Lagerstätte, breiteten unsere Teppiche darauf und schliefen, umtobt von dem Donner des Katarakts, herrlich die ganze Nacht hindurch.

Wir bemerken zu unserer großen Freude, daß die Gegend bes-

fer zu werden scheint. Hier und da zeigt sich eine Palme oder eine Mimosengruppe. Große Flüge verschiedener Zugvögel wandern, dem Strome entlang, nach Süden und geben uns Hoffnung auf Beute. Die Noth ist bei uns groß; wir haben fast Nichts mehr zu essen.

Erst am 28. November erhob sich der sehnlich herbeigewünschte Nordwind und trieb unsere Schiffe nun ziemlich rasch dem Strom entgegen. Zwei Tage später durchschiffen wir die Stromschnelle von Tanguhr. Eine gänzlich zertrümmerte Barke lag mitten im Katarakt auf einer Felseninsel; sie war vor einem Monate mit ihrer Ladung gescheitert. Auch heute gelang es nur den vereinigten Anstrengungen vieler Matrosen, ein Schiff unseres Geschwaders vom Untergange zu retten. Mahammed, der Koch der Mission, wollte schwimmend sein mitten im Strome liegendes Boot erreichen. Die heftige Strömung trieb ihn unwiderstehlich dem Schellahl zu; er kämpfte verzweifelt mit den Wellen, wäre aber ohne Zweifel ertrunken, wenn ihm nicht zwei andere Nubier zu Hülfe geeilt wären. Diese brachten ihn, obgleich selbst dem Versinken nahe, besinnungslos an's Ufer. Man versicherte mich, daß jährlich mehrere Barken hier zu Grunde gehen und oft auch Matrosen trotz aller Schwimnfertigkeit ertrinken.

Einer unserer Schiffsleute, Abd-Allah mit Namen, hat seine Frau, eine wirklich schöne Nubierin aus dem Palmenkreise Sukoht, mit am Bord. Gestern näherte ich mich zufällig der nußbraunen Schönheit. Wie ein gereizter Tiger fuhr der Nubier auf mich los. „Herr,“ rief er wüthend, „was willst Du von meiner Frau?“ Ich mochte ihm bethauern, was ich wollte, er betrachtete mich von nun an mit namenloser Eifersucht und schien uns Beide aus tiefster Seele zu hassen.

Am 1. Dezember. Wir befinden uns in einem weit besseren Landstrich als bisher. Palmen und Mimosen gruppiren sich zu kleinen Wäldchen. Vor uns liegt am rechten Ufer ein hoher Berg mit Zackigen, ausgeprägten Gipfeln, der Djebel el Tibsche. Auch am linken Ufer erheben sich steile Felsmassen. Eins der schönsten Bilder des Battu el Hadjar liegt vor uns. Die

glühenden, schwarzglänzenden Felsenpartieen geben dem Panorama etwas schauerlich Wildes, aber da liegt wenig weiter oben Akahsche mit seinem weißen, zwischen Mimosen hervorschauenden Schemsgrabe, umgeben von freundlichem, bebautem Ackerlande, und mildert das grausig Todte der übrigen Wildniß.

Gegen Mittag erreichen wir die heiße Quelle von Dkne. Sie kommt neben einem alten, halbverfallenen und verschlemmten Thurme, welcher sie früher wohl gefaßt haben mag, zu Tage. Rings herum ist der Boden mit einer Salzkruste bedeckt. Die Wärme der Therme beträgt über 40° Reaum.; ihre Wassermenge ist gering, hell und nach Schwefel schmeckend. Obgleich überall in Nubien als Heilquelle bekannt, wird sie doch wenig benutzt. Selten badet ein Kranker in ihr, gewöhnlich aber mit gutem Erfolge. Diese Quelle ist die einzige, welche zwischen Charthum und Kairo in den Nil fällt.

Die Stromschnelle von Akahsche ist kaum eine halbe Meile südlich von ihr entfernt; wir erreichten sie Nachmittags. Von allen Schiffen war das unsrige das einzige, welches den Schellahl sofort durchschiffte. Unser stromkundiger Reis wiederholte, unzählige Male von der Strömung zurückgeworfen, den Versuch, über den Katarakt zu schiffen, so lange, bis er gelang. Wir gingen oberhalb desselben am rechten Ufer an's Land.

Idriß, unser schwarzbrauner, nubischer Diener, badete sich, kleidete sich festlich an und ging nach dem heiligen Grabe, um dort das Abendgebet zu verrichten. Der daselbst ruhende Schem steht, als Schutzpatron der Stromschnelle, in viel zu hoher Achtung, als daß es sich ein Schiffer erlauben würde, an seinem Grabe vorüber zu gehen, ohne zu beten. Das Schiffsvolk aller mit uns angekommenen Barken folgte dem Beispiele unseres Idriß; nur der alte, religiöse Reis Bellahl konnte nicht wohl abkommen. Da brachten ihm seine Leute Erde von dem heiligen Grabe mit; er streute diese auf das Deck seines Schiffleins und betete auf ihr. Bellahl's Gottesfurcht ist unserer Achtung werth. Ehe er sein Schiff in die brausenden Wogen steuert, kniet er zum Gebete hin, um sich den Segen Allah's zu der gefährlichen Fahrt zu erslehen; wenn die

Gefahr vorüber ist, drückt er dankend die Stirne in den Staub. Er ermahnt seine Untergebenen, ihren religiösen Verpflichtungen nachzukommen; seine Frömmigkeit ist keine Maske, sondern tiefgefühlte Wahrheit.

Mit dem schwachen Winde des Abends und nächsten Morgens kamen wir bis zum Schellahl von Dahle. Bellahl war wieder der Erste, welcher alle schwierigen Stellen überwand; die übrigen Reisihn *) zogen es vor, auf stärkeren Wind zu warten. Dieser blieb aus, die Barken mußten, um nicht von der Strömung wieder weit zurückgetrieben zu werden, anlegen, wo sich ein geeigneter Punkt zur Befestigung des Haltseiles fand, und lagen nun zerstreut im Schellahl umher. Wir waren mit dem Jesuiten Killo, auf dessen Boote sich die Küche befand, am linken, Padre Petromonte und Fatchalla Madruß am rechten Ufer gelandet, das Boot des B. S. hing mitten im Strome an einem Felsblock. Diese Windstille machte eine Vereinigung aller Schiffe unmöglich. Es gelang uns nur durch die Kühnheit eines rüstigen Schwimmers, den Versprengten Nahrungsmittel zukommen zu lassen.

Ein starker Nordwind führte am 4. Dezember, nach dreißigstündiger Trennung, die zerstreuten Mitglieder der Reisegesellschaft wieder zusammen. Er ging bald in Sturm über und brachte empfindliche Kälte mit sich. Das Thermometer stand zwar noch immer auf $+ 12^{\circ}$ Reaum., aber wir froren bei dieser Temperatur und mußten Decken und Pelze hervorsuchen, um uns zu erwärmen. Der Sturm hielt auch am folgenden Tage mit gleicher Stärke an. Man hatte nur ein Dritteltheil des Segels geöffnet, aber der Sturm jagte das Boot trotzdem mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffes den Strom hinauf. Unser Schiffsvolk saß seekrank, mit kläglichem Mienen am Borderteile der Barke.

Wir waren in das Palmenland Dahr-el-Mahhaf **) eingetreten. Die Gebirge des Battu el Hadjar sind hier verschwunden, die flachen Stromufer geben fruchtbaren Feldern Raum, mei-

*) Plural von Reis.

**) Dahr bedeutet Land oder Haus.

lenlange Palmenwälder ziehen sich am Saume der Wüste dahin. An den Palmen reifen hier köstliche, weitberühmte Früchte. Tropische Vögel beleben die Ufer und der Ornitholog sieht viele neue erfreuliche Erscheinungen unter den gefiederten Bewohnern des Landes.

Hier zeigte sich uns zuerst der prachtvolle Feuerfink (*Euplectes ignicolor*), welcher die Durrah- oder Moorhirsenfelder in namhafter Anzahl bewohnt. Er ist ein kleiner Vogel mit sammtschwarzer Brust und Stirn und brennendroth befiederten Körpertheilen; alle Federn haben einen eigenthümlichen Glanz. Wie ein Opferflämmchen erscheint er auf der Spitze eines Durrahkolbens und zirpt seine einfache Weise. In den Mimosen bemerkt man einen noch kleineren, einfarbig stahlblauen, auf den Häusern einen kaum zaunkönigsgroßen, rostbrüstigen Finken (*Fringilla mitens* und *minima*). Die Macht des tropischen Klimas zeigt sich an diesen niedlichen Thierchen und entfaltet eine von uns Nordländern ungeahnte Farbenpracht.

Ich litt in Folge zweier schlaflosen Nächte und des heftigen Windes an Kopfschmerzen. Reis Bellahl wollte mich, durch eine sympathetische Kur — worauf die Araber sehr viel geben — davon befreien. Er näherte sich mir mit allerlei Gesten, drückte mir die Finger seiner rechten Hand fest auf die Schläfe und legte dann, Gebete murmelnd, die Finger seiner linken Hand in einer bestimmten Reihenfolge gegen die innere Handfläche. Schließlich preßte er meinen Kopf zwischen seinen beiden Händen zusammen, spie in die linke Hand und schlug sie mehrere Male auf den Boden. Ich weiß nicht, ob ich die Nachmittags eintretende Linderung meiner Schmerzen dieser merkwürdigen Heilmethode oder dem schwächer gewordenen Winde zuschreiben soll.

Am 9. Dezember. Es war Windstille. Der Baron hatte sich auf die Jagd begeben; ich lag, von dem ersten Anfälle des klimatischen Fiebers gepeinigt, im Schiffsbraum; der Fieberfrost durchschüttelte mich. Da erhob sich auf dem Deck der Barke ein wüthendes Geschrei, dessen grelle Töne mir bald unerträglich wurden. Ich erfuhr von unserem Diener Idris, daß man auf den Baron un-

willig sei, weil dieser nicht zurückkehre, nachdem Wind aufgekommen wäre. Um die Reise fortsetzen zu können, habe man den Matrosen *Abd=Lillahi* (oder *Abd=Allah*) fortgeschickt, um den Baron zurückzurufen. Mir ahnte davon nichts Gutes: *Abd=Lillahi* war uns Allen als jähzorniger, wüthender und roher Mensch genugsam bekannt geworden.

Wenige Minuten später hörte ich den Baron um Hülfe rufen und sah ihn am Strande im ernsthaftesten Handgemenge mit dem *Rubier*, welcher sich der Jagdflinte meines Gefährten zu bemächtigen suchte. Er würde diesen, wäre er in Besitz der Waffe gelangt, wahrscheinlich zusammengeschossen haben, weshalb ich auch keinen Augenblick zögerte, das Gefürchtete wo möglich noch zu verhindern. Ich nahm die Büchse zur Hand und den *Rubier* auf's Korn; aber die Streitenden veränderten ihre Stellungen so oft, daß ich, ohne den Baron zu gefährden, den Schuß nicht wagen konnte. Jetzt wurde er frei, ich zielte genauer, — da brach er plötzlich, noch ehe ich geschossen hatte, blutend zusammen: der Baron hatte ihm sein Dolchmesser in die Brust gestochen.

Von ihm erfuhr ich nun auch den Hergang der Sache. *Abd=Lillahi* war im höchsten Zorne schimpfend und fluchend auf ihn zugekommen, hatte ihn mit Gewalt dem Ufer zugedrängt und in der Nähe des Schiffes sogar geschlagen. Der Baron nimmt erzürnt sein Gewehr von der Schulter und will dem *Rubier* einen Kolbenschlag versehen, dieser aber springt wüthend auf ihn los, preßt ihm mit der Hand die Kehle zusammen, schimpft ihn *Christenlund* und *Ungläubigen* und droht, ihn mit dem Gewehr, dessen er sich bemächtigen will, niederzuschleßen. Von diesem Menschen war Alles zu fürchten und der Baron, bei seiner wehrhaften Vertheidigung, in seinem vollen Rechte.

Es ist unmöglich, von dem sich nach diesem Austritte erhebenden Lärmen eine Beschreibung zu geben. Das Schiffsvolk schrie wie immer entsetzlich, schwur fürchterliche Rache und zog haufenweise zum *Padro Nylo*. Dieser Jesuit war nicht nur niederträchtig genug, der Menge Recht zu geben, sondern hezte sie sogar noch gegen uns — *Keher* — auf. *Don Angelo*, der Arzt der

Wiffon (welcher, beiläufig bemerkt, eine dunkle Idee von der Möglichkeit der Heilkunde haben mochte), wurde beordert, den „armen Verwundeten“ zu sondiren und zu beplastern. Das Volk wurde, wie leicht zu begreifen, durch diese christlichen Maßregeln noch weit erbitterter und anmaßender. Die Reisihn erklärten unter thierischem Gebrüll wiederholt, unsere Barke zurücklassen und sich selbst Recht verschaffen zu wollen. Wir setzten unsere Waffen zu einer Vertheidigung auf Leben und Tod in den besten Stand, bedeuteten die Schiffsführer, welche am nächsten Morgen ihre Drohungen erneuerten, ihre Pflicht zu thun, versprachen, uns vor das Gericht des Gouverneurs der Provinz Dongola zu stellen und schwuren, Leben, welcher sich unserem Boote in feindlicher Absicht nähern würde, niederzuschießen. Unsere Energie verfehlt ihre Wirkung nicht. Die Matrosen fügten sich murrend unseren Gewaltmaßregeln und sagten uns Gehorsam zu.

Abd=Allah's Wunde war nicht gefährlich. Eine Rippe hatte die Kraft des außerdem unfehlbar tödtlichen Stoßes gebrochen. Nachdem das im Anfange sehr heftige Wundfieber vorüber war, genas er bald. Da er sich später willfährig zeigte, den Streit in Güte beizulegen, gab ihm der Baron drei Speciesthaler Schmerzensgeld und schlichtete damit den bösen Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Die Jesuiten haben sich später bemüht, die Handlung meines Gefährten in ein schlechtes oder wenigstens zweideutiges Licht zu ziehen und seine Selbstvertheidigung als Verbrechen darzustellen, weshalb ich ihn hier vertreten zu müssen glaube. Er handelte, wie jeder Andere in seiner Lage gehandelt haben würde. Mord und Todtschlag ist in jenen Ländern keineswegs etwas so Außergewöhnliches, daß man nicht an eine kräftige Vertheidigung denken sollte, wenn man sein Leben bedroht sieht.

Gegen Abend legten wir in der Nähe der Felsberge Nauer oder Nauri am rechten Ufer an. Man steht diese beiden, sich mehr als vierhundert Fuß über die Ebene erhebenden Felsenkegel schon von Weitem. Die Volkssage schildert uns beide Berge als früher vereinigt. Sie sind versteinerte Riesen. Der größere war

ein Mann und hieß Nauer, der zweite die Gemahlin desselben, Namens Kisbetta. Die Gatten erzürnten sich und Nauer entfernte sich an fünfhundert Schritte von Kisbetta. Weil aber die sie früher gemeinschaftlich umschlingende Leibbinde — worunter man eine nach allen Seiten zu gleichförmig aufsteigende Stelle der Berge versteht — zerriß, konnten sie sich nicht wieder vereinigen. Diese roh zusammengefügte Geschichte zeigt uns, wie weit die Dichtung der Araber hinter der der Araber zurücksteht.

Heutigen Tages sind die Djebahl el Nauri von mehreren hundert Paaren Felsentauben, welche die Felder der armen Barabra ungestraft plündern dürfen, bewohnt. Nur ein einziges, hoch oben in einer Felspalte horstendes Wandersalkenpaar verfolgt die gefräßigen Tauben.

Unsere Reise förderte von nun an rasch. Wir näherten uns, weil der im Dahr el Mahhas felsensfreie Strom uns nicht mehr aufhalten konnte, der Hauptstadt Dongola täglich mehr. Am 12. Dezember störte ein Zufall noch auf kurze Zeit die Ruhe einer äußerst angenehmen Nilfahrt durch das, im Vergleich mit dem mühsam durchsegelten Battn el Hadjar reich bebaute, Palmeland Dongola. Unser Reis zertrümmerte beim Auffahren auf die letzten Felsblöcke, welche er zu finden glauben mochte, das Steuer unseres Bootes. Obgleich der Schaden nothdürftig wieder ausgebessert wurde, blieb der Verlust doch so fühlbar, daß die Wellen bei einem heftigen Windstoße über Bord schlugen und an dem gänzlichen Umschlagen der Barke wenig fehlte. Nachdem uns Reis Bellahl am 14. Dezember in seiner Wohnung mit Palmenwein*) bewirthet hatte, schied er von uns. Wir fuhren weiter und landeten um Mittag auf der großen, gut bebauten und stark bevölkerten Insel Argo, auf welcher vormals ein eigener König herrschte. Der hier wohnende Eigenthümer unserer Barke machte uns seinen Besuch und beschenkte uns mit einem wohlgenährten Schafe und einem Krüge Butter, welche hier zu Lande immer flüß-


*) Ein braunes, durch leichte Gährung auserlesener Datteln erzieltes verauschendes Getränk.

sig ist. Am folgenden Tage, landeten wir in Dongola el Urbi, nachdem wir, von Wadi-Halsa aus, siebenundzwanzig Tage unter Wegs gewesen waren.

Die Stadt Dongola, gemeiniglich schlechtweg „el Urbi“, das Lager, genannt, wurde nach einem Plane des Naturforschers Ehrenberg an der Stelle des kleinen Dorfes Akromar erbaut und diente den Türken, welche die Provinz erst vor Kurzem erobert hatten, anfangs als Festung. Dongola ist ein unbedeutender Ort, welcher schlechte Basars *) mit wenigen Verkaufsartikeln, einige Kaffehäuser und Brandweinkneipen enthält. Es ist der Sitz eines türkischen Mohdihrs oder Provinzgouverneurs.

Zur Zeit unseres Hierseins herrschte hier Muhfa=Beï**), ein sehr gewandter, unterrichteter Türke, den wir später in Charthum wieder trafen, wo er unter der Regierung Latief=Pascha's eine sehr demüthigende Rolle spielte. Er machte kurz nach unserer Ankunft den Geistlichen einen Besuch, welchen wir nach einigen Tagen erwiderten. Es ist eine überall in Nord=Ost-Afrika gebräuchliche Sitte, daß die Einwohner einer Stadt den angekommenen Fremden zuerst besuchen. Man kann dann einen solchen Besuch erwidern oder nicht, wie man eben Lust hat. Die Sitte hat für den Fremden viel Angenehmes.

Am ersten Sonntage nach unserer Ankunft (am 19. Dezember) las Padre Kyllö in der hiesigen koptischen Kapelle die Messe in arabischer Sprache. Das Gotteshaus war sehr zahlreich besucht worden. Kyllö brachte von dort ein Bröckchen, wie es die koptischen Christen bei ihrer Abendmahlsfeierlichkeit gebrauchen, mit zurück. Es war aus Waizenmehl frisch gebacken, rund, einen Zoll hoch und hielt drei Zolle im Durchmesser; auf der oberen Seite

sah man das fünffache Kreuz von Jerusalem: 

*) Im Jahre 1852 wurden diese vergrößert und verbessert; auch baute man auf Befehl Latief=Pascha's, des Generalgouverneurs von Ost-Sudahn, eine Moschee.

**) Ursprünglich „Beil“; von Anderen „Bei“ oder „Beg“ geschrieben, so viel als Oberst.

Die Mission wollte die zu hoffende Genesung ihres von Kairo an ununterbrochen an einer sich mehr und mehr verschlimmernden Dysenterie leidenden Chefs in Dongola abwarten. Der Ort bot uns zu wenig, als daß wir diese unbestimmte Zeit hier hätten verbringen können. Wir trennten uns daher von der Mission, mietheten eine Barke bis zum Dorfe Ambukohl am Eingange des Weges durch die Wüstensteppe Bahiuda und verließen Dongola am 20. Dezember. Unser Verhältniß zur Mission war nicht das beste gewesen, aber doch that es uns leid, von Männern scheiden zu müssen, mit denen wir länger als drei Monate zusammengelebt hatten; wir fühlten, daß wir von nun an ganz einzeln standen. Der falsche Bischof gab mir Gesundheitsregeln, Pater Knoblecher herzlich gemeinte Mahnungen mit auf den Weg; Padre Nyllö wünschte uns kalt und steif glückliche Reise; Don Angelo machte schlechte Witze, Padre Mufsa, mein alter grilliger, aber seelenguter, väterlicher Freund und Befehrer, und Baron S. S. begleiteten uns bis zu unserem Schiffe. So schieden wir in Frieden von einander.

Oberhalb Dongola bieten die Ufer des Stromes wenig Bemerkenswerthes. Handak und Alt-Dongola, „Döngölä ädjähä“, sind so unbedeutende Ortschaften, daß sich Wenig oder Nichts über sie sagen läßt. Wir verkürzten uns den einsörmigen Weg mit Jaggen und Präpariren des Erlegten, bis der 24. Dezember heran kam. Dieser weckte freilich mancherlei Empfindungen in unserem Innern. Wir befanden uns im Innern Afrika's, unsere Gedanken waren daheim. Der Abend stimmte uns weich; wir beschloßen, ihn wie im Vaterlande zu feiern. Uns selbst konnten wir gegenseitig Nichts bescheren, darum beschenkten wir unsere Diener. Dann holten wir Wein herbei und tranken auf's Wohl der fernen Lieben. Und als es vollends Nacht geworden war, setzten wir uns hinaus in die helle Sternennacht und horchten still dem Schlage der murmelnden, vom Kiel des Schiffes gebrochenen Wellen; und während dieses langsam, feierlich den Strom durchfurchte, begingen wir ernst und ruhig das Fest der Weihenacht.

Am 25. Dezember landeten wir in Abduhn, einem unbe-

deutenden Dorfe, weil wir gehört hatten, daß wir auch von hier aus durch die Steppe ziehen könnten und zwei bis drei Tage Zeit ersparen würden. Wir traten mit einem uns von unserem Reiß zugeführten Araber in Unterhandlung, welcher uns versprach, bis Sonnenuntergang acht Kamele für die Miethsumme von vierzig Pfastern (für jedes Kamel) zu stellen. Aber wir warteten, nachdem er sich entfernt hatte, um die Lastthiere herbeizuschaffen, mehrere Stunden vergeblich auf seine Rückkehr. Ungehalten wegen der verlorenen Zeit, wollten wir den Lügner durch den Kaimakahn*) bestrafen lassen und ließen diesen herbeirufen. Da erfuhren wir, daß dieser nicht die Macht habe, Abbd el Hamihd — so hieß jener Araber — zu züchtigen, weil er nicht unter seine Botmäßigkeit, sondern unter die eines verrufenen Beduinenstammes gehöre. Der Schech**) des Ortes habe ihm Kamele verweigert, weil er gezweifelt habe, daß wir unter Abbd el Hamihd's Leitung jemals nach Charthum gelangt sein würden. Der Kaimakahn gab uns zugleich den Rath, uns in Zukunft, wenn wir Kamele bedürften, nur an Beamtete der Regierung zu wenden; diese seien für die Sicherheit der Reisenden verantwortlich. In der Folge sah ich ein, wie Recht der Mann hatte.

Wir brachen nach dem eben Erfahrenen sogleich wieder auf, störten ein riesiges Krokodil mit Büchsenkugeln aus seinem Nachmittagschlummer und gelangten mit gutem Segelwinde am Mittage des folgenden Tages nach Umbukohl. Der Kafsches oder Bezirksvorsteher, ein durch Empfehlungsbriefe von seinem Vorgesetzten Muhfa-Bei sehr dienstfertig gemachter, wohlleibiger Türke, versprach Alles zu thun, was wir wünschen würden. Abends erschien er auf unserem Schiffe zum Besuch. Wir bewirtheten ihn zuerst mit Kaffee und später mit Rum, weil uns sein Begleiter, ein schwächlicher, kriechender Kopte, versichert hatte, daß sein Gebieter die Befehle des Propheten zu interpretiren wisse. Das berauschende Getränk versetzte unseren biederen Türken sehr bald in fröhliche

*) Der Kaimakahn ist der Vorsteher eines Dorfes, aber immer ein gedienter Soldat.

**) „Schech“ ungefähr so viel als Schultheiß.

Laune. Begeistert rief er mehrere Male: „O, meine Herren, das ist der schönste Tag meines Lebens!“ Das sollte jedoch nicht der Fall sein. Beim Nachhausegehen fiel der schwere, mehr schwebende als gehende Mann von dem den Schiffsbord mit dem Lande verbindenden Brette (Rhiskahle) in den Nil und zog seinen dienstfertigen Geist und Sekretär nach sich in die trüben Fluthen. Wir wollten ihm zu Hülfe eilen, aber er hatte die terra firma bereits wieder gewonnen. Von Wasser triefend kehrte er an Bord zurück, um uns zu versichern, daß nicht er, sondern nur der lumpige Kopte in den Strom gefallen sei. „Seid ohne Sorgen, meine Herren, einer so schmiegsamen Kreatur schadet das Nichts. Leilküm saaide!“ Glückliche Nacht!

Vorbereitungen zur Wüstenreise. Das Kamel und seine Ladung.

Am frühen Morgen des 29. Dezember erschien der „Schedel Djemahli“, d. h. der Älteste, Befehlende unter den Kameltreibern, mit einem Führer, „Chabihir“*), drei Kameltreibern und acht Kamelen in unserem Lager. Der Kadschef hatte uns die Lastthiere zu dem niederen Miethpreise der Regierung verschafft; wir bezahlten für die Benutzung eines Kameles zur Reise von Ambukohl nach Charthum — einer Wegstrecke von mindestens vierzig deutschen Meilen — nur fünfunddreißig Piaster oder zwei und einen drittel Thaler unseres Geldes. Hiervon entrichteten wir ein Drittel im Voraus und verpflichteten uns kontraktlich, das Fehlende nach erfolgter, glücklicher Ankunft in Charthum einem der Treiber einzuhändigen.

Während die Kamele ihre noch freie Zeit benutzten und einige Mimosen ihrer Blätter beraubten, begannen die Treiber die nöthigen Vorbereitungen zur Wüstenreise zu machen. Sie erweichten, reinigten und füllten zunächst die für unseren Trinkbedarf erforderlichen, von ihnen gelieferten Schläuche, wählten sich gleichschwere Gepäckstücke zu bestimmten Ladungen aus und umwandeln sie mit je zwei starken, von ihnen sofort zusammengedrehten Dattelbaststricken, welche in einem Abstände von anderhalb Fuß um die Kisten geschnürt und unter sich verbunden wurden, an der einen Seite aber in handgroße Schlingen oder Dehren endigten. So einfach dieses Geschäft auch ist, so viel Lärmen, Gezänk und Krakehl verursacht es gewöhnlich. Jeder Treiber versucht, um sein eigenes Ka-

*) Von „chabara“, benachrichtigen, erfahren sein, Etwas genau kennen.

mel möglichst zu schonen, die leichtesten Frachtstücke sich zuzueignen, wird aber mit dem andern deshalb regelmäßig in lebhaften Wortwechsel verwickelt und ärgert den Reisenden durch sein Geschrei und nichtsnütziges Benehmen am allermeisten. Wenn die Karawane einmal im Gang ist, geht es besser, weil dann Jeder die ihm einmal zuertheilte Last seinem Thiere ohne Widerrede aufbürdet; er würde aber nie zu bewegen sein, inmitten der Wegstrecke seiner Ladung noch eine neue Last zuzusetzen. Selbst der Treiber, dessen Kamel die WasserSchläuche trägt, würde dies nur gezwungen thun, obgleich begreiflicher Weise die Ladung seines Thieres von Tag zu Tage leichter wird. Im Anfange der Reise hat freilich gerade das wassertragende Kamel am Meisten zu leisten: zwei wohlgefüllte große Schläuche sind eine sehr starke Ladung.

Man unterscheidet in Nord-Ost-Afrika zwei Sorten dieser Wasserbehälter. Die großen, „Kai“ genannt, fassen ungefähr den vierfachen Inhalt der kleineren, „Khirba.“ Erstere bestehen aus Rindleder, letztere aus Ziegen- oder Schaffell; beide sind, um sie zu dichten, mit einem Theer, „Khutrah“, welchen die Araber aus den Samen der Coloquithenkürbisse zu destilliren verstehen, eingeschmiert. Der Khutrah erteilt dem mit ihm in Berührung kommenden Wasser einen wirklich entsetzlichen Geruch und Geschmack und, wie ich glaube, auch die Eigenschaften der Coloquithen selbst, weil das in den Schläuchen aufbewahrte Trinkwasser schon nach wenig Tagen ungenießbar wird, peinliche Kolik erregt und zum Erbrechen reizt. In Fässern erhält sich das Wasser länger wohl-schmeckend, aber diese zerbersten von der Hitze und zerspringen, wenn ein Kamel seine Ladung abwirft, fast jedes Mal. Wir haben gefunden, daß gut verzinnete, durch sorgfältige Verpackung in Holzkisten vor äußeren, mechanischen Einflüssen geschützte Blechgefäße bei Wüstenreisen zum Wassertransport am Vortheilhaftesten verwendet werden können. Das in ihnen aufbewahrte Wasser ist zwar immer lauwarm, bleibt aber länger als vierzehn Tage trinkbar und ist dem durch die Hitze und den Sauerstoff bewirkten Verdunsten nicht in demselben Grade, als das in Schläuche gefaßte, ausgesetzt.

Zum eigenen Bedarfe führt jeder Kamelreiter noch ein kleines, mit Wasser gefülltes Ledergefäß bei sich auf seinem Reithiere. Es ist der unpraktische „Sa'in“ der Sudahnesen oder die wohlingerichtete „Simsemie“ der Bewohner des glücklichen Arabiens. Ersterer ist das gegerbte Fell einer jungen Ziege, welches man in der Halsgegend und der der Vorderbeine des Thieres zusammennäht, am hinteren Ende aber nur zusammengeschnürt hat; letztere ist ein ganz nach dem Prinzip der Wasserkühlgefäße Egyptens eingerichteter, steifer Lederbeutel mit einem Henkel und zwei durch Pfropfen verschließbaren Mundstücken. Die Simsemie wird Abends gefüllt, im Luftzuge aufgehängt und kühlt während der Nacht das in ihr enthaltene Wasser um mehrere Grade ab. Man bezieht diese bei Wüstenreisen ganz unentbehrlichen Gefäße aus Jemen und bekommt sie in jeder größeren ägyptischen Stadt zu dem mäßigen Preise von einem Gulden unseres Geldes. —

Nachdem die Karawane insofern gerüstet und mit den beschriebenen, neu in Stand gesetzten Geräthschaften versehen ist, beginnt das Aufladen. Ehe ich aber eine Beschreibung geben kann, muß ich meine Leser nothwendiger Weise erst mit dem „getreuen Wüstenhunde“, dem Kamele, bekannt machen. Ich unterlasse eine naturwissenschaftliche Beschreibung seines Aeußeren und beschäftige mich vielmehr mit seinen Ragenunterschieden, Leistungen, Kräften Eigenthümlichkeiten; von ersteren hätte ich vielleicht nur zu sagen, daß weiß- oder isabellfarbige Kamele mehr als dunkelbraune geschätzt werden.

Das Kamel hat ebensowohl seine Ragen, als das Pferd; ein von den Bishahrihn (einem Nomadenstamme des Belled-Tahka im Sudahn) gezüchtetes edles Reitkamel, „Hedjihn“, unterscheidet sich von dem ägyptischen Lastkamele wie ein arabisches Rosß von einem Karrengaul. Der Bishahrihnhedjihn ist das vollendetste Kamel, welches ich kenne; er ist fähig, in einem Trabe fünf, ohne Beschwerde zehn, mit Aufopferung seiner Kräfte aber sogar zwanzig deutsche Meilen innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückzulegen, wird deshalb nur als Reitkamel benutzt und von frühesten Jugend an zum Trabgehen gewöhnt. Sein Trab fördert

so schnell, daß ein gutes Pferd Mühe hat, mit ihm (im Trabe) fortzukommen; dabei ermüdet er den Reiter wenig. Das ägyptische Lastkamel ist ein kolossales Thier mit kurzen dicken Füßen, einem gedrungenen mächtigen Körper, es ist faul und nur mit Mühe zum Trabgehen zu bewegen; der Bischahri ist hochbeinig, feingliedrig, schwächlich und unermüdblich, eignet sich nicht zum Tragen großer Lasten, wohl aber zum Durcheilen einer bedeutenden Strecke; das ägyptische Kamel würde zu Wüstenreisen unbrauchbar sein, schleppt aber so enorme Lasten, daß die ägyptische Regierung ein Gesetz erlassen hat, nach welchem es nur mit sieben arabischen Centnern oder ungefähr 570 wiener Pfunden beladen werden darf*). Beide haben ihre Vorzüge, aber die des Bischahri überwiegen die des Lastkamels. Es würde eine wahre Dual sein, wenn man tagelang auf einem nur Schritt gehenden Kamele reiten sollte. Denn da dieses Thier nicht wie andere Säugethiere — mit Ausnahme der Giraffe — den rechten Vorder- und den linken Hinterfuß, sondern beide Beine einer Seite zugleich fortbewegt — es erhebt dabei das Hinterbein etwa um eine Viertelsecunde eher als das Vorderbein — entsteht eine schaukelnde Rückenbewegung, welche der Reiter mit

*) Ein Fellah wurde von meinem nachherigen Gönner Latief-Pascha, dem damaligen Gouverneur der Provinz Siut in Oberegypfen, auf merkwürdige Weise zur Bestrafung gezogen. Der die Stadt mit dem Ströme verbindende Weg führt durch den Hof des Regierungsgebäudes, dessen Divahn jedem Kläger seine hohen Pforten öffnet. Latief sitzt zu Gericht. Da tritt ein riesiges, mit einer gewaltigen Last befrachtetes Kamel ohne Treiber in den Gerichtssaal. „Was will das Thier?“ fragt der Bei, „seht, es ist unverantwortlich beladen! Wiegt seine Last!“ Man findet, daß das Kamel zehn Centner oder tausend arabische Pfunde getragen hat. Nach kurzer Zeit erscheint sein Eigenthümer und steht mit höchstem Erstaunen, daß die Amtsfrohne sein Kamel abgeladen haben. „Weißt Du nicht“, donnert der Bei ihn an, „daß Du einem Kamele nur siebenhundert und nicht tausend Pfunde aufbürden darfst? Gewiß, die Hälfte dieser Summe, Dir in Sieben zugemessen, würde Dich drücken! Ergreife ihn, Schwaffen, und zähle ihm fünfhundert Streiche auf.“ Dem Befehle wird gehorcht; der Fellah erhält die ihm bestimmte Strafe. „Setz geh“, sagt der Richter, „und wenn Dein Kamel Dich noch einmal verklagt, dann erwarte Schlimmeres.“ „„Rabbena chalieh, Ekendina!““ (Der Herr erhalte Dich, Herrlichkeit!) erwidert der Fellah und geht.

dem Gestenspiele chinesischer Pagoden getreulich nachmachen muß. Der Schritt eines beladenen Kamels ist dem eines guten Fußgängers gleich; man würde also täglich zwölf Stunden lang zu un-
freiwilligen Verbeugungen gezwungen sein. Dem entgeht man durch Besteigen des Hedjihn. Ein guter Bischahri legt seine Beine weit aus einander und geht einen so bequemen Trab, daß der ihn anpreisende Araber sich zu den etwas hyperbolischen Aussprüche: „Tuschrub sindjahn khahwe aale tacheru!“ (Du kannst eine türkische Tasse Kaffee auf seinem Rücken trinken!) — nota bene ohne Etwas davon zu verschütten — berechtigt glaubt. Aber ein guter Hedjihn hat noch andere Vorzüge. Er ist nicht störrisch, er schreit nicht beim Auf- oder Absteigen und „verlangt die Peitsche nicht.“ Man muß monatelang mit Kamelen umgegangen sein, um diese Tugenden würdigen zu können, denn von der Störrigkeit eines Kamels kann sich Niemand einen Begriff machen. Wenn es Etwas nicht thun will, hat man eine Höllearbeit, um es zu bändigen. Es läßt, in Wuth versetzt, ein aus tiefster Kehle kommendes, unheimliches Kollern hören und stößt eine mit Luft gefüllte, von Geißer triefende Hautblase*) von der Größe eines Kinderkopfs aus dem Halse hervor, brüllt, beißt, schlägt und geht durch. Man zieht den Zügel mit Leibeskräften an, reißt ihm den Kopf zurück, bis er senkrecht steht, sucht es mit der Stimme zu besänftigen oder einzuschüchtern — es rennt nur so toll davon. Da erwischt man glücklich noch einen dünnen Riemen, welcher ihm durch den einen Nasenflügel gezogen worden ist und zieht ihn langsam an — jetzt steht es still. Man will es zum Niederlegen bringen — es beginnt von Neuem zu brüllen; endlich liegt es am Boden, man nähert sich ihm, um aufzusteigen, das Wuthbrüllen wird ärger als zuvor, wechselt mit kläglichem Lauten, als ob die Bestie gespießt wäre und geht dann wieder in die Töne des unbändigsten Grimms über. Kaum hat man die Fußspitze im Sattel, so springt es, wie von einem bösen Geiste beseelt, mit unglaublicher Schnelligkeit auf und rennt wie rasend davon. Wenn

*) Den Brüllsack der Anatomen.

es Trab gehen soll, bleibt es stehen, dreht sich um oder läuft einer Mimosenhecke zu, in der Absicht, seinen Reiter da hinein, in die dichtesten, zolllangen, nadelspitzen Dornen zu werfen; giebt man ihm die Peitsche, dann fängt das Geschilderte vom Durchgehen an, wieder genau in derselben Reihenfolge. Es ist ein Jammer mit solch einer Bestie! Ihr gegenüber verhält sich der Hebräer wie ein gebildeter Mensch zu einem ächt bengelhaften Lummel.

Ich will, weil ich einmal von den Untugenden des Kamels spreche, auch seine übrigen unliebenswerthen Eigenschaften vollends aufzählen. Die Araber pflegen das Kamel mit besonderer Sorgfalt, aber ich habe nur ein einziges Mal die Beobachtung gemacht, daß es gegen seinen Herrn eine gewisse Anhänglichkeit zeigt. Böseartige Kamele beißen und schlagen nach ihrem eigenen Herrn, wie ich durch das Beispiel eines Karawanenführers, welchem ein Kamel seinen linken Arm durch einen Biß verstümmelt hatte, belehrt worden bin. Dabei ist das Kamel feig, es vertheidigt sich — mit Huf und Zähnen — nur gegen schwächere Thiere; das Geheul einer Hyäne versetzt es in die größte Furcht; beim Gebrüll des Löwen zertrieben die Kamele einer Karawane nach allen Richtungen. In Hinsicht seiner geistigen Fähigkeiten steht es auf einer sehr niederen Stufe: ein gewisser Ortsinn, eine Kenntniß verschiedener, von ihm oft gegangener Wege sind die einzigen Anzeigen geistigen Vermögens, welche ich an ihm bemerkt habe, wenn man nicht die große Liebe zu seinen Jungen, welche es an den Tag legt, indem es die kleinen possirlichen Thierchen sehr sorgsam beschützt, mit hierher rechnen will.

Aber das Thier besitzt auch große Tugenden. Es ist sehr genügsam, kann lange dursten und wird wegen dieser Eigenschaften das nützlichste aller afrikanischen Hausthiere. Seine gewöhnliche Nahrung sind dürre Disteln, verdorrtes, hartes Gras, in den Dörfern Durrastroh; nur bei anstrengenden Wüstenreisen erhält es Durrakörner. Die saftigen Blätter der Mimosen frist es sammt den Aestchen und drei bis vier Zoll langen, harten und scharfen Dornen, ohne daß ihm letztere den lederfesten Gaumen oder die warzigen Lippen verwunden. Oft ist ihm ein alter, aus Dat-

telblattstreifen geflochtener Korb eine willkommene Speise. Belastete Kamele können während des Sommers vier bis fünf, während der Regenzeit oder des innerafrikanischen Winters, zu welcher Zeit sie viel Grünes zu fressen bekommen, acht bis zehn Tage ohne Nachtheil das Wasser entbehren. Dann trinken sie aber auch mehrere Eimer davon auf einmal. Eine reine Fabel ist die Erzählung einiger Reisenden, daß man auf Wüstenreisen, dem Verdursten nahe, einem Kamele den Leib aufschneide, um das in seinem Magen enthaltene Wasser zu trinken. Ich habe hierüber alte, in der Wüste ergraute Schiuhch*) befragt: keiner wußte Etwas davon. Es ist auch, wie ich mich an frischgeschlachteten Kamelen selbst überzeugt habe, ganz unmöglich, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungstoffen und dem Magenfaske vermischt war. Dieser Brei hat einen äußerst widrigen Geruch, welcher auch dann nicht verschwinden würde, wenn man ihn, um das Wasser von ihm zu trennen, durchsiehen und letzteres abkochen wollte. Auch ohne diesen mühsam herbeigeholten Beweis für die außerordentliche Nutzbarkeit des Kamels würde der Werth dieses Thieres augenscheinlich genug sein. Die Kamele sind der größte Reichthum der sich mit ihrer Zucht befassenden Nomaden, der Lebensunterhalt vieler Menschen, die Handel, Reisen und mit beiden verbundene Ausbreitung der Civilisation ermöglichenden Thiere**).

Zum Beladen der Lastkamele dient die „Kauie“, ein höchst einfaches, gepolstertes Holzgestell, über welches die beiden Laststücke einer Ladung gehangen werden. Der Akt des Beladens selbst ist ohne Zweifel das Unangenehmste einer Wüstenreise. Wenn der von dem Wege des vergangenen Tages ermüdete Reisende am frühen Morgen noch im süßen Schlummer ruht, erweckt ihn das klägliche, herzbrechende Geschrei der wegen der ihnen zugemutheten Belastung verzweiflungsfüchtigen Kamele. Der Treiber hat die kurz

*) Plural von Schch.

**) Der Kaufpreis eines guten Reitkamels ist ein nach unseren Begriffen sehr niedriger: er beträgt nur sechs- bis funfzehnhundert Piaster; ein gewöhnliches Lastkamel kostet selten mehr als vierhundert Piaster.

gekoppelten Thiere, welche während der Nacht in der Nähe des Lagers herumgelaufen waren, um etwas Genießbares zu suchen, zusammengetrieben und führt jetzt das erste zwischen die beiden zum Aufladen bestimmten Kisten. Mit unnachahmlichen Rehtönen und ruckweisem Anziehen des Zügels bringt er das Thier zum Niederlegen, faßt es, wenn es störrisch ist, mit der linken Hand derb an der Nase, mit der rechten kurz am Zügel und setzt ihm den einen Fuß auf das Knie. Zwei andere Treiber eilen hinzu, heben die Frachtstücke auf, stecken die Schlingen in einander, durch sie noch einen das Ausgleiten verhindernden Quersplock und helfen durch Heben derselben dem auf Befehl des Ersteren aufstehenden Kamele nach. Dabei brüllt die Bestie aber in allen Arten von Wuth-, Verzweiflungs- und Klage-tönen, schweigt jedoch, nachdem sie beim Aufstehen noch einen, alle Leidenschaften vereinigenden, kurzen Schrei ausgestoßen hat, den ganzen Tag über. Ganz unwahr ist die Erzählung, daß Kamele, denen man mehr, als sie zu tragen vermochten, aufbürdete, liegen blieben, auch wenn man ihnen ihre Last wieder abgenommen hatte, und mit wahrhaft poetischer Resignation den Tod erwarteten. Ein übermäßig beladenes Kamel springt nicht auf, weil es nicht kann; erleichtert man ihm aber seine Last, dann erhebt es sich ohne Weiteres oder wenigstens durch einige Hiebe angespornt auf seine Füße. Anders ist es, wenn ein Kamel bei längeren Wüstenreisen unter seiner Last zusammenbricht. Dann ist es aber nicht Störrigkeit, sondern vollkommene Entkräftung, an der es für immer liegen bleibt. Das Kamel hat einen sehr sicheren, ruhigen Gang und stürzt auf ebenen und trockenen Wegen nie, so lange es bei Kräften ist; unterliegt es aber den Strapazen einer Reise und stürzt zusammen, dann ist es so angegriffen, daß es keinen Schritt mehr thun kann.

Während die Kaulie der Lastkamele nur durch den Druck und das Gleichgewicht der beiden Frachtstücke in ihrer Lage auf dem Rückenhöcker des Thieres erhalten wird, wird der „Ser dj“ oder Reitsattel durch drei feste und breite Gurte — zwei um den Bauch laufende und ein dritter um den Vorderhals gehender, um das Nach-Hinten-Rutschen des Sattels zu verhüten — auf den Hedjihn

geschmalt. Der Lastsattel ist ein ganz erbärmliches Nachwerk, der Serdj ein Produkt aus Künstlerhand. Er ruht auf einem soliden, sauber gearbeiteten Gestell und besteht aus einem muldenförmigen, ungefähr einen Fuß über dem Rückenhöcker des Thieres erhöhten Sitz für den Reiter. Am vorderen und hinteren Ende des Serdj erheben sich zwei Knöpfe um mehrere Zolle. Sie dienen zum Aufhängen der dem „Hedjahn“, — dem Reiter eines Hedjahn — nöthigen Geräthschaften, z. B. der Simsemie, der Jagd- oder Munitionstasche, der Waffen, Pistolenhalfter u. s. w. Den Sitz belegt man sich mit einem langzottigen, gewöhnlich brennendroth oder blau gefärbten Schaffell, „Farrwa“; zu weich darf er, weil er sonst zu sehr erhitzen würde, nicht sein und deshalb nie aus Federkissen bestehen. Der Zügel ist eine einfache, mehrere Male halfterartig um den Kopf des Hedjahn gezogene Schlinge, welche beim Anziehen das Maul zusammenschnürt, der Beizügel eine dünne, durch das eine Nasenloch gezogene Lederschnur. Ein Gebiß hat das Reittamel nicht.

Der Reiter trägt am Besten weiche, langgeschäftete Stiefeln ohne Sporen, enge, europäische Beinkleider, eine kurze Jacke mit weiten Ärmeln, die Leibbinde, den Tarbuhsch und das dichte Baumwollentuch der Beduinen, „Khuffie“ genannt, um sich bei großer Hitze damit kapuzenartig den Kopf einhüllen zu können. Um das Handgelenk hängt die unerläßliche Rißpeitsche an einem Riemen. So ausgerüstet tritt er zu dem mit zusammengebogenen Beinen im Sande liegenden Reittamele, besänftigt und ermahnt es durch einen eigenen — dem Laute eines mit aller Kraft aspirirten eh ungefähr ähnlichen — Kehlton zum Stillliegen, faßt den Zügel so kurz als möglich mit der linken, den vorderen Sattelknopf mit der rechten Hand, erhebt den rechten Fuß vorsichtig bis in den Serdj und schwingt sich mit möglichster Schnelligkeit in den Sattel, wobei man sich sofort mit beiden Händen festhalten muß. Es gehört eine sehr große Gewandtheit dazu, den Hedjahn in dieser, einem Hedjahn zukommenden Weise zu besteigen. Das Kamel wartet es nämlich nicht ab, bis sich der Reiter im Sattel festgesetzt hat, sondern richtet sich, sobald es den geringsten Druck verspürt, in

drei ruckweise, aber mit sehr großer Geschwindigkeit auf einander folgenden Absätzen auf. Ehe der Hedjahn noch zum Eigen kommt, erhebt es sich auf die Kniee — richtiger die Handgelenke — der Vorderbeine, sodann auf die langen Hinterbeine und schließlich vollends auf die Vorderfüße. Diese Bewegungen erfolgen so schnell auf einander und kommen dem Anfänger so unverhofft, daß er beim zweiten Ruck regelmäßig nach vorn aus dem Sattel und entweder auf den Hals des darüber empörten Kamels oder zur Erde stürzt. Erst nach einiger Uebung kommt man dahin, den Wirkungen der Stöße eines aufspringenden Kamels durch Vor- und Zurückbeugen ausweichen und seinen Platz im Sattel behaupten zu können. Reisende Engländer pflegen sich zum Besteigen des Hedjahn kleiner Leitern zu bedienen oder hängen zu beiden Seiten des Sattels Körbe auf, in denen zwei Personen Platz nehmen; türkische Damen reisen in Sänften, welche von zwei Kamelen getragen werden oder im „Tachterwahn,“ einer kleineren, forbar- tigen Vorrichtung, welche ebenfalls nur paarig an den Sattel befestigt wird. Der Tachterwahn ist, um jedem unberufenen Auge den Zugang zu verwehren, eng vergittert.

Ein im Lande Eingewohnter aber reitet den Hedjahn auf die oben beschriebene Weise und genießt dadurch alle Annehmlichkeiten einer Kamelreise, ohne deren Unannehmlichkeiten empfinden zu müssen. Man gewöhnt sich gar bald an das Reiten auf einem dieser schnellfüßigen Thiere, obgleich man im Serdj hoch über dem Thiere wie in einem Stuhle sitzt, sich durch Balanciren im Gleichgewicht halten muß und nur mit den gekreuzt über den Nacken und Hals des Kamels gelegten Füßen festhalten kann. Und wenn dann die Karawane, nur drei Meilen in fünf Stunden zurücklegend, ihren eiförmigen Weg durch die Wüste verfolgt, ruht man da, wo man eine Beunruhigung von feindlichen Beduinenstämmen nicht zu befürchten hat, noch behaglich im Lager oder eilt mit seinem Hedjahn den Lastkamelen voraus, um während der Hitze des Mittags unter lustigem Zelte verweilen zu können. Die Karawane zieht gegen Mittag langsam an dem Lagernden vorüber; er läßt sie wiederum über eine Meile weit voran gehen und steigt erst nach drei-

bis vierstündiger Rast von Neuem in den Sattel, weil er mit einem nur mittelmäßigen Läufer sicher zugleich mit ihr im Nachtlager eintrifft. So legt man ohne große Ermüdung bedeutende Reifestrecken zurück, während man, wenn man mit dem das Gepäck tragenden Kamele dahin zieht, immer wie an allen Gliedern zer schlagen im Nachtlager ankommt —.

Zur Zeit des Mittagsgebetes hatten unsere Treiber ihre Geschäfte beendet und begannen die Lastthiere zu beladen. Unsere Diener sattelten die Reitkamele und unterwiesen uns in der Führung und Lenkung derselben. Dann brach man das Zelt ab, rollte Tücher, Streben und Pflöcke in einen Ballen zusammen und warf es als letztes Laststück auf den Rücken des am Leichtesten beladenen Kamels. Wir waren zur Abreise gerüstet.

Die Wüste und ihr Leben.

„Der Wüste Bild giebt von dem ew'gen Kunde;
Der Geist, entfesselt, läßt sich nimmer binden
Bei solcher Größ', er strebt zum Licht, und will
Die Tiefe des Unendlichen ergründen.

Die Wüste schweigt, und dennoch — o Geheimniß!
In dieser träumerischen Stille höre
Gedankenvoll ich in der tiefsten Seele
Ein lautes Echo, stimmenreiche Chöre.

Es sind des ew'gen Schweigens unausgesprochene Akkorde!
Ein jedes Sandatom hat seine Worte.
Im Aether wogen bunte Melodien,
Ich fühle sie durch meine Seele ziehen.“

Felicien David's Wüste.

Das Schmerzgestöhn der beladen werdenden Kamele war verstummt, die Berittenen saßen glücklich im Sattel, die Karawane ordnete sich, der Führer schritt voran. Wir zogen dem schon halb in der Wüste liegenden Dorfe Ambukohl zu, um uns von unserem rasch gewonnenen Freunde, dem Kafsches, zu verabschieden. Noch einmal mußten wir absteigen und bei ihm in seinem Diwan oder Empfangszimmer eine Pfeife rauchen, dann gab er uns bis vor die Thüre seines Hauses das Geleite und wünschte uns eine glückliche Reise.

Um halb zwei Uhr Nachmittags verließen wir die letzten Häuser Ambukohl's und betraten die sich vor uns ausbreitende Wüste. Lange noch blieben uns zwei hohe, kegelförmige Monumente, wie ich hörte, die Gräber zweier Heiligen oder Aschiahch*), sichtbar.

*) Zweites Plural von Schesch.

Wir zogen in süd-süd-östlicher Richtung in die Wüste hinaus. Nach Sonnenuntergang wurde Halt gemacht; wir breiteten die Teppiche in den weichen Sand und legten uns zur Ruhe nieder.

Es ist Nacht. Die Luft der Wüste ist, wie immer, rein und hell, über uns leuchten die Sterne in ihrer ewigen Klarheit. Außer dem durch die Karawane verursachten Geräusche hört man keinen Laut; eine tiefe feierliche Stille ruht auf der dunklen Ebene. Nur auf wenige Schritte hin erhellt sie ein kleines Feuer, darum sitzen und liegen die halbnackten Söhne Rubiens und kochen sich ihr ärmliches Wüstengericht: Durrahkörner in Wasser. Mit zusammengekoppelten Beinen liegen die wiederkäuenden Kamele in einem weiten Halbkreis außerhalb des Lagers; manchmal leuchten ihre Augen hell auf im Widerscheine der Flammen. Es ist das schöne Bild des Lagers in der Wüste. Wer wäre im Stande, die unendliche Schönheit der Nacht der Wüste zu schildern, wer kann sie ahnen, wenn er sie nicht selbst empfunden! Wie wohlthuend ist die Kühle der Nacht nach des heißen Tages Last und Mühe!

„Bleibt hinter Euren Kerkermauern
Ihr bleichen Städter eingebaut,
Die Ihr den Himmel nie, die Erde
In ihrer Pracht habt angeschaut.
Die Sorge nagt an Eurem Leben
Das ew'ge lahme Einerlei.
Wir wohnen in der Wüste Ganen,
Da sind wir stark und stolz und frei!

Uns ist das Licht, das aus dem Aether
In seiner Strahlenkrone blüht,
Uns ist die Wolke in dem Raume,
Der Kenner uns, der leucht und schwingt.
Uns ist der Sand das Schlummerkissen,
Auf dem wir ruhen, sorgelos,
Uns die Gestirne, die von oben
Herschau'n aus ihrem Himmelschooß.“

Ja, der Du diese Strophen gebichtet, Du mußt in der Wüste gewesen sein! Du mußt das blizende Licht des Aethers, die Pracht der Gestirne mit leiblichem Auge erschaut haben. Nur der, welchem der Sand sein Schlummerkissen, nur der, welcher stark und frei war, wie Du es gewesen, darf so kühn und freudig Denen mit dem Worte des Vorwurfs entgegentreten, welche ihr Leben hinter dumpfen Mauern vertrauern.

Wohl ist es eine eigene Pracht, die der Städter nie geschaut, wenn Nachts das Heer der Sterne herniederschwebt zu dem klaren Auge des in der Wüste Ruhenden. Es ist eine Pracht, welche wir, die in eine kalte Zone Gebannten, nicht ahnen können, wenn uns nur der Raum, nicht der trübe undurchsichtige Dunst von jenen Welten trennt, die in der Wüste nur in ewiger Reinheit und Herrlichkeit zu uns herniederschimmern. Dann streift der Geist der Staubgeborenen seine irdische Hülle von sich ab, mit dem Auge schweift er empor zu seinen lichten Höhen und tritt ein in die geahnten Räume. Das Gefühl der Unendlichkeit Gottes erfasst das Gemüth, die Seele schwingt sich auf dem Fittich der Andacht zu Dem empor, der alle diese Welten erschuf und leuchten läßt. Die Wüste ist das Bild der Unendlichkeit Gottes, der Tempel, aus dem der irrende Fuß keinen Ausweg findet. Kein Ort reißt stärker zur Andacht hin als sie, keine Zeit ist zum Gottesdienste geeigneter als die Nacht der Dede. Wer in der Wüste nicht die Stimme Gottes zum Herzen tönen fühlt, der kennt Gott nicht, der steht tief unter dem von uns stolzen Christen so mißgeachteten Araber, welcher nach des heißen Tages Last, nach dem beschwerlichen Wege, nach seiner ermüdenden Arbeit sein glühendes Antlitz betend im Sand der Wüste birgt. Auf die Kniee sinkt er, gläubig ruft er die Worte: „Allah hu akbar!“ Gott ist größer, — größer als alles Irdische, welches nur seiner Größe Zeugniß giebt.

Aber die Pracht und Erhabenheit der Wüste ist es nicht allein, welche des Menschen Herz zu seinem Schöpfer erhebt, auch ihre Schrecken zeichnen uns das Bild seiner Größe mit Flammenzügen in die Brust. Wenn sich dem Menschen das Gefühl seiner

eigenen Wichtigkeit allzu mächtig aufdrängt, auch dann wendet er sich Trost und Hülfe suchend nach oben.

Blutigroth steigt am Morgen die Sonne an dem noch unbewölkten Horizonte herauf, glühend blickt sie nach einer kleinen Spanne Zeit auf den Wanderer herab. Da schweift das Auge ruhelos umher, um einen kühlenden Schatten zu finden, — überall endet der suchende Blick im Sande. Der brennende Sand wirft die Bluthstrahlen der sengenden Sonne zurück; — kein Felsen, kein wirkliches Dach, um dem ausgedörrten Körper nur ein Plätzchen zur Ruhe, nur einen Augenblick der Kühlung zu gewähren. Längst ist der Gesang der Kameltreiber verstummt. Die Luft zittert vor übergroßer Hitze und spiegelt dem umflorten Auge wogende Seen, trügerische, höllische Bilder vor; sahlgrau umzieht sich der Himmel, ein glühender Wind, dessen unheilkundenden Namen die erschreckte Karawane zu nennen sich scheut, wirbelt den Staub empor und droht die Schläuche zu verderben, die Schläuche, welche den Lebensrospfen, der die legende Zunge noch tagelang bethauen soll, in sich bergen; — der Muth entsinkt dem Manne, nur sein Glaube schützt ihn vor Verzweiflung.

„Hauen aaleina ja rabb, sellem aaleina be baraktak!“ (Hilf uns, o Herr, begnadige uns mit Deinem Segen!) so ruft der gläubige Mahammedaner im brünstigen Gebet.

Und der Christ fühlt die Wahrheit seiner Worte und stärkt sein verzagendes Herz an dem felsenfesten Glauben des Sohnes „vom Volke des Gebets.“

Und siehe! Die flammende Sonne hat längst schon ihren Scheitelpunkt überschritten, nur noch matte Strahlen wirft sie auf den geängstigten Wanderer. Des Südens gluthhauchender Wind weicht einem kühlenden Luftstrom aus Norden, mit ihm entflieht das Gespenst der Wüste: der „See ohne Wasser“ oder das „Meer des Teufels“, wie es der Eingeborne nennt; ermuthigt sieht der Reisende die Dinge wieder in ihrer wahren Gestalt.

Der Abend kommt heran, strahlend versinkt die Sonne in den Wellen des Sandmeeres. Und der Wanderer, dessen Scheitel sie noch vor wenig Stunden versengte, läßt seine Blicke mit Entzücken

auf dem hehren Schauspieler ruhen, er sendet der Scheidenden noch einen herzlichen Gruß nach.

Frohen Muthes, mit Dankgefühlen im Herzen treibt er das flüchtige Kamel zu frischem Laufe an, um das am Tage Versäumte nachzuholen; Lebenslust und Lebensfreudigkeit sind in Aller Brust zurückgekehrt. Die Treiber drängt es zu singen, nicht mehr die höllische Fata Morgana schwebt ihnen vor, ihrem geistigen Auge dämmern freundliche Bilder auf, sie suchen sie in Wort und Reim zu bringen. Der melodische Klang der Glocke des Leitkamels begleitet ihren Sang, fröhlich ziehen sie dahin. Schon tauchen einzelne Sterne am dunklen Himmelsdome auf, des Mondes Sichel beleuchtet den mühevollen Weg. Die Nacht umfängt die Karawane wieder mit ihrem kühlen Gewande, Leid und Schmerzen, Kummer und Sorgen, Angst und Trübsal sind vergessen, was der böse Tag verschuldet, sühnt die erquickende Nacht.

„O Nacht, o schöne Nacht,
Selig-süße Himmelspracht,
Wie die Geliebte
Das lange Harren vergilt,
So hast Du heiße Sehnsucht gestillt!“

Die Bahiuda liegt nicht mehr unter der Breite der eigentlichen Wüsten. Während der Regenzeit herabstürzende Gewittergüsse, deren Wasser sich in periodisch wiederkehrenden Regenströmen, „Chohr“, sammelt, sind im Stande, in den Niederungen eine ziemlich lebhaftere Vegetation hervorzurufen. Nur die Hochebenen dieser Wüstensteppe, ihre Berge und Höhenzüge bleiben kahl. Nach Süden zu verschmilzt sie allgemach mit jenen gras- und buschreichen, von den Arabern „Chala“ genannten Savannen des Innern.

Aber an ihren nördlichen Grenzen erstirbt die Spur des vegetabilischen Lebens und mit ihm das Thierleben fast gänzlich. Dort giebt sie stellenweise noch ganz das allgemeine Bild der Wüste: Sandebenen und Felskegel, kahle Niederungen und

glühende Steinmassen, nur in den Thälern einzeln hervorsprossende dürftige, schilfartige Gräser, zwischen denen sich höchst selten ein lebendes Wesen herum bewegt. In weiten Entfernungen trifft der Wanderer vielleicht nur einmal auf eine Lache und auch diese hat meist nur bitteres, kaum trinkbares Wasser.

Die Wüste wird nur eiförmig wegen ihres großen Mangels an lebenden Geschöpfen, an Pflanzen, Bäumen u. s. w. Ihre geognostischen Verhältnisse wechseln gar mannichfaltig mit einander ab. Auf große Strecken hin ist sie ein Steinmeer mit Bergen und jach abstürzenden Felschluchten ohne ein freundliches Plätzchen; ohne jegliches Zeichen des Lebens; schwarze, glänzende Syenitmassen, grauliche Sandsteinfelsen thürmen sich über einander, steigen senkrecht, kegelförmig sich nach oben zuspitzend, aus der Ebene auf oder vereinigen sich zu Höhenzügen mit sich mehr und mehr vereinigenden Ausläufern; das Gestein ist reich an Eisen, arm an anderen Metallen und zeugt wegen des gänzlichen Mangels an Kohle davon, daß hier nie vegetabilisches Leben geherrscht hat; — an anderen Orten ist sie vollkommen eben und mit feinem, hellgelbem Sande, in welchen der Wanderer bis an die Knöchel einsinkt, bedeckt; der Sand ist an einzelnen Stellen von dem Winde zusammengeworfen, an anderen zerstreut, seine Oberfläche ist uneben, gewellt. An Bergesabhängen treibt ihn der Sturm oft hoch in die Höhe und auf der anderen Seite des Berges wieder herab, dann bildet er auf beiden Seiten dachartig geneigte, in der Sonne goldgelb schimmernde Flächen. Nur in den tiefsten, sehr günstig gelegenen Thälern findet sich das selbst dem Sande Leben entzaubernde Wasser. Dort liegen die von den Karawanen inbrünstig herbeigesehnten „Biahr“, Brunnen. Es sind natürliche oder künstliche, stollenartige Vertiefungen, in denen sich der aus den Wänden tropfenweise ausschwitzende Lebensstau sammelt. Liegt der Brunnen im Bereiche der tropischen oder der Küstenregen, dann füllen diese ihn mit klarem, trinkbarem Wasser an. Am Rande des „Biahr“ sieht man einige Dattel- oder Dompalmen und halb verkrüppelte Mimosenbüsche, unter denen einige Nomaden oder Beduinen ihre Zelte

aufgeschlagen haben. Die Mimosenbüsche erstrecken sich vielleicht auch weiter das Thal hinauf oder hinab, je fähiger dieses ist, Vegetation zu erzeugen und zu erhalten. Zuweilen sieht sich der Reisende bitter getäuscht. Eine mit saftigen, dunkelgrünen Blättern überkleidete Ebene zeigt sich dem Auge, die Karawane bricht in lauten Jubel aus; — man erreicht sie — es ist die Menschen und Thieren ungenießbare Senna oder der Coloquintenkürbis, dessen Genuß fast giftige Wirkungen hat. Ueber diesem so verschieden erscheinenden Landstriche liegt jahraus jahrein die Sonne mit ihrer ganzen Gluth; sie blüht vom Morgen bis zum Abend von dem wolkenfreien, dunklen Himmel herab und ruft eine fast unleidliche Hitze hervor. Das ist das allgemeine Bild der Wüste.

Doch leicht veränderlich, gleichwie der ungemessene Ozean, ist auch das Meer des Sandes. Auch hier ist es der Wind, welcher den Sand wie des Meeres Wogen aufrüttelt und zu Bergen treibt. Während des Nord- und Ostwindes sieht man seine feineren Partien sich einige Fuß hoch erheben und über den Wellenhügeln kreiseln, bei Süd- und Westwind steigt er, wenn die Strömung der Luft elektrisch wird, hoch empor, verfinstert den Himmel oder färbt ihn mit den brennendsten Tinten und jagt vor der rasenden Windsbraut eilig dahin. Das ist dann der gefürchtete „Samuhm“ der Wüste, der „Gifthauchende“, wenn ich Samuhm übersetzen soll. Mit Recht fürchtet ihn der Araber, mit Recht belegt er ihn mit einem so entsetzlichen Namen. Er ist das Schrecken des Reisenden.

Der Wüste ähnelt in noch anderer Hinsicht dem Meere. So wie dort der Wirbelwind des Himmels Wolken herabzieht, um sie mit von ihm gehobenen Wasserkegeln zu vereinen, welche er dann zum Entsetzen der Schiffe über die Wasserfläche dahintreibt, so sieht der Reisende in der Wüste den Sand sich erheben, zu starken und mächtigen Säulen sich gestalten und diese sich bald langsam, bald mit unheilbrohender Schnelligkeit bewegen. Der Wanderer steht erstarrt, Furcht lähmt seine Glieder, Entsetzen bindet seine Zunge, und dennoch möchte er wieder seine Bewunderung laut werden lassen. Jeden Augenblick wechseln die Säulen ihren Stand, ihr Aus-

sehen und ihre Gestalt. Sie eilen mit einer Schnelligkeit dahin, daß es Thorheit wäre, vor ihnen selbst mit dem flüchtigsten Rosse fliehen zu wollen, die Sonne giebt ihnen den Glanz von Feuerfäulen, der um sie und in ihnen herumwirbelnde Vulkan trennt sie in mehrere Stücke, vereinigt diese wieder, schwächt und verstärkt sie. Und wenn sie dann auch plötzlich zu einem Sandhügel zusammensinken und dem Reisenden dadurch unschädlich werden, er darf sich noch nicht leichten Hoffnungen hingeben, denn gewöhnlich folgt den Sandfäulen der Samuhm nach.

Schon mehrere Tage vorher ahnt und weissagt der Wüstensohn diesen furchtbaren Wind, dem er geradezu tödtliche Wirkungen zuschreibt. Auch der im Lande einheimisch gewordene Fremde lernt das Phänomen im Voraus bestimmen. Die Temperatur der Luft wird im höchsten Grade lästig: sie ist schwül und abspannend, wie vor einem Gewitter — ein deutliches Zeichen von der elektrischen Natur des Windes. Der Horizont ist mit einem leichten, röthlich oder blau erscheinenden Dufte wie überhaucht, — es ist der in der Atmosphäre kreisende Wüstenwind; aber noch bemerkt man keinen Hauch des Windes. Die Thiere jedoch fühlen seine Nähe wohl. Sie werden unruhig und ängstlich, wollen nicht mehr in gewohnter Weise gehen, drängen sich aus dem Zuge heraus und geben noch andere, unverkennbare Beweise ihres Ahnungsvermögens. Dabei ermatten sie in kurzer Zeit mehr als sonst durch tagelange Märsche, stürzen zuweilen mit ihren Ladungen und können nur mit Mühe oder gar nicht wieder zum Aufstehen gebracht werden.

In der dem Sturme vorausgehenden Nacht nimmt die Schwüle unverhältnißmäßig zu. Der Schweiß dringt aus allen Poren hervor; nur die strengste, geistige Ueberwachung vermag dem Körper die ihm nöthige Spannkraft zu erhalten. Die Karawane setzt ihre Reise mit ängstlicher Eile fort, so lange es gehen will, so lange nicht Mensch und Thier vor allzu großer Ermüdung zusammenbrechen, so lange noch, dem Führer zum Merkmale, ein Sternlein am Himmel flimmert. Aber auch das letzte verschwindet, ein dicker, trockener, undurchsichtiger Nebel deckt die Ebene.

Die Nacht vergeht, die Sonne steigt im Osten auf, der Wan-

derer sieht sie nicht. Der Nebel ist dichter, undurchsichtiger geworden, die starkgeröthete Luft nimmt allgemach eine grauere, düstere Färbung an:

„Bleifarben wird die Luft und schwer; so sieht
Das Antlitz eines Menschen, welcher stirbt.“

Es herrscht fast Dämmerung. Das Auge durchdringt den Dunstschleier kaum über hundert Fuß weit. Der Tageszeit nach muß es Mittag sein. Da erhebt sich ein leiser, glühender Wind aus Süden oder Südwesten. Stärkere Stöße folgen, abgerissen, einzeln. Jetzt braust der Wind, zum Orkan gesteigert, daher; hoch auf wirbelt der Sand, dicke Wolken verdunkeln die Luft. Er würde den Reiter, welcher sich ihm widersetzen wollte, aus dem Sattel heben, aber kein Kamel ist zum Weitergehen zu vermögen. Die Karawane muß lagern. Den Hals platt auf den Boden gestreckt, schnaubend und stöhnend, legen sich die Kamele nieder; man hört die unruhigen, regellosen Athemzüge der geängstigten Thiere. Geschäftig bauen die Araber alle Wasserschläuche an der sie vor dem Winde schützenden Seite eines lagernden Kameles auf einen Haufen, um die der trocknenden Luft ausgesetzte Oberfläche derselben zu verringern; sie selbst hüllen sich in das sie bekleidende Tuch so dicht als möglich ein und suchen ebenfalls hinter Kisten oder Waarenballen Schutz.

Die Karawane liegt todtensstill. In den Lüften rast der Orkan. Es kracht und dröhnt: die Bretter der Kisten zerspringen mit gewaltigen Knallen. Der Staub dringt durch alle Oeffnungen, selbst durch die Tücher hindurch, peiniget und quält den Menschen, auf dessen Haut er sich festsetzt. Man fühlt bald heftige Kopfschmerzen, das Athmen wird schwer, die Brust ist bewegt; der Körper trieft von Schweiß, aber dieser näßt die dünnen Kleider nicht, begierig saugt die glühende Atmosphäre alle Feuchtigkeit auf. Wo die Wasserschläuche mit dem Winde in Berührung kommen, dörren sie und werden brüchig, das Wasser verdunstet. Wehe dem armen Wanderer in der Wüste, wenn der Samuhm lange währet! Er wird sein Verderber.

„Beugest das Haupt, des Samuhm's Athem weht,
 Gottes Geißel vorüber geht.
 Allah! Erbarmen uns'rer Noth!
 Allah! Des Todes Engel droht!
 Himmel, Du weichst, die Hölle will siegen,
 Rettung send' uns, die wir im Staub vor Dir liegen!“

Ein lange anhaltender Samuhm ermattet Menschen und Thiere mehr, als alle übrigen Beschwerden der Wüstenreise. Und dabei bringt er neue, bisher nie gekannte Qualen über den Reisenden. Schon nach kurzer Zeit springen ihm, weil die heiße Luft alle Feuchtigkeit entzieht, die Lippen auf und fangen an zu bluten; die Zunge hängt trocken in dem nach Wasser lechzenden Munde, der Athem wird übelriechend, alle Glieder erschlaffen. Zu dem grenzenlosen Durste gesellt sich bald ein unerträgliches Jucken und Brennen am ganzen Körper, die Haut ist brüchig geworden und in alle Risse dringt der feine Staub. Man hört die lauten Klagen der Gemarterten; zuweilen arten sie in förmliche Raserei aus, zuweilen werden sie schwächer und schweigen zuletzt ganz. Im ersteren Falle ist der Arme wahnsinnig geworden, im letzteren hat das mit fibrischer Hast durch die Adern strömende Blut den Kopf so beschwert, daß Bewußtlosigkeit eingetreten ist. Der Sturm ermattet, aber mancher Mensch erhebt sich nicht mehr: ein Gehirnschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht. Auch mehrere Kamele liegen in den letzten Zügen.

Und der Ueberlebende ist nicht glücklicher. Der Durst tödtet auch ihn, langsamer, aber qualvoller. Sein Reitthier ist gefallen, die Schläuche sind fast ganz geleert. Er versucht zu Fuße zu gehen, der glühende Sand verursacht in Kurzem die schmerzhaftesten Brandwunden. Jeder ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er dem Kranken die nöthige Pflege angedeihen lassen könnte; alle Banden der Ordnung reißen, die Treiber suchen auf den noch kräftigen Kamelen zu entfliehen, — es würde der Untergang der ganzen Karawane zur Folge haben, wenn es ihnen gelänge — man muß es ihnen wehren. Das Gepäc wird abgeladen, nur die das Wasser tragenden Kamele bleiben belastet; jedes Mitglied der Karawane hat im glücklichsten Falle noch ein Kamel zum Reiten,

man eilt dem Strom, dem nächsten Brunnen zu — nicht alle erreichen ihn. Ein Kamel bleibt hinter dem übrigen zurück, es stürzt, sein Reiter steht verlassen mitten in der Wüste. Er zerrauft sich seinen Bart, er verflucht sein Schicksal, für ihn giebt es keine Hülfe mehr. Sein Wasser ist aufgezehrt, der Tod des Verschmachtens steht ihm bevor.

Und jetzt breitet sich das „Meer des Teufels“ vor ihm aus. Der Verschmachtende sieht die prächtigsten Bilder: vom Wasser umflossene Landhäuser, Palmenwälder an Seegejstaden, Flüsse mit bewimpelten und beslaggten Schiffen; er sieht Alles, was mit Wasser zusammenhängt. Die Phantasie tröstet so gern mit freundlichen Trugbildern den erkrankten Geist und wenn unter solchen Umständen die Fata-Morgana ihren Luftsee über die Ebene breitet, dann wird es der Geschäftigen leicht, zu dem scheinbar wirklich Vorhandenen noch Bäume, Häuser, Menschen, dem Verendenden befreundete Gestalten hinzuzudenken. Dann wird Freiligrath's Dichtung Wahrheit in jedem ihrer Worte:

„Sie aber sieht sich wundernd um. — „Ha! was ist Das? Du schläfst Gemahl?

„Der Himmel, der von Erze schien, sieh da, er kleidet sich in Stahl!

„Wo blieb der Wüste lodern Selb? Wohin ich schaue, Licht!

„Es ist ein Schimmern, wie des Meers, das sich an Algiers Küsten bricht!“

„Es blitzt und brandet wie ein Strom, es lockt herüber feucht und kühl

„Ein riesiger Spiegel funkelt es; — wach auf, es ist vielleicht der Nil!

„Doch nein, wir zogen südwärts ja; so ist es wohl der Senegal?

„Wie, oder wär' es gar das Meer mit seinem Wasser sprüh'nden Schall?“

„Gleichviel, 's ist Wasser ja! Wach auf! Am Boden schon liegt mein Gewand.

„Wach' auf, o Herr, und laß' uns flieh'n, und löschen uns'rer Leiber Brand!

„Ein frischer Trunk, ein stärkend Bad, und uns durchsiedet neue Kraft!

„Die Feste drüben, hochgethürmt, beschließen bald die Wanderschaft.“

„Geliebter, meine Zunge lechzt! wach auf, schon naht die Dämmerung!“

Noch einmal hob er seinen Blick, dann sagt' er dumpf: „„Die Spiegelung!

„„Ein Blendwerk ärger als der S'muhm, böswill'ger Geister Zeitvertreib.““

Er schwieg, — das Meteor verschwand — auf seine Leiche sank das Weib!“

Die Leiche bleibt liegen und dörret zur Mumie aus. Eine später vorüberziehende Karawane schüttet wohl Staub über den federleicht gewordenen, gebräunten Leichnam, aber immer deckt der Wind ihn wieder auf. An jeder großen Wüstenstraße kann der Reisende dergleichen Sandmumien von Kamelen und Menschen finden; gewöhnlich ragt nur ein Glied von ihnen aus dem Sande hervor; der Araber spricht bei ihrem Anblick ein kurzes Gebet. Das ist das „vom Sand Begrabenwerden“ in der Wüste!

Ich selbst kann nach eigenen Erfahrungen die Zauberbilder der Fata-Morgana verbürgen. Mehr als hundert Male habe ich die Luftspiegelung gesehen — bei Charthum, während der heißen Jahreszeit tagtäglich — nur einmal hat sie mir ihre Traumbilder gezeigt. Das Trinkwasser mangelte uns seit länger als vierundzwanzig Stunden; seit achtzehn Stunden hatten wir Nichts gegessen, Hunger und Durst quälten uns entsetzlich. Wir ritten dem Nile zu. „Sieh,“ sagte ich zum Führer, „endlich erscheint er! Ich sehe ein großes Dorf und viele Palmen, eile, eile, uns dahin zu bringen, dort finden wir Wasser, eile, eile!“ „„O Herr, der Strom ist noch weit! Du siehst das Meer des Teufels!““ antwortete der Mann. Die Erscheinung wiederholte sich unzählige Male, — es war immer nur Täuschung der geschwächten Sinne. Zuletzt sahen wir Alle die mannigfaltigsten Bilder: sie waren nur Erzeugnisse der Phantaste, entsprachen aber genau den Wünschen zu Gunsten unseres leeren Magens und der lechzenden Zunge. Alle Begriffe vereinigen sich, wenn man in jener fürchterlichen Hitze dursten muß, in dem einzigen Worte „Wasser“; außer diesem Worte giebt es Nichts. Man muß, um die Hast zu begreifen, mit der sich eine, auch frische und gesunde Karawane aus der Wüste zum Flusse stürzt, die Qualen des Durstes kennen gelernt haben; man muß selbst halb verschmachtet sein, um an die Bilder der Fata-Morgana zu

glauben. Wenn inmitten der Wüste der Lebenshau verflocht ist, dann bringt die Phantasie die lieblichsten Traumbilder vor die geschwächten Sinne; ist man aber vollkommen gesund und gegen jeden Mangel geschützt, dann verschwinden alle Bilder der Spiegelung, und nur das wirklich Vorhandene bleibt zurück.

Die Fata=Morgana ist am Besten einer großen Ueberschwemmung zu vergleichen, aus welcher die gegenwärtigen Objekte, seien sie lebend oder todt, wie vom Wasser getragen heraus schauen. Sie spiegeln sich auch, wie im Wasser, verkehrt nach unten zu ab. Lebende und sich bewegende Gegenstände erscheinen, weil sie auf der wogenden Fläche zu schweben scheinen, riesig groß und nehmen erst bei größerer Annäherung mehr und mehr ihre natürliche Gestalt an. Die spiegelnde Fläche selbst scheint eine Höhe oder Tiefe von sechs bis acht Fuß zu haben und ähnelt in ihrer Farbe getrübttem, von der Sonne nicht beschienenem Wasser. Gewöhnlich beginnt die Erscheinung um neun Uhr Vormittags, ist um Mittag am ausgeprägtesten und endet gegen drei Uhr Nachmittags, um welche Zeit sie, wie Nebel an verschiedenen Stellen zerreißen, lichter wird und zuletzt ganz verschwindet. Das ist das Phänomen, mit unverhehltem Sinn, bei kräftigem, gesundem Körper betrachtet.

Der Sonnenauf- und Sonnenniedergang, das Funkeln der Sterne in der Nacht, die nur geahnte Melodie des Sandes, Luftstrom, Sturm, Samuhm und Fata=Morgana sind die einzelnen Momente des Lebens der Wüste. Tod bringt nur die Kälte und die ewige Nacht; wo Licht und Wärme strahlt, herrscht auch Leben. Kenne man es ideelles, geträumtes Leben, Leben bleibt es doch.

Aber die Wüste zeigt auch die Spuren eines Lebens in der gewöhnlich gültigen Bedeutung. Sie erzeugte sich ein eigenes, lebensfrisches Reich. Alpe, Meer und Wüste, gleich erhaben, gleich großartig, diese drei beherbergen eine ihnen eigenthümliche,

von all dem Andern unabhängige Welt. Wie selbst der höchstgelegene Schnee, das am Tiefsten im Meereschooße ruhende Wasser noch von einem gewissen Leben zeugt, so auch der Sand der Wüste. Hier und da sproßt ein Pflänzchen zwischen den feinen Körnern hervor, hier und da kriecht ein Käfer, zischt eine Schlange, singt ein Vogel, läuft ein Säugethier.

So wenig Lebendes auch die Wüste hervorbrachte, so charakteristisch zeichnet und gestaltet sie es. Von dem Menschen, dem gelblichbraunen Beduinen an, bis herab zu dem im Sande kaum bemerkbaren Wurm, giebt sie allen ihren Geschöpfen ein gleiches Gewand, eine gleiche Farbe, welche ich geradezu die Wüstenfarbe nenne. Sie ist allen ächten Wüsthieren gemeinsam; es ist jenes Isabell, das der Gazelle ebenso gut angehört, als der kleinen Wüstenlerche. Daß es in der Vogelwelt mancherlei Modificationen unterliegt, ist dem Typus der ganzen Thierklasse angemessen; die Abweichungen nehmen zu, je mehr sich die Wüste der Steppe nähert oder allgemach in diese verschmilzt, aber auch dann noch ist der Wüstencharakter nicht zu verkennen.

Unstät und flüchtig zu sein, ist das Loos der Wüsthier. Ihre Heimath ist zu arm an Nahrung, als daß sie dieselbe ohne Beschwerde erlangen könnten. Aber der Schöpfer gab ihnen auch die ihnen nöthige Behendigkeit und Ausdauer, welche sie vor vielen anderen Thieren auszeichnet. Selbst Thiere, welche ursprünglich nicht der Wüste angehörten, aber sie seit mehreren Generationen als ihre Heimath ansehen lernten, wie das edle Ross des Beduinen, nehmen diese Eigenschaften an. Und alle Wüstenbewohner besetzt ein und derselbe Geist, ein und derselbe Hang zur Unabhängigkeit, ein und dieselbe Heimathsliebe. Wie der Beduine kühn und kräftig Dem gegenübertritt, welcher ihm seine Freiheit rauben will, wie er gastfrei Dem die Hand bietet, welcher, seine Sitte ehrend, in sein bewegliches Haus eintritt, so lieben auch die Wüsthier ihre Heimath über Alles und, unfähig sich dem Stärkeren zur Wehre zu setzen, verkümmern sie, welken sie dahin, wenn eine starke Hand sie ihren Geburtsort zu verlassen zwang.

Seht jenes edle Ross der Wüste in der Straße einer Stadt

stehen. Traurig senkt es das Haupt, Niemand vermuthet die Kraft seiner feinen, gelenkigen Glieder; die gebeugte Gestalt mit den herabhängenden Ohren scheint der größten Trägheit Bild zu sein. Das Thier gleicht seinem Herrn. Auch er scheint nicht der Kühne Räuber der Wüste, er scheint ein schläfriger Reisender zu sein. Und wäre nicht das glühende, schwarze Auge, welches unstät und ruhelos unter der buschigen Braue hervorblickt, Ihr wäret versucht, den ewig regsamen, ewig lärmenden Fellah ihm vorzuziehen. Da bestiegt er das unmuthig seiner harrende Roß: als ob ein elektrischer Funke Beide durchströme, erheben sie die Köpfe, recken und dehnen sie die sehnigen Glieder. Langsam verläßt das Roß die staubigen Straßen der Stadt und betritt die Wüste. Jetzt sind Beide in ihrer Heimath, Roß und Reiter verschmelzen in Eins, jetzt erst steht der Beduine, jetzt erst das arabische Roß vor Euch. Im flügel schnellen Laufe eilt es seinem Zeltborge zu, kaum berühren die leichten Hufen die Fläche des Sandes, der weiße Burnus des Reiters flattert im Winde, fest und sicher zügelt er das königliche Thier. Nach wenig Minuten sind Beide Euren Blicken entschwunden, Nichts kündet der Entflohenen Spur, Ihr schaut in der von ihnen betretenen Richtung in die Wüste hinaus und ruft mit Freiligrath:

„Beduin', Du selbst auf Deinem Roße
Bist ein phantastisches Gedicht!“

Und jene Gazelle, der liebliche, harmlose, ewig frohe Wüstenbewohner, wie bald verkümmert sie in der Gefangenschaft! Sastiger Klee, lockerer Kohl und nährenden Körner ersetzen ihr die mageren Gräser der Wüste nicht. Der größte Raum erscheint ihr zu eng gegen ihr unermessenes Gebiet. Der Steinbock tauscht seine öden, unzugänglichen Klippen nicht mit den Alpengebirgen Abyssiniens, der Wüstenluchs verläßt seine Heimath nicht.

Die Fauna der eigentlichen Wüste ist sehr arm an Arten, vorzüglich an Säugethieren. Die Gazelle, „el Rhassahl“ (Antilope doreas), die arabische Antilope, „el Aërrëll“ (Antilope arabica), ein mittelgroßer, röthlich isabellfarbener Luchs, „Khutt el atmuhr“ (Felis caracal?), der Schafal, „el Thihb“ (Canis aureus),

die Hyäne, „el Tabaae“ (*Hyaena striata*) sind fast die einzigen Säugethiere, welche die Ebene bewohnen. Selten findet sich hier eine aus der Steppe hereingekommene Gieraffe, nie, wie oft fälschlich angenommen wurde, ein Löwe. Gegen die Steppe hin durchzählen wohl auch Hasen und Füchse das Gebiet der Wüste. Auf den Gebirgszügen trifft man den kaukasischen Steinbock, „Rhanem djebahli“ (*ibex caucasicus*), den arabischen Klippschliefer, „el Wabbr“ (*Hyrax syriacus*) und mehrere Fledermausarten an. Die Antilopen und Fledermäuse kommen dem Reisenden am Destersten zu Gesicht; im Herzen der Wüste verschwinden gewöhnlich alle übrigen Thiere.

Die Spuren der Antilopen bemerkt man aber überall. Eine Gazelle wird von einer Karawane stets mit Jubel begrüßt.

„Der Mensch sucht überall zunächst nach dem verwandten lebendigen Oben; die todte Masse erdrückt ihn, starre Dede stimmt ihn traurig. Ohne Thierleben verwaist ihm die Natur; in diesem sieht und ahnt er verwandte Kräfte; mit ihm theilt er gern die freundliche Gewohnheit des Daseins *).“

Nichts Zierlicheres kann es geben als eins dieser netten Thiere in ihrer unbegrenzten Freiheit. Die Gazelle ist ungefähr von der Größe eines Rehens, aber schlanker und viel flüchtiger als dieses; ihre feinen Glieder sind im höchsten Grade elastisch; jede Bewegung des Thieres ist leicht, anmuthig. Verwundert schaut eine Gazelle der ankommenden Karawane entgegen. Sie spißt das Gehör, reckt den Hals und betrachtet neugierig mit klugem Auge die erscheinenden Menschen. Jetzt scheint ihr Etwas nicht geheuer, hurtig macht sie einige Sätze, schnellst leicht über große Steine oder Gebüsche hinweg und steht, lustig die „Blume“ hin und her bewegend, wieder ruhig und still. Wo sie nicht verfolgt wird, ist sie sehr zutraulich; sie wird aber, wenn sie Nachstellungen erfährt, so vorsichtig, daß ihre Jagd dann die größte Ausdauer und List erfordert und wegen ihrer beispiellosen Schnelligkeit dennoch selten gelingt. In grasreichen Steppen schlägt sie sich in Rudel und

*) Eschudi, Das Thierleben der Alpenwelt.

durchstreift, auch bei Tage äsend, behaglich große Strecken, kehrt aber immer wieder zu ihrem früheren Standquartiere zurück. In der Gefangenschaft dauert sie nicht aus.

Schon seit grauen Zeiten hat die vollendet schöne Gestalt und das herrliche Auge der Gazelle den Orientalen zu Gedichten Stoff gegeben. Der Araber vergleicht das Auge seiner Geliebten mit dem der Gazelle, und sie hat Ursache, ob dieses Vergleiches stolz zu sein. „Du bist so anmuthig, so schlank wie eine Gazelle“, das ist die größte Schmeichelei, welche eine Araberin hören kann. Die Dichtkunst der Wüstenkinder malt auch die übrigen Eigenschaften des zarten Thieres so reizend aus, daß es der größte Genuß ist, ein Gedicht, welches die Tugenden und die volle Schönheit der Geliebten mit den Eigenschaften und dem Körperbau der Gazelle vergleicht, zu hören. Noch heute ist der Spruch des frommen Dichters, Psalm 42, 2, bei den Orientalen in Kraft; Luther's „Hirsch“ ist die Gazelle; die Sehnsucht des Herzens gilt aber nicht Gott allein, sondern auch der Geliebten. —

Weit zahlreicher an Arten und Exemplaren, wenn auch noch immer sehr beschränkt, ist die ornithologische Fauna der Wüste. Die Vögel „fallen auch hier zuerst in's Auge“ und zeugen durch ihre Lebendigkeit, ihre stete Beweglichkeit von Leben und Lebendigkeit in der Einöde.

„Während man stundenweit wandert, ohne auch nur Ein anderes Wirbelthier anzutreffen“, sagt Tschudi von seinen Alpen, „läßt sich die heitre Welt der Vögel nie so lange vermissen. Sie sind die wahren Vertreter des überall die Welt in Besitz nehmenden Lebens, der frischen Lebenslust, der heiteren Bewegung.“

So ist es auch in der Wüste. Je mannigfaltiger ihr Charakter ist, je mehr Abwechslung sie zeigt, desto reicher ist ihre Ornis an Arten und Familien. Im Osten Egyptens, wo sich die Kalkberge des Nilthales allmählig in die Sandsteingebirge und Granitmassen der Küsten des rothen Meeres verlieren und letztere, der alpinen Gebirgswelt angehörend, sich schon bis zu 5800 pariser Fuß über den Meeresspiegel erheben, da kreist hoch in den Lüften der gewaltige südliche Bartgeier (*Gypaëtos meridionalis*) — von

den Beduinen Arabiens nach seinem Geschrei „el Büdj“ genannt —; da ruht der zuweilen auf seinem Wanderzuge auch hier erscheinende Steinadler (*Aquila fulva*), während auf den „Steinmeeren“, jenem natürlichen, aus chaotisch durch einander geworfenen Steinen zusammengesetzten Mauerli der Hochgebirge, das bunte Steinhuhn Syriens und Arabiens (*Perdix juchar*) und das kaum mehr als wachtelgroße, prächtig gezeichnete Hay'sche Rebhuhn (*Perdix Hayii*) mit lautem Rufe herumläuft oder sich plötzlich in Kitten vor dem erschreckenden Wanderer zu lärmendem Fluge erhebt. Auf jedem Felsblock fast sieht man ein Pärchen des tief schwarzen Steinschmärzers mit dem blendend weißen Scheitel und Schwanz (*Saxicola cachinans*); der Mönchssteinschwäger (*S. monacha*) hüpf mit seinem „springenden“ Gattungsverwandten (*S. saltatrix*) und den von Europa eingewanderten und hier im Winterquartiere liegenden schwarzkehligen, weißschwänzigen und Ohrensteinschwäger (*Saxicola stapanina*, *oenanthe* und *aurita*) unermüdet von Stein zu Stein. Die Wüste ist das unbegrenzte Reich dieser niedlichen Thiere, sie fehlen nirgends, wo es Felsen oder zerstreut herumgeworfene Steine giebt. Stein- und Blaudrosseln (*Petrocosyphus saxatilis* und *cyanus*) sind da ebenfalls keine seltenen Erscheinungen. Auch zeigt sich wohl mitunter ein munterer Spatz oder ein Flug jener niedlichen Rosfengimpel (*Erythrothorax githaginea*), welche an den Gebirgen der das Nilthal begrenzenden Wüsten so häufig sind. Pfeilschnell durchsaufen in jähem Fluge der Merlin, Eleonorens Falke, der einfarbige, der Baum- und der südliche Wanderfalke (*Falco aesalon*, *Eleonorae*, *concolor*, *subbuteo* und *peregrinoides*) jene Strecken; sie weilen nie lange in dem für sie beutearmen Gebiet. Dagegen bemerkt man hoch oben auf den Felsen oft den schmutzigen Nasgeier (*Neophron peronopterus*); von der Natur, wie alle Geier zu anhaltendem Fluge ausgerüstet, baut er sich seinen Horst auf meilenweit von dem bewohnten Lande entferntesten Felsen, obgleich er, um seine Nahrung zu finden, tagtäglich dahin, wo Menschen wohnen, zurückkehren muß. Auch die

großen Geier Nord-Afrika's (Vultur — Gyps — fulvus und Ottagyps auricularis) versliegen sich oft weit in die Wüste hinein.

Da, wo die Wüste bis an den Nil herantritt, wechseln die Genannten mit anderen Gästen aus dem bewohnten Lande ab. So erscheint der im Nilthale lebende gelbliche Adlerbuffard (*Butaëtos leucurus* oder *rufinus*) zum Desteren in der Wüste, wo er sich ein stilles, etwas erhabenes Plätzchen aussucht, um ungestört den wichtigen Akt der Verdauung abzuwarten. Er ist wegen seines Federkleides schwer von dem Sande zu unterscheiden und entgeht deshalb oft genug dem suchenden Auge des Jägers; außerdem enteilt er mit langsamen Flügelschlägen jedem sich ihm Nahenden schon aus großer Entfernung. Wahrscheinlich zieht sich dieser, dem Menschen sehr nützliche Räuber nur dann in die Wüste zurück, wenn er ein zehn bis zwölf Stück Mäuse, Eidechsen und Frösche verspeist und von seiner Mahlzeit Magen- und Kropfbeschwerden bekommen hat, zu deren Hebung ihm die Wüste als der ruhigste, sicherste Ort erscheinen mag. Auch die Adler des Nilthales fliegen, wenn sie sich recht satt gefressen und behaglich aus dem Strome getränkt haben, gern in die Wüste hinaus. Dazu kommen nun noch zahlreiche Völker der geräuschvoll fliegenden, immer behendigen, unruhvollen, flügelschnellen Flughühner, von denen Nord-Ost-Afrika vier Arten (*Pterocles exustus*, *guttatus*, *coronatus*, *Lichtensteinii*) aufzuweisen hat, Felsentauben (*Columba livia*), Felsenschwalben (*Cotyle rupestris*), Lerchen, Brachpieper und andere.

Ein ganz anderes, regeres Leben herrscht aber an den der Steppe zugekehrten Grenzen der Wüsten. Auf dieses wollen wir bei besonderer Betrachtung der Steppe unsere Blicke werfen.

Alle bis jetzt aufgezählten Vögel sind, vielleicht nur mit Ausnahme der Flughühner, Rebhühner und Steinschmäger, keine ächten Wüstenbewohner. Die Zahl dieser ist sehr gering; nur wenige Lerchen- und Finkenarten und den unermüdblichen Läufer des Sandes vermag die reine Wüste zu ernähren. Wenn auch der schwarze Wüstenrabe (*Corvus umbrinus*) der Karawane, selbst bis in's Herz der Wüste folgt, sobald sie das über Nacht

innegehabte Lager verläßt, dort sich einfindet, um den Kamelmist zu untersuchen, nach einem noch abzunagenden Knochen oder noch nahrhaften Brod= oder Getraideresten zu spähen, so ist er doch kein Wüstenvogel, weil er nicht in der Wüste groß wurde. Sein leichter, schneller Flug bringt ihn in wenig Stunden an Orte, zu denen die Kamele erst nach tagelangen Märschen gelangen; heiser krächzend fliegt er über der wandernden Karawane dahin und erschleicht dem Araber als böses Omen.

Die Ornis der eigentlichen Wüste dürfte folgende sein: der isabellfarbige Läufer (*Cursorius isabellinus*); zwei Arten der krummschnäbeligen, großen Kennerchen (*Certhillauda desertorum* und *meridionalis*); zwei kleine Isabellerchen (*Melanocorypha isabellina* und *deserti*); eine von mir aufgefundenen Gaubenlerche (*Galerita flava*); ein Kernbeißer (*Coccothraustes cantans*); zwei Ammerarten (*Emberiza striolata* und *caesia*) und mehrere Arten der schon genannten Steinschmäger.

Unter ihnen sind der Läufer und die Lerchen ohne Zweifel die interessantesten. Ersterer ist von der Größe einer Tureltaube, hat hohe, dreizehige Beine und ist mit Ausnahme des Kopfes und den unter dem übrigen Gefieder versteckten Schwingen durchaus isabellfarben. Der Kopf wird von einer lebhaft graublauen Federhülle geschmückt, die Augen sind von zwei schwarzen oder braunen Streifen eingerahmt. Dieser Vogel ist im Verhältniß zu seiner Größe der beste Kenner, den ich kenne und da er vortrefflich fliegt, im Stande, ungeheure Strecken zu durchwandern, um seine sehr zerstreute Nahrung zu erlangen. Im schnellsten Rennen nimmt er hier und da ein Insekt vom Boden auf; immer rastlos entkommt er dem Jäger leicht und zwar weniger wegen seiner Vorsicht, als vielmehr wegen seines beispiellos schnellen Laufes. Er wird erst, nachdem er Nachstellungen erfahren hat, scheu und flüchtet dann fliegend, wobei man seine dunklen Schwingen bemerken kann. Die Wüste ist seine eigentliche Heimath, obwohl er sich zuweilen dem bewohnten Lande nähert. Ein Beweis seiner Wanderfähigkeit mag sein schon mehrere Male in Deutschland beobachtetes Vorkommen sein.

Die Kernerlerchen stehen dem Läufer nahe und als Bindeglied zwischen ihm und den anderen Lerchen. Sie sind etwas größer als unsere Feldlerchen, wenig scheu und da, wo viele Menschen hinkommen, sogar zutraulich. Sie und die kleinen isabellfarbigen Ammerlerchen finden sich überall in der Wüste. Die letzteren sind so harmlose und vertrauensvolle Thierchen, daß sie ohne Furcht mitten in das Lager einer Karawane oder in das Zelt des Beduinen kommen, um dort Nahrung zu suchen. Ihr Ruf hat etwas Melancholisches und Trauriges: auf den Trümmern verfallener Paläste sitzend, erscheinen sie als wehklagende Boten einer längst vergangenen Zeit. —

Das sind die hervorstechendsten Erscheinungen der höheren Thierklassen in der Wüste. Gedente ich nach ihnen noch der giftlosen und giftigen Schlangen, der großen, bissigen Erdwarane (*Varanus terrestris*) und vieler Arten kleiner, in allen Farben schillernden Eidechsen, der wenigen Kerbtiere, — unter denen die Scorpionen an manchen Stellen sehr häufig sind — und der einzeln vorkommenden Insekten, — so habe ich die Grenzen des Thierlebens der Wüste bestimmt. Eine ausführliche Aufzählung des Pflanzenreichs der Wüste vermag ich als Unkundiger in diesem Reiche nicht zu geben.

Bierzig Minuten nach Sonnenaufgang saßen wir am 30. Dezember im Sattel und ritten zwei, isolirt aus der Ebene aufsteigenden, schwarzen Bergen zu. Unser Führer leitete die Karawane mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Genauigkeit immer in südöstlicher Richtung durch die nur ihm Anhaltepunkte bietende Wüste. Die Reise wurde, kleine Vorfälle abgerechnet, für uns eine sehr glückliche. Ich gebe, da ich noch einmal auf denselben Weg zurückkommen muß, jetzt keine Beschreibung desselben, sondern begnüge mich, einige Tagebuchsnotizen mitzutheilen.

Gegen Mittag lagerten wir uns in dem dürstigen Schatten einer Mimose, um die Lastkamele, denen wir mit unseren flüchtigen Dromedaren weit vorausgeeilt waren, zu erwarten. Der Führer

zündete Feuer an und bereitete den Kaffee. Bald hatte ein Wüstenrabe das ausgewittert und erschien in unserer Nähe. Wir würdigten ihn, weil ihn der Chabih zu speisen wünschte, nicht der Gastfreundschaft, sondern tödteten ihn. Ohne ihm eine Feder aus-zuziehen, warf der Nubier den Vogel in's Feuer, ließ das Gefie-der versengen, das Fleisch ein Wenig rösten und verzehrte es dann mit großem Appetite.

Die Simfemien waren leer, mein Durst wurde brennend; ich erwartete die mit Wasser beladenen Kamele mit Ungebuld und stürzte bei ihrem Erscheinen gierig auf die Schläuche zu. Ein langer Zug brachte mir Erquickung und später fürchterliche Qual. Das Was-ser verursachte mir Erbrechen und sich bald zu einem so hohen Grade steigende Leibscherzen, daß mir buchstäblich die Sinne ver-gingen. Thränenden Auges stürzte ich vom Kamele herab und litt bis gegen Abend entsetzliche Schmerzen. Späterhin habe ich lieber den unleidlichsten Durst zu ertragen gesucht, als ähnliches Wasser getrunken.

Der einzige, fast in der Mitte des Wüstenweges liegende Brun-nen der Bahiuda, „Bih el Bahiuda,“ sollte uns nach Versicherung des Führers schon am Abende des folgenden Tages mit seinem er-quicklichen Raß beglücken und wurde von uns mit Sehnsucht er-wartet. Das schon jetzt ungenießbar gewordene Schlauchwasser war weber mit Wein und anderen Spirituosen, noch mit Essig zu cor-rigiren und ertheilte selbst dem stärksten Kaffee seinen widerlichen Ge-schmack. Wir eilten, so sehr wir konnten, den Brunnen zu erreichen, aber der unebene, sandige, den Kamelen höchst beschwerliche Weg wollte kein Ende nehmen. Gegen Mittag ruhten wir in einem schon gestern betretenen „Chohr“ und ritten von hier aus in scharfem Trabe einer den Brunnen umschließenden Hügelkette zu. Erst mit Sonnenuntergang langten wir am Bih an. Er war jetzt bis an den Rand mit Wasser gefüllt und zeigte sich uns in Gestalt einer Lache trüben, grünlichen, schmutz- und schaumbedeck-ten Wassers. Ein Nomade schöpfte uns davon in ein Gefäß, mußte aber die Oberfläche der Lache erst von dem Kothe einer Zie-genherde, welche dort soeben ihren Durst gelöscht hatte, säubern.

Und doch dächte es uns, niemals köstlicheres Wasser getrunken zu haben. Später erhielten wir noch frische Ziegenmilch und schwelgten in ihrem Genuße. Die Milch und das Wasser machte uns reich, weil wir nie so arm an dem Nothwendigsten gewesen waren, als kurz vorher.

Still und ernst gingen wir in's neue Jahr hinüber. —

Die Strahlen der Sonne des ersten Morgens im Jahre 1848 brannten kurz nach ihrem Aufgange recht fühlbar auf uns herab. Wir waren schon, ehe es tagte, wach, beglückwünschten uns gegenseitig und sandten von hier aus unsere Grüße der fernern, kalten Heimath zu. Dann ordneten wir die Karawane und eilten ihr auf unseren Dromedaren weit voraus. Den Mittag verbrachten wir unter einem über vier, in die Erde gepflanzten Lanzen gespannten Tuche und ließen die Lastkamele an uns vorüberziehen. Erst Nachmittags um drei Uhr folgten wir ihnen auf unseren schnellfüßigen Hedjihin*) von Neuem. Aber wir mußten nicht auf dem rechten Wege sein; der Führer wurde unruhig und suchte mit aller Anstrengung einen Hügel, von dem aus er wahrscheinlich eine weitere Aussicht gewinnen wollte, zu erreichen. Schließlich erklärte er geradezu, daß er sich verirrt habe. Unsere Lage war gerade keine angenehme. Abgeschnitten von den Lastkamelen, ohne Nahrungsmittel, ohne Wasser irrten wir in der Wüste umher; beängstigende Gedanken malten uns unsere nächste Zukunft mit trüben Farben aus. Da fiel mir, fast zufällig der Kompaß in die Hände; wir zeigten ihn mit lautem Freudenrufe den darüber nicht wenig erstaunten Nomaden und änderten nach ihm, trotz aller Gegenvorstellungen des Führers, sofort die bisher befolgte Richtung. Nach anderthalbstündigem Ritte entdeckte das scharfe Auge des Wüstensohnes lebende Wesen, welche wir mit unseren Fernröhren für Kamele erkannten. Eine Stunde später hatten wir sie erreicht; es waren die unstrigen. Der Führer schüttelte erstaunt sein Haupt. „Schürhél el ékréndj wal-lahi äadjäib!“ (Die Sachen der Franken sind bei Gott wunderbar!) sagte er zu seinen Gefährten.

*) Plural von „Hedjihin.“

Der folgende Tag verging ohne etwas Bemerkenswerthes. Unser Chabir zeigte uns eine Stelle, auf welcher vor mehreren Jahren ein türkischer Kaufmann von den Beduinen überfallen, geplündert und getödtet worden war, belehrte uns aber zugleich, daß jetzt ähnliche Angriffe nicht zu befürchten seien, weil die Landesregierung mit den vornehmsten Stämmen wegen der Sicherung der Karawanenstraße ein Uebereinkommen getroffen habe. Nach diesem beziehen die Herrn der Wüste jährlich einen bestimmten Gehalt, wenn sie ihre gewohnten Raubzüge unterlassen.

Wir waren heute allgemach in die Steppe eingetreten und bemerkten das regere Thierleben in derselben mit großer Freude.

Am 3. Januar. Das zeitraubende Auffuchen eines während der Nacht entlaufenen Kamels verzögerte am Morgen den Ausbruch der Karawane; wir kamen erst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang in den Sattel. Die Steppe zeigte uns hier zum ersten Male ihre Gras- und Buschwälder. Vorzüglich die letzteren waren von vielen Vögeln belebt. Bisher noch nie gesehene Tropenvögel, zahlreiche Rudel von Gazellen und einzelne Hasen erregten unsere Jagdbegierde; wir fanden immer neue Abhaltung.

Gegen Mittag hörten wir Kindergeschrei und trafen auf eine Familie nomadisirender Araber. Eine alte Matrone kam wankenden Schrittes auf uns zu und flehte uns „bei der Gnade des hochheiligen Propheten“ um einen Trunk Wasser an. Wir ließen ihr von unserem reichlichen Vorrathe so viel, als sie begehrte, zukommen, empfingen die Segenswünsche der Armen und erfuhren, daß sie mit ihrem Gatten hierher gezogen sei, weil dieser einen jetzt versiechten Brunnen für wasserreich gehalten habe. Nun hätten Beide schon seit drei Tagen keinen Tropfen Wasser getrunken und seien dem Verschmachten nahe gekommen. Die Kinder waren nothdürftig mit Ziegenmilch erhalten worden. Bald darauf erschien auch der Nomade und schlürfte mit ebenso großer Eier das stinkende Wasser unserer Schläuche.

Nach kurzem Ritte hielten uns zwei dicht vor uns auffliegende Trappen von Neuem auf. Wir machten eifrig Jagd auf sie, konnten aber nur des einen habhaft werden; der andere entkam, ob-

gleich verwundet, in dem hohen Grase. Nach vollendeter Jagd fühlten wir ein schmerzliches Jucken an allen Theilen unseres Körpers. Die feinen Stacheln der Steppenpflanzen waren uns überall durch die Kleider gedrungen und hafteten uns unsichtbar in der Haut. Wir hatten genug zu thun, um unsere Kleider von den an ihnen äußerlich sichtbaren Kletten zu reinigen.

Die Jagd hatte uns viel Zeit gekostet und uns wesentlich zurückgebracht. Wenn wir den Nil noch heute erreichen wollten, mußten wir eilen. Unsere Dromedare trabten, von uns angetrieben, daß uns alle Knochen zu krachen schienen. In einem zweiten Nomadenzelle kauften wir frische Ziegenmilch, erlabten damit unsere lechzenden Gaumen, ritten aber sogleich in unverminderter Eile weiter. Schon jetzt konnten wir die Nähe bewohnter Gegenden an den Spuren des menschlichen Fleißes erkennen; in einer Niederung sahen wir die ausgedehnten Getraidefelder des Dorfes el Edjeh, unseres heutigen Reiseziels. Seine Lage bezeichnete uns ein hoher, die am Nil sich hinziehende Gebirgskette überragender Berg, der Djebel Rojahn.

Von jedem Hügel aus hofften wir den Strom zu erblicken; wir hofften immer vergebens. Der Berg schien gleichweit entfernt zu bleiben; die Steppe dehnte sich auch jetzt noch unabsehbar vor uns aus. Unsere Sehnsucht nach frischem Wasser ließ uns das beschwerliche Reiten und unsere Müdigkeit vergessen. Wir jagten, so schnell unsere vorzüglichen Thiere laufen wollten, über die Ebene dahin, erreichten aber das Dorf erst spät in der Nacht. Das unleidliche Geföhln der Schöpfträder am Nile war uns heute Himmelsmusik, das Durrahbrod dünkte uns das leckerste Gericht der Welt zu sein. Frisches, köstliches Wasser und weiche, elastische Bettgestelle erhöhten den Genuß, in den Hafen der Ruhe eingelassen zu sein. Wir schliefen herrlich die ganze Nacht hindurch.

Im Belled el Sudahn.

Die ersten Strahlen der über den hohen Djebel Rojahn hinwegblitzenden Sonne erweckten uns. Wir befanden uns in einer neuen Welt. Von den zwischen sonderbaren Strohhütten zerstreuten Mimosen gurrten uns zierliche, langgeschwänzte Täubchen mit schwarzer Papageikehle und zimmetrothen Flügeln (*Oena capensis*) den Morgengruß zu; phantastisch gestaltete Nashornvögel mit großen, röthlichen, gesägten Schnäbeln (*Tockus erythrorhynchos*) eilten, die Nähe unserer Hütte scheu vermeidend, nach einem nahen Wäldchen; schwarze Raben mit schneeweißer Brust und weißem Nacken (*Corvus scapulatus*) untersuchten eifrig den Mist unserer Kamele. Die ermüdende Reise durch die Wüste war vergessen; wir ergriffen die Gewehre, um uns ihrer Jagd zu widmen. Aber noch gab es im Orte unserer Nachtruhe viel Neues zu sehen.

Schon hier bestehen die Dörfer nur aus der eigentlichen, uralten Wohnung der Sudahnesen, jenen runden Strohhäusern mit kegelförmigem Dach, dem Tokhül. Ich will meine Leser zunächst mit diesen Hütten bekannt zu machen suchen. Sie sind als ein für immer feststehendes Zelt zu betrachten. Ihre Gründung ist das Werk weniger Tage, ihre Vernichtung durch Feuer das einiger Minuten. Die festeren Theile der Wand und des Daches sind Mimosenstäbe, die Umkleidung der Hütte Durrah-, Dochen- oder Steppengrasstroh.

Bei Erbauung eines Tokhul vereinigen sich alle erwachsenen Männer eines Dorfes. Einige gehen in den Mimosenwald und holen lange, gerade Stangen herbei; andere rammen oben gegabelte Streben in gewissen Abschnitten eines vorgezeichneten Kreises senkrecht in die Erde und verbinden sie durch Reifen von langen biegsamen Berten; andere sind mit der Befertigung des Kegeldachs

beschäftigt. In letzteren sieht man kein eisernes Band, keine Klammer, nicht einmal einen Holznagel. Zuerst bildet man aus sechs bis acht schwachen, biegsamen und sehr langen Mimosenästen einen dem Kreise mit den eingerammten Pfählen entsprechenden Reifen, bindet hieran acht, dem Durchmesser des Kreises ungefähr gleichlange, gerade und starke Stäbe — die Sparren — und vereinigt diese am oberen Ende vermittelst zähen Bändern aus biegsamen Zweigen. Dann legt man in Entfernungen von je drei Fuß immer enger werdende Reifen auf, verbindet sie mit den Sparren zu einem möglichst haltbaren Ganzen und schiebt nach unten zu schwächere Sparren zwischen die ersteren ein. So entsteht ein festes, ziemlich enges Gitterwerk, welches nach seiner Vollendung von mehreren Männern auf die feststehenden Streben gesetzt und an dieselben wohl befestigt wird. Schliesslich wird das Gebäude dicht mit Stroh bekleidet.

Nur eine einzige niedrige Thüre führt in das Innere des Tothul. Deshalb herrscht da stets ein magisches Dunkel; bei heftigem Winde gesellt sich unerträglicher Staub dazu. Der Aufenthalt in der Hütte würde demnach ein ganz unleidlicher sein, gäbe es nicht hinreichende Gründe, ihn dennoch annehmbar zu machen. Erst in der Regenzeit bewährt sich der Tothul: er ist wasserdichter als die übrigen Wohnungen des Dsiudahn. Vor der Thüre befindet sich regelmäßig noch ein zweites Gebäude, die „Këkübä“, eine kubische Strohütte, in welcher die Frauen Getraide mahlen und andere häusliche Verrichtungen besorgen. Arme Familien besitzen nur einen Tothul, wohlhabendere erbauen sich mehrere und schließen ihr Besitzthum durch die „Sëriebä“ von den Wohnungen ihrer Nachbarn ab. Serieba bedeutet eigentlich einen Schlußwinkel, weil man aber auch die durch Dornenhecken eingefassten Viehhürden damit bezeichnet, jezt jede Art von Umzäunung. Die Serieba dient in den Dörfern zum Schutz gegen die Kamele — welche fähig wären, den Tothul bis auf sein Holzgerüst aufzufressen — und gefährliche Raubthiere. Wo man nächtliche Einfälle der letzteren zu befürchten hat, nimmt sie an Stärke, Dichtigkeit

und Höhe zu. Eine gut angelegte Serieba ist eine vollkommen undurchdringliche Schutzmauer.

Die im Sudahn ansässigen Türken haben den Tokhul insofern verbessert, als sie die senkrechte, kreisrunde Mauer höher, — sechs bis acht Fuß hoch — und aus Erde erbauten. In einigen Tokhahl *) sind wohl auch Fensteröffnungen angebracht worden. Das Dach bleibt aber immer ein jeden Gewitterguß sicher ableitendes Strohdach.

Ein Tokhuldorf ist zur Verhütung von Feuersgefahr weitläufig gebaut und gewährt, in der Ebene liegend, keinen anziehenden Anblick. Die Spitzen der niederen Hütten ragen, aus einiger Entfernung betrachtet, wenig über den wogenden Graswald aller Ebenen Ostsudahns empor; man muß nahe heranreiten, ehe man die auf der unermessenen gleichförmigen Fläche verschwindenden menschlichen Wohnungen sieht. Um so malerischer ist ein Tokhuldorf im Urwalde. Unter jedem schattigen Baume steht eine Hütte. Die blüthenreiche Mimose überwölbt ihr bemoostes, unregelmäßig abgeflachtes Dach; von der „sich (durch ihre Dornen) Schützenden“, der Harahsi, neigen sich blättergeschmückte Schlingpflanzen auf die Hütte herab und umspinnen den ganzen Bau mit ihrem traulichen Rankenneze; der zum Baume gewordene Nabakstrauch läßt seine unzähligen, nicht ganz geschmacklosen Früchte über ihr reifen. Unten am Stamme der freundlichen Bäume spielt die schwarze oder braune Jugend des Dorfes, oben in der Krone baut der sudahneseische kleine schwarze Storch, die Ciconia Abdinii, Ehrenberg**), seinen Horst. Vertrauensvoll läßt sich der überall die Nähe des Menschen auffuchende Vogel wohl auch auf die mit Straußeneiern gezierte Spitze des Tokhul selbst nieder. Und sein Vertrauen wird nicht getäuscht. Der Bewohner der Hütte freut sich über diese „Vögel des Segens“ — Thiuhr el baraka — und

*) Plural von Tokhul.

**) So einem Freunde Ehrenberg's, dem damaligen Gouverneur von Dongola, Abdim (richtiger Abdim) zu Ehren genannt.

schützt sie gegen fremde Störungen*). Ohne ihre Nester giebt ein Dorf des Sudahn kein richtiges Bild.

In jedem Tokhul befindet sich wenigstens eins jener elastischen Bettgestelle, auf denen wir unsere erste Nacht im „Lande der Schwarzen“**) zugebracht hatten. Man nennt sie hier *Ankharahb*. Es sind feste, auf vier oder sechs, anderthalb bis zwei Fuß hohen Füßen stehende Holzrahmen, über welche man Leder- oder Strickgeflechte gespannt hat. Die Lederstreifen des engen Geflechtmeß werden feucht aufgezogen und verkürzen sich beim Trocknen; die Stricke werden durch eine besondere Vorrichtung immer nach Belieben angespannt. Deshalb sind die *Ankharahb***) sehr elastisch. Sie sind aber auch, weil die Nachtluft von unten her zu dem Körper des Schlafenden Zutritt hat, angenehm kühl, schützen, vermöge ihrer erhöhten Stellung, den auf ihnen Ruhenden vor schädlichem Gewürm und Gethier und vereinigen alle Eigenschaften eines für jene Länder bequemen Lagers. Die *Ankharahb* sind ein allen Einwohnern des Sudahns gemeinsames Hausgeräth und finden sich ebenso wohl in den Häusern der Vornehmen und Europäer, als in den Hütten der Niedrigen und Neger.

Am 4. Januar. Wir hielten oberhalb des Dorfes Gbjebr Rafttag, jagten in den Wäldern und präparirten das Erlegte. In

*) Mir wurde es nur dadurch möglich, die Eier des „*Simbil*“ zu erhalten, daß ich den Sudahnesen vorspiegelte, Arznei daraus bereiten zu können. Es ist, als ob es alle Vögel wüßten, wie sehr sie von den friedfertigen Bewohnern jener Länder beschützt werden. Der Araber gewährt jedem lebenden, keinen Schaden bringenden Wesen seine Gastfreundschaft. Schon die Kinder scheuen sich, die Nester der Vögel auszunehmen — oder, wie sich die Pandleute meiner Heimath auszudrücken pflegen, „auszuschinden“ — und deshalb sieht man diese ihre Nester so niedrig über der Erde anlegen, daß man sie mit der Hand ausrauben kann. Die Turkeltauben und die kleinen Täubchen Egyptens (*Columba aegyptiaca*) fliegen, wenn man sich ihrem Neste nähert, gar nicht von ihren Eiern auf.

**) Wörtliche Uebersetzung von „*Belled el Sudahn*“.

**) Plural von *Ankharahb*.

der Kühle des Abends zogen wir noch bis zu einem nahen Dorfe, in welchem wir übernachteten. Der Baron ritt am nächsten Morgen mit unserem Diener Idrief der Karawane voraus; ich blieb bei den Lastthieren, weil die ergiebige Jagd der Wälder ein langsameres Reisen erforderte.

Unsere Straße führte nur durch wenige Dörfer und fast ohne Unterbrechung in Mimosenwäldern dahin. Hier fand ich volle Beschäftigung. Zu den Vögeln, welche ich schon gestern bemerkt hatte, gesellten sich für mich neue Arten. Zänkische Schaaren lärmender Drosslinge (*Crateropus leucocephalus*) flogen von Strauch zu Strauch; goldgelbe, gezähnten Kanarienvögeln ähnliche Sperlinge (*Pyrgita lutea*, *Licht.*) trieben sich, in großen Flügen vereint, ganz mit dem Geschrei und Wesen unserer Feldsperlinge in den Gebüschern herum; auf den höheren Bäumen saßen prachtvolle, von den unsrigen durch intensivere Färbung und gegabelten Schwanz hinlänglich verschiedene Blauracken (*Coracias abyssinicus*), welche bei unserem Erscheinen ohne Scheu auf ihren Ruhepunkten verweilten; bunte Finken (*Fringilla minima*) und lebhaft gefärbte Ammern — den Goldammer gleichsam auf höchster Stufe der Vollendung darstellend — (*Emberiza flavigaster*, *Rüppell*) durchsuchten die Abfälle der Kamele. Unter den dichteren Gesträuchen, auf denen ohne Hirten weidende Ziegen herumkletterten, um für sie sonst unerreichbare Blätter zu naschen, lagen mit plattgedrücktem Leibe stufenschwänzige Ziegenmelker (*Caprimulgus climacurus*) und schauten halbgeschlossenen Auges harmlos dem sich ihnen nähernden Jäger zu, während einzelne Paare kleiner rühriger Gimpellerchen (*Pyrrhullauda leucotis* oder *Pyrrhullauda crucigera*) zwischen den Füßen der ihres Weges wandelnden Kamele herumliefen oder höchstens bis zu einem dicht am Wege stehenden Busche flogen, um sich auf einem seiner Zweige minutenlang niederzulassen*). Der gravitätische Marabu (*Leptoptilus argalla*), der Erzeuger jener schönen, meinen Leserinnen wohlbekannten Federn, schritt langsam auf einer von Bäumen kahlen Fläche herum, auf den höchsten Mimos-

*) Anmerkung für Ornithologen. Wenigstens thut das die *P. crucigera*.

fen hatten habichtartige Falken (*Melierax polyzonus*) aufgebäumt, in den Lüften kreisten große Geier. Ich machte eifrig Jagd auf Alles, was ich zu sehen bekam und erbeutete in kurzer Zeit viele und schöne Vögel. Nur an der bewundernswerthen Klugheit des Marabu scheiterten meine Bemühungen.

Von Säugethieren sahen wir nur kleine Erbeichhörnchen (*Sciurus brachyotos*, *Ehrenberg*), welche mit buschigem, erhobenem Schwanze hin und wieder unseren Weg kreuzten. —

Die Wälder, in denen wir hinritten, zeugten noch nicht von der Ueppigkeit der die Ufer des blauen und weißen Flusses bedeckenden Urwälder. Sie waren dünn und mit niederen Bäumen bestanden. Die wenigen Schlingpflanzen, welche hier und da einen Stamm mit ihren Ranken umzogen hatten, waren verblüht, einige Baumarten hatten schon jetzt zum größten Theile ihre Blätter verloren.

Zuweilen näherte sich unsere Straße dem Nile, welcher, von keinem Felsen zertheilt und durch kein Gebirge eingengt, in majestätischer Breite vor uns lag. Er zeigte sich uns hier noch in seiner ganzen Größe. Auf seinem dreihundert deutsche Meilen langen Bogenlaufe wird ihm durch unzählige Schöpfräder, große und kleine Kanäle und eine von der afrikanischen Sonne erzeugte Verdunstung so viel Wasser entzogen, daß er in Egypten nothwendig schwächer sein muß als hier*).

Wir zogen gemächlich unseres Weges entlang. Von Zeit zu Zeit begegneten uns „Männer des Sudahn“**). Sie ritten auf schlecht gefattelten Eseln und trugen mit seltener Ausnahme ihre altherkömmliche Waffe, die langgestielte Lanze mit der breiten zweischneidigen Eisenspitze. Um Mittag rasteten wir in dem Dorfe

*) Wenn man weiß, daß er nach seinem Ursprunge, d. h. nach Vereinigung des blauen und weißen Flusses, nur noch die Fluthen des Atbara aufnimmt und alle Momente seines Wasserverlustes zusammenstellt, begreift man leicht, daß dieser ein ungeheurer sein muß. Man kann ihn, ohne sich eines erheblichen Fehlers schuldig zu machen, wohl dem gesammten Wasserinhalte der Elbe gleichstellen.

**) So pflegen sich die Eingebornen gern zu nennen.

Surrurahb, in welchem damals eine Schwadron leichter, irregulärer türkischer Reiterei lag. Die weißen Gesichter der Soldaten und ihrer Kinder fielen mir auf, so sehr war ich bereits an die braune Hautfarbe der Nubier gewöhnt. Surrurahb ist nach den Bestimmungen der europäischen Geographen das letzte Dorf Nubiens; mit dem Dorfe Kerveri, in dem wir übernachteten, beginnt der Sudahn. Zur Zeit meiner Erzählung residirte in letzterem, sonst ganz unbedeutendem Orte ein von den Türken und Eingebornen gleich hochgeachteter Mann, Solimahn Kahsche, der Vorsteher des größten Regierungsbezirks im Paschalik. Er starb im Jahre 1849. Durch Werne's Beschreibung der dritten, von Mahammed-Nali ausgerüsteten Entdeckungsreise auf dem weißen Flusse ist er auch in Deutschland bekannt geworden. —

Am sechsten Januar brachen wir schon in der Nacht wieder auf und kamen nach drei Stunden, während derer wir wieder in Mimosenwäldern dahingeritten waren, mit Sonnenaufgang an das linke Ufer des weißen Flusses „Bahhr el äbrädt“. In der Nähe des Dörfchens Umdurmahn fanden wir eine Ueberfahrtsbarke und schlugen bei ihrem Landungsplage am Ufer das Zelt auf.

Wenig unterhalb unseres Lagers, in dessen Nähe kleine Kalkbrennöfen stehen, vereinigt sich der Bahhr el äbrädt mit dem kaum schwächeren „Bahhr el äsräkh“ oder blauen Flusse, dessen helles Wasser in jeziger Zeit gegen das trübe, grauweiße des weißen Flusses merklich abfällt. Die Ufer beider Flüsse sind jetzt gut bebaut. Unser Zelt steht auf einer grünen Wiese, in welche sich das früher überschwemmte flache Schlammufer verwandelt hat. Heerden von Rindern, Ziegen und Schafen, Pferde, Esel und Kamele weiden auf ihr in buntem Gemisch. Reges Leben macht sich längs der beiden Ufer bemerkbar. Gänse, heimatliche Störche (*Ciconia alba*) und Reiher sitzen in langen Reihen am Strande, Pelikane fischen inmitten des Stromes, auf einer Insel läuft der erste mir zu Gesicht gekommene heilige Ibis herum. Die Stadt Charthum liegt in einer Entfernung von kaum einer halben Meile vor uns.

Am folgenden Tage zog ich, nachdem ich das Gepäc übergeschifft und mich von den braunen Genossen unseres zurückgelegten Weges verabschiedet hatte, der Stadt auf frisch gemietheten Kamelen zu. Ich fand den Baron in Gesellschaft eines Europäers und beschäftigt, ein kleines Haus zu miethen. Ibrahim Iskanderahni überließ uns eine für Charthum recht hübsche und freundliche Wohnung für eine monatlich zu entrichtende Miethsumme von zwanzig Piaſtern oder einem Thaler und zehn Groschen unseres Geldes. Der Contract wurde zu allseitiger Zufriedenheit vollzogen; wir bezogen die neue Wohnung und empfangen die Besuche der hier wohnenden Europäer.

Am 9. Januar gingen wir zum Gouverneur der Provinz Charthum, Solimah-Pascha, von welchem wir mit großer Artigkeit aufgenommen wurden. Er bat den Baron, sich in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden und sicherte uns im Voraus die Gewähr aller unserer Wünsche zu.

Die hier und da neugierig über die hohen Mauern einzelner Höfe hinwegschauenden Gieraffen und Strauße erregten in uns die Lust, eine kleine Menagerie anzulegen. Für's Erste kauften wir ein Paar junge Hyänen für die Summe von einem Gulden, mit denen ich, weil sie sehr bissig waren, Zähmungsversuche anstellte. Ein zahmer Marabu, dessen Verstand und Drolligkeit uns ergözte, einige Gazellen, mehrere Affen und zwei Strauße, welche uns Solimah-Pascha sendete, vermehrten die Thiergesellschaft. Unser kleines Haus wurde ihnen bald zu eng, wir mietheten deshalb eine größere, neben dem Hause eines Franzosen gelegene Wohnung und machten von hier aus Jagdexcursionen. Immer fanden wir für uns neue Vögel und Säugethiere auf. Die Farbenpracht der Ersteren gab uns tagtäglich Grund zur Bewunderung des Reichthums der Tropen. Wir sammelten sehr fleißig und erlegten viele Vögel, aber jedes Mal, wenn wir uns über unsere Beute freuten, versicherten uns die Europäer, daß sich jetzt, während der trocknen Jahreszeit, verhältnismäßig nur wenige Vögel hier aufhielten.

Die Regenzeit, der Frühling jener Länder, rufe ein ganz anderes Leben in der Thierwelt hervor und bringe unzählbare, wie sie vom Süden herabkommende Vogelschaaren mit sich. Schon jetzt waren wir mit unserer Ausbeute zufrieden; wir hielten es für unmöglich, noch bessere Jagden machen zu können.

Mit einer der uns von Tag zu Tage interessanter werdenden Excursionen verbanden wir einen Besuch bei einem reichen Türken, Saaid-Arha, dem Befehlshaber — Sendjek — eines irregulären Reiterregiments oder Sendjeklik. Der Oberst wohnte in Halsaï, einem, ungefähr eine deutsche Meile unterhalb Charthum am rechten Ufer des Nil liegenden, großen Dorfe. Herr Contariny, der gefällige und originelle Fremdenführer Charthum's, geleitete uns dahin. Wir wurden mit türkischer Gastlichkeit empfangen und bis zum Abende des folgenden Tages in dem Hause unseres gütigen Wirths festgehalten. Die beste Jagd verkürzte uns den Weg. Wir rühmten sie gegen Contariny, aber dieser sagte gelassen: „Ihre Ausbeute ist schlecht; gehen Sie drei bis vier Meilen an dem blauen Flusse hinauf und jagen Sie in den dortigen Wäldern, dann werden Sie mir Recht geben.“ Ich war sogleich bereit, Contariny's Rathe zu folgen und verließ am 27. Januar die Hauptstadt mit einigem Gepäc und zwei nubischen Dienern. Wir ritten auf Eseln und wurden bei der Leichtigkeit, in den und aus dem Sattel dieser Thiere zu kommen, so oft zu Letzterem verlockt, daß wir das Ziel unseres Weges, ein kleines in den Wäldern erbautes Nomadendörfchen, heute nicht erreichten. In einigen Hütten gastfreier Sudahnesen verbrachten wir die Nacht. Man brachte uns sogleich nach unserer Ankunft elastische Anakharihb und einen großen Topf mit Buhfa, einem mir widerlichen, hierartigen Getränk, herbei. Am andern Morgen zogen wir fortwährend in Mimosenwäldern weiter. Wir sahen, trotz der hier sehr bemerkbaren Dürre, viele mir noch unbekannte Vögel; ich mußte aber oft von ihrer Jagd absehen, weil ich mich damals noch nicht gewandt genug in den dornen- und distelreichen Wäldern bewegen konnte. Noch in guter Morgenstunde kamen wir in dem Dörfchen Butri an. Ich ließ das Zelt im Schatten einer riesigen Mimose aufschlagen

und ging sogleich, mit dem Gewehr auf der Schulter, in den thierbelebten Wald heraus.

Die Bewohner Butri's gehören zu dem Nomadenstamme der Hāssānīē. Es sind schöne Leute, denen man die größere Freiheit anmerkt. Sie tragen ihr langes Haar in Zöpfen und salben es reichlich mit Schmalz oder Butter. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen Tuche, in welches sie den Oberkörper hüllen, kurzen Beinkleidern und Sandalen. Schöne Frauen schienen hier seltener zu sein, als es sonst bei den Hassanie der Fall ist; um so häufiger sah man nackt gehende Kinder und stinke, windspielartige Hunde, welche sich bei Ankunft eines Fremden vereinigten, um ihn mit einem wüthenden Gebell zurückzutreiben. Die Hütten des Dorfes standen im dichtesten Schatten hoher Bäume, sie bestanden aus einem über die Erde erhöhten, gestochten Boden und waren mit Matten oder Haartüchern überdeckt. Neben jeder Hütte befand sich ein kleiner Hof, in welchem gekocht und Buhfa gebraut wurde. Letztere, zu deren Bereitung zwei Tage erforderlich waren, wurde unmäßig genossen und fand sich immer vorrätzig. Inmitten des Dorfes hatte man eine geräumige Serieba errichtet. Gegen Abend füllte sie sich mit zahlreichen Heerden von Ziegen, welche den Tag über, zum Theil ohne Hirten, in den Wäldern geweidet hatten. Jeder Dorfbewohner besaß über sechzig Stück dieser Thiere; Schafe waren seltener. Die Ziegenmilch wurde in Schläuchen, welche man eine halbe Stunde lang hin und her schleuderte, zu Butter, „Sib-ta“, umgewandelt, diese dann aber sogleich geschmolzen und in Kürbißflaschen gefüllt. Damit ziehen sie nach Charthum zu Markte; der Erlös genügt, um die ihnen auferlegten Steuern zu bezahlen. Neben der Ueberwachung ihrer Heerden besteht ihre einzige Arbeit darin, Brennholz zu hauen und nach Charthum, wo die Eselabladung mit zwei bis drei Pfastern bezahlt wird, auf den Markt zu bringen. Ihr Wohnsitz ist ein feststehender; sie haben sich sogar in der Nähe desselben Getraidefelder angelegt und weichen dadurch von mehreren anderen Stämmen der eigentlichen Nomaden wesentlich ab.

Am 31. Januar unterbrach das klimatische Fieber meine

sehr lohnenden Arbeiten. Ich bekam einen starken Anfall dieser Krankheit und wurde durch ihn so geschwächt, daß ich auch die folgenden Tage mein Zelt nicht verlassen konnte. Die schlimmste Zugabe des Fiebers ist ein nicht zu beschreibender Widerwille gegen alle Beschäftigung. Und gerade der Mangel an Arbeit wird so bald zur unerträglichen Qual. Langsam schlich mir jetzt die Zeit dahin. Am 2. Februar kehrte der Anfall zurück. Er war schon viel stärker als der erste und erregte mir ernste Besorgnisse. Hätten die Lieben im Vaterlande es ahnen können, daß ich an diesem mir festlichen Tage ohne alle ärztliche Hülfe, ohne Arzneien, ohne liebevolle Bedienung fieberkrank inmitten der Urwälder unter einem elenden Zelte lag, wie sehr würden sie sich geängstigt haben! Mich beruhigte der Gedanke, daß sie mich gerade heute wahrscheinlich völlig gesund wähten.

Um mir wenigstens Arzneien zu verschaffen, ritt ich am 3. Februar nach Charthum. Zehn Stunden auf dem Rücken eines hartgehenden Esels und fieberkrank! — Das sind afrikanische Strapazen! Der Kranke muß, um Arzneien zu erlangen, sich selbst zum Apotheker quälen! Später versah ich mich freilich auf der kleinsten Reise mit den nothwendigsten Arzneimitteln, aber das geschah erst, nachdem ich durch mannichfaltiges Mißgeschick, also so recht eigentlich durch Schaden klug geworden war. Der in Afrika Reisende muß vorher viel ausgestanden und ertragen haben, ehe es ihm gelingt, sich leidlich wohl zu befinden.

Mit dem fieberbändigenden Chinin in der Tasche ritt ich, nachdem ich einige Stunden in Charthum geruht hatte, wieder nach Butri zurück. Die Nacht ereilte mich mitten im Walde, ich ritt an dem Dörfchen vorbei und kam erst um Mitternacht zu einigen Nomadenhütten. Dort nahm ich einen Führer und gelangte gegen Morgen auf dornigen Pfaden zerschunden und zerkrast nach Butri. Ich nahm mir vor, in Zukunft bei nächtlichen Wanderungen nicht ohne Führer zu reisen.

Hundertunddreißig Vogelbälge hatte ich präpariert, damit kehrte ich am 8. Februar nach Charthum zurück. Der Baron musterte die kleine Sammlung und war mit der Anzahl der Bälge unzu-

frieden. Mich empörte diese Undankbarkeit; ich hatte selbst fieber-
schwach noch gearbeitet. Damals habe ich zum ersten Male ge-
fühlt, daß die Bemühungen eines Sammlers oder Naturforschers
nur selten anerkannt werden. Und hätte nicht gerade die Wissen-
schaft ihre unwiderstehlichen Reize, wäre sie es nicht, welche die
ihr Ergebenen durch den Genuß, ihr, der Hohen, dienen zu können,
belohnt, ich würde von jener Stunde an keine Beobachtung mehr
gemacht, kein Thier mehr gesammelt haben. Und damit würde ich
mir selbst die Thore meines Glücks verschlossen haben, denn mehr
und mehr lerne ich es verstehen: Meine beschwerlichen Reisen, meine
trüben Erfahrungen haben mir überreichen Lohn gebracht.

Einen zweiten Ausflug in die Urwälder verleidete mir das
Fieber; ich mußte, noch ehe ich meine Arbeiten begonnen, nach
Charthum zurückkehren. Dort machten wir die Bekanntschaft eines
Engländers, des Mr. Petherik, welcher im Dienst der ägypti-
schen Regierung nach Kordofan reisen wollte, um dort geologische
Untersuchungen zu machen. Der Engländer bekleidete den Rang
eines *Bimbashi* oder Majors — ließ sich aber Oberst (Bei)
nennen — und war der Sprache kundiger als wir, weshalb wir
uns ihm anzuschließen beschloßen. Mitte Februars waren wir mit
allen uns nöthig Scheinenden versehen.

Sarthum und seine Bewohner.

Gehe wir zur Betrachtung der Hauptstadt des innerafrikanischen Reiches übergehen, müssen wir vorerst einen Blick auf die Geschichte jener Länder werfen, deren Centralpunkt ich zu schildern versuchen werde. Die Geschichte des Sudahn beginnt erst in unseren Zeiten; das vorher Geschehene ist durch das Blut von Tausenden, der Hagier und Rache geopfertem Menschen verwischt worden. Nur traditionell zieht sich die Erinnerung wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch, die Erinnerung an die früheren glücklichen Zeiten unter der Herrschaft der eingebornen Könige aus dem Stamme der Fungi, an die Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreischten, wo dort noch ein König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikie, zu Berber und Halsaï, die Bewohner von Sennahr, Roseeres und Fassokl noch eigne Herrscher hatten und Kordofahn unter dem milden Scepter Dahr-Fuhr's stand. Aber diese Erinnerung lebt nur noch in dem Gedächtnisse Weniger; erst seit den Jahren 1820 und 1821 ist die Geschichte in Aller Mund. Die Begebenheiten jener Jahre werden nie vergessen werden: verlassene Städte, verödete Felder und zu Grunde gerichtete Völker sprechen ohne Worte ihre nie verhallende Sprache. Ich meine mit jenen Ereignissen die Eroberung des Sudahn und die Unterjochung seiner Völkerschaften durch die türkisch-egyptischen Truppen.

Mit der Niedermezelung der Mameluken schien Mahamed-Nali's Herrschaft in Egypten erst neu gegründet, aber gesichert zu sein. Allein noch war die Ruhe nicht hergestellt; ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung erhob sich gegen unverhältnismäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und infame Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mameluken waren gefallen,

meuchlings gemordet, unbesiegt. Noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählten sie sich neue Führer und zogen sich nach Nubien zurück, in der Absicht, dort ein neues, von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mahammed-Ali's Truppen folgten ihnen. Ibrhim, Sais und andere Festungen der Mameluken wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten mit Todesverachtung kämpften und den Siegern nur ihre Leichen überließen. Zu schwach, um sich in offener Feldschlacht dem Feinde entgegenzustellen, mußten sie sich in die Festungen werfen, wurden einzeln angegriffen und endlich vernichtet. Das siegreiche Vordringen des türkisch-egyptischen Heeres führte zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Usurpator früher nie gestrebt hatte, wurde aber auch die Quelle namenloses Elendes für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glückes zu erfreuen gehabt hatten. Die Mameluken hatten bis zum letzten Hauche für ihre Unabhängigkeit gekämpft, die Nubier mußten mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, um ihre Freiheit zu schützen und ihr Heimathsland zu vertheidigen. Von den schwächlichen Barabra konnten die egyptischen Truppen nicht aufgehalten werden; der Adel Nubiens, die sieggewohnten, tapferen und stolzen Scheikie mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen. Die immer Siegenden sollten zum ersten Male besiegt werden.

Im Jahre 1820 stellten sich die Scheikie den Egyptern bei Korti gegenüber. Mit Schauern denkt noch heute jeder Nubier des unglücksvollen Tages. Die Egypter siegten. Ein tapferes, heldenmüthiges, aber regelloses Volk kämpfte mit Lanze und Schild gegen tüchtige Krieger mit dem ihm noch unbekanntem Feuerrohr in der Hand. Seine Frauen waren mit ihren Kindern hinausgezogen, um die Männer durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebete den Sieg für sie zu erbitten. Sie hielten ihre Kinder auf den Armen empor und beschworen liebevoll die Väter, ihr Theuerstes vor schmachvoller Knechtschaft zu bewahren. Der Kampf begann. Die Geschütze der Egypter schleuderten Tod und Verderben in die Reihen der tapferen Nubier und,

obgleich diese die Kanonen erreichten und mit dem Schwerte in die metallenen Röhre Lücken zeichneten, welche man noch heute sehen kann *), — nicht die ruhmvolle Tapferkeit, die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Die braunen Männer ergriffen die Flucht. Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampsgebrüll. Verzweiflung erfaßte sie, sie drückten ihre Kinder an's Herz und stürzten sich zu Hunderten in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend. Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrten ihnen öde und dürre Wüsten entgegen; für sie boten diese keinen Zufluchtsort. In der Wüste hätten sie verschmachtend den Tod gefunden, wenn sie auch dem Tode durch das Schwert zu entgehen geglaubt hätten. Deshalb blieben sie in ihrem Vaterlande und beugten den früher frei getragenen Nacken unter das Joch der Unterdrücker, obgleich sie es kaum zu ertragen vermeinten.

Nur noch einmal entflammte ihr Heldenfeuer, noch einmal erhob sich das edle Volk zur letzten Gegenwehr. Der kühne Melik el Nimmer, d. i. der Tigerkönig, zu Schendi versammelte sein Volk. Schendi und Mëtämmë, jene zwei süd nubischen Schwefterstädte, sollten auf's Neue die Geißel des Siegers fühlen. Ismaël-Pascha, des alten Mahammed-Ali Sohn, erschien mit seinen Soldaten im Oktober des Jahres 1822 auf vielen Schiffen vor Schendi. Er verlangte von dem dort herrschenden Melik innerhalb drei Tagen eine nicht zu liefernde Menge von Sklaven und mehr Geld, als je im Besitz des Häuptlings gewesen war. Diesem und allem seinem Volk stand die Todesstrafe bevor, wenn er die ihm auferlegte Steuer nicht entrichten konnte. Da gab ihm die Verzweiflung Muth. Er sah sein Verderben vor Augen und beschloß, das Aeußerste zu versuchen. Nach allen Seiten eilten seine Boten, um den unter der Asche glimmenden Funken der Empörung zur hellen, vernichtenden Flamme anzublafen; sie geboten dem seiner Knechtschaft übermüden Volk List, Muth und Ausdauer.

*) In Kordofahn sah ich noch mehrere Geschütze, welche die Wahrheit jener kühnen That beweisen.

Der König selbst heuchelte dem Pascha gegenüber die tiefste Unterwerfung. Durch falsche Vorspiegelungen lockte er Ismaël von seiner sicheren Barke in eine geräumige, mit dichter Serieba umschlossene Strohütte. Große Strohhaufen lagen im Innern der Umzäunung aufgeschichtet und wurden als Kamelfutter ausgegeben. Melik Nimmer selbst richtete in jenem Tokhul dem Pascha ein Gastmahl zu, zu welchem alle höheren Offiziere gebeten wurden und auf Befehl ihres Gebieters erschienen.

Der Pascha und seine Getreuen sitzen beim Mahle. Vor der Serieba tönt die Taräbūka*), das junge Volk übt sich im fröhlichen Tanze. Sie werfen gegenseitig Lanzen auf einander und fangen sie geschickt mit ihren Schilden auf. Der Pascha wirft zuweilen einen Blick auf das Getümmel und ergötzt sich an dem Geschick der Tanzenden. Und als wollten diese ihre ganze Gewandtheit zeigen, so rasch und wild werden ihre Bewegungen. Sie kämpfen scheinbar mit Erbitterung. Immer tobender werden ihre Spiele, immer heftiger bringen sie auf einander ein, die Trommel tönt ununterbrochen fort, plötzlich aber auch in allen übrigen Theilen der Stadt. Ein gellendes durchdringendes Geheul durchzittert die Luft. Die Kämpfenden haben sich vereinigt und schleudern ihre Lanzen nicht mehr nach den Schilden ihrer Freunde, sondern in das Innere der Serieba auf die Türken. Von allen Seiten sieht man Frauen mit Flammenbränden herbeieilen und diese in das aufgehäuften Stroh am Tokhul des Pascha's werfen. Im Nu hat das Feuer alle Theile des Strohgebäudes ergriffen, ein Flammenmeer röthet den Himmel. Jetzt hört man die Kriegstrommel auch in Metämme; man hört sie in jedem der benachbarten Dörfer; ihr Klang erschallt von Ort zu Ort und verbreitet sich durch die ganze Provinz. Es ist, als ob die Streiter des geknechteten Volkes der Erde entkeimten. Was Waffen tragen kann, trägt sie; Weiber stehen, ihr Geschlecht vergessend, in den Reihen der Männer, man sieht sie, Asche und Sand in den fettgetränkten Haaren, mit ent-

*) Die Tarabuka ist eine Trommel, hier die Kriegstrommel der innerafrikanischen Völkerschaften.

blößtem Busen und nur um die Lenden geschürzt, die Feinde verfolgten; Kinder und Greise sehten mit der Kraft der Männer. An der brennenden Hütte, welche den Pascha und funfzig seiner Offiziere einschloß, beginnt der Vernichtungskampf. Wer herausflieht, wird niedergestochen; die Bleibenden frist das Feuer, Keiner entkommt *). Schendi und Metämme sind in einer Nacht von den Feinden befreit. An den übrig gebliebenen Mauern des festen Schlosses zu Metämme bezeugen noch heute dunkle Blutstrecken die Begebenheiten jener Tage.

Nur wenige von den Soldaten Ismaël-Pascha's entkamen auf ihren Schiffen und brachten dem in Kordofahn weilenden Mahammed-Beï el Desterdahr die grauenvolle Nachricht. Dieser, wegen seiner Grausamkeiten „el Djelahd“, der Henker, genannt, eilte mit der ganzen Macht seines Heeres nach Schendi und schwur, die Manen seines Oberbefehlshabers und Verwandten blutig zu rächen. Obgleich die Nubier sich mit aller Macht rüsteten, waren sie doch nicht im Stande, den wohlgeübten Truppen Mahammed-Beï's zu widerstehen. Sie wurden wieder geschlagen. Niemand kennt die Zahl der Menschen, welche jener Tyrann seiner Rache opferte; sie soll die Hälfte der damaligen Bewohnerzahl weit überstiegen haben. Mahammed-Beï vernichtete die Blüthe der streitbaren Mannschaft Nubiens und mordete die Greise, Frauen und Kinder des unglücklichen Volkes. Die Gräueltthaten, welche er ausübte, sind nicht zu beschreiben und machten auf das Volk einen fürchterlichen Eindruck. Ich habe das hier Mitgetheilte aus dem Munde eines Augenzeugen vernommen. Der Nubier Tomboldo, einer meiner nachherigen Diener, war in der Periode jener Schreckens-tage noch ein kleiner Knabe; er war, wie er sagte, „im Blute seiner Landsleute groß geworden.“ Als er mannbar wurde, sproßten

*) Es wird den in jener Strohhütte eingeschlossenen Soldaten ewig zum größten Ruhme gereichen, wie sie ihren Feldherrn vor dem sie Alle vernichtenden Feuer zu schützen versucht haben. Man fand den Pascha unverfehrt unter einem Haufen halb und ganz verkohlter Leichen. Die Soldaten hatten ihn mit ihren eignen Leibern vor den Schmerzen des Flammentodes bewahrt. Er ersticte in der Mitte seiner Getreuen.

ihm statt des kohlschwarzen Haares der Nubier graue Haare um Mund und Kinn; sein Haupthaar ergraute noch vor seinem zwanzigsten Jahre „wegen des vielen Blutes, welches vor seinen Augen vergossen worden war.“

Nach dem letzten, lange dauernden Blutbade war die Unterjochung der Nubier beendet. Das früher freie und stolze Volk der Scheikie hörte auf ein Volk zu sein. Die Häuser der Getödteten verfielen, Schendi und Metämme verödeten, die Felber blieben unbebaut, der Sand der Wüste bedeckte das frühere Kulturland. Dreifach schwerer lastete das Joch, welches die Nubier abzuschüteln versucht hatten, auf ihnen; es lastet heute noch. Erst nach Jahren entstand ein in der Knechtschaft aufgewachsenes Geschlecht, das sich geduldig dem Beherrscher seines Landes unterwirft. Es ist knechtischer geworden als seine kampflustigen Vorfahren, aber nicht besser als diese *).

Nachdem sich Mahammed-Bei am Blute seiner gemordeten Schlachtopfer genugsam gesättigt hatte, drang er unaufhaltsam dem Süden zu. Die das Land durchreisenden Sklavenhändler brachten vom oberen Laufe des blauen Flusses Goldkörner und Goldringe, vom Bahrelabiadt vorzügliches Elfenbein in großer Menge mit sich. Sie erzählten, daß die Sudahnessinnen schwere Goldringe in der Nase trügen, daß der König der Fungi zu Sennahr, der Hauptstadt seines Reiches, eine Serieba von Elephanzähnen um seinen Strohballast gezogen habe, wie man sich dasselbe noch heut zu Tage vom Sultahn Dahr-Fuhrs erzählt. Die Heerden der Kamele und Rinder, welche bisher nur von dem König der Wildnis, dem Löwen, belästigt, in den tropischen Wäldern an den Ufern

*) Melik Nimmer entfloh nach Abyssinien. Die türkische Regierung setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf und dingte Mörder für ihn. Selbst der Vater einer seiner Frauen zettelte gegen ihn eine Verschwörung an, wurde aber von seiner eignen Tochter an den Häuptling verrathen. Dieser lud die Verschwornen zu einem Gastmahl ein und ließ sie umbringen, wobei die erwähnte Frau ihren eignen Vater erdolcht haben soll. Der Melik entging glücklich allen Nachstellungen, lebte lange in hohen Ehren und starb erst vor wenigen Jahren. Er wurde von seinen früheren Vasallen oft besucht und von ihnen wie ein Heiliger verehrt.

der beiden Ströme weideten, hielten sie für unzählbar. Diese theilweise wahren Erzählungen ermunterten den habgierigen Tyrannen zu weiterem Vordringen. Er entthronte den König von Halsaï und besetzte den König der Fungi. Die Provinz Kordofahn war dem milden Scepter Dahr-Fuhr's bereits entrisen worden. Dort stand noch ein ziemlich starkes Heer, um das besiegte Volk im Zaume zu halten; der Bei konnte frei agiren.

Die Königreiche Halsaï und Sennahr waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert. Weiter im Süden winkte die Golderde. Man erreichte Koseeres und erfuhr, daß das Gold noch weiter südlich, in Khassahn, gegraben werde. Aber es war jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzubringen. Die Truppen waren schon zu weit von Egypten entfernt und man mußte ihnen erst eine Station errichten, von welcher aus man weitere Feldzüge unternehmen konnte. Die Wahl derselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahhr el asrah, seine raschen Fluthen mit den langsam dahin schleichenden, trüben Wässern des weißen Stroms vermischt, lag ein kleines Dorf: Charthum. Aus ihm sollte die Hauptstadt der „Königreiche des Sudahn“ — so nennen die arabischen Gelehrten noch heute jenes Land — hervorgehen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Tokhahl für die Soldaten, ein Wenig oberhalb des Dorfes und wegen des guten Trinkwassers aus dem blauen Flusse, dicht an diesem Strome. Eine Hütte reihte sich an die andere, der „Kaffr“ (Weiler) erwuchs zum „Bander“ (Flecken). Häufige Brände vernichteten die Strohhütten, weshalb man sie durch Lehmgebäude ersetzte. Man errichtete nun die Wohnung für den dort herrschenden Pascha, zahlreiche Gefängnisse für die widerspänstigen Eingebornen und gründete die Moschee. Spätere Neubauten, unter denen der Basar obenan steht, gaben dem Bander Charthum seine heutige Gestalt und erhoben ihn zur „Medihne“ (Stadt).

Von hier aus wurden nun in späteren Jahren mehrere Feldzüge und viele Sklavenjagden unternommen. Das zwischen dem

rothen Meere und dem blauen Flusse, der Nordgrenze Abyssiniens und dem Atbara gelegene Belled Tahka wurde unterjocht; man eroberte die Länder des oberen blauen Flusses: Kosserees, Fassokl und Khassahn, ließ hier aber die früheren Herrscher noch einige Zeit lang nominell in ihrem Besizthum und erlaubte ihnen, ihren Rang und Titel fortzuführen, freilich ebenfalls nur dem Namen nach. Bis jetzt haben diese Länder den Eroberern noch keineswegs große Vortheile gebracht, sondern sind vielmehr wegen häufiger Einfälle der abyssinischen Völker, wegen oft stattfindender Empörungen und fast immerwährender Unruhen ihnen eine wahre Last geworden, welche man aber immer nicht gern wegwerfen will.

Führen wir die einzelnen „Länder“ — nach dem Begriffe des arabischen Wortes „Belled“, — welche von Charthum aus beherrscht und die Königreiche des Sudahn genannt werden, zur bessern Uebersicht namentlich auf, so sind es folgende: Battu el Hadjar bis zum Anfange des großen Kataraktis von Wadi-Halfa; Dahr el Sukoh, Dahr el Mahhas, Dahr Dongola, Dahr el Scheikie, Dahr Berber, Dahr Schendi, Dahr Halsaï, El Diesihre, d. i. das zwischen den beiden Strömen liegende „Insel“-Land, Sennahr, Kosserees, Fassokl, Khassahn, Kordofahn und Belled Tahka. Die Karte zeigt, daß die Hauptstadt aller dieser Länder fast in ihrem Mittelpunkte liegt.

El Chärthäm, wie ich, gemäß der arabischen Aussprache, statt Chardum, Chartum, Cartum, Kardum und Kartoum schreibe, liegt ungefähr unter 15° 30' der n. Br., 30' 10' östlicher Länge von Paris und 1525 pariser Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, dicht am blauen Flusse und nur hier und da von ihm durch Gärten getrennt. Der blaue Fluß oder Bahhr el asrah vereinigt sich eine Viertelmeile unterhalb der Stadt bei Nabs el Charthum (dem Vorgebirge von Charthum) mit dem Bahhr el abiadt oder weißen Flusse und bildet mit ihm den Bahhr el Nihl oder Nilstrom, welcher von nun an auf seinem fast dreihundert deutsche Meilen langen Bogenlaufe nur

noch die Fluthen des Atbara (auch Takasse und von den Alten Astaboras genannt) bei Berber el Mucheïref aufnimmt.

Wenn man sich der Stadt vom weißen Flusse aus nähert, nimmt sie sich gerade nicht am Vortheilhaftesten aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstande der Ströme kommt man dicht an den Ufern derselben durch einige gut bebaute und sehr fruchtbare Felder, hinter denen sich eine öde, sterile und staubige Ebene, ohne alle Gebirge und Höhenzüge ausbreitet. Zur Linken bemerkt man im blauen Flusse die Insel Buri mit einem hinter den Dünen fast versteckten Tokhuldorfe gleichen Namens und weiter stromaufwärts die im üppigsten Flore stehenden Gärten der reicheren Einwohner Charthum's. Mehr nach Osten zu sieht man die „Chala“ mit spärlichem Baumschlag, südöstlich zwei freundliche, von duftigen Mimosen beschattete Dörfchen, südlich Nichts als Sand und einzelne Büsche, westlich den breiten Spiegel des weißen Flusses und die schon hier beginnenden tropischen Wälder. Nach Norden zu schließen die Gebirge von Kerreri, welche nach der Ansicht mancher Geographen den Subahn von Nubien scheiden, den Prospekt. Gerade vor sich hat man (im Osten) die Stadt Charthum: eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechslung, über welche sich ein niederes Minaret kaum erhebt.

Bevor man zur Stadt gelangt, muß man eine von As und anderem Unrath stinkende, staubige Fläche passiren und einen zum Schutze der Häuser gegen die übertretenden Flüsse gezogenen Damm überschreiten. Man betritt auf dem erwähnten Wege die Hauptstraße Charthum's, welche vom Westen nach Osten zu die Stadt durchschneidet, und kommt durch sie zunächst auf den Markt. Wenn ich eine Straße Charthum's beschreibe, schildere ich auch alle übrigen. Die Straßen sind während der trockenen Jahreszeit staubig und sandig, während der Regenzeit eine ununterbrochene Reihe von Pfützen und Kothhaufen. Der in ihnen zu jeder Jahreszeit herrschende Gestank und ihre Hitze sind über alle Begriffe civilisirter Menschen erhaben. Fast alle Straßen führen nach dem Markte oder zu einem der beiden Amtsgebäude; sie sind selten breit und

gerade, sondern meist krumm und unregelmäßig und verstricken sich oft zu einem kaum zu ergründenden Labyrinth. Freie Plätze sind in Charthum selten und haben, wo sie sich finden, gewöhnlich keinen Zweck.

Von der Straße aus sieht man von den Häusern bloß die Thüren; alles Uebrige ist hinter hohen Lehmmauern versteckt. Hier von machen wenige Gebäude insofern eine Ausnahme, als auch einige Fensteröffnungen nach der Straße herausgehen, selbstverständlich nur die des Hausherrn.

Charthum zeigt in seiner heutigen Gestalt noch deutlich den Gang seiner Entstehung. Anfangs stand es jedem Bauustigen vollkommen frei, sich einen Bauplatz auszusuchen, wie er ihn wünschte. Diesen benutzte er ganz nach seinem Gutdünken. Man findet deshalb mitten in der Hauptstadt noch große Gärten und sieht nirgends die Anzeichen eines, von Anfange an befolgten, regelmäßigen Bauplanes.

Die Häuser Charthum's sind durchgehends einstöckig, mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal wenn sie einem Türken, Kopten oder reichen Araber gehört. Sie enthält gewöhnlich zwei von einander getrennte Theile: die Behausungen des männlichen und die des weiblichen Personals einer Familie oder, wie man in Egypten sagt, den Diwahn und den Harehm. Die Häuser der Vornehmen sind höher und größer als die der Armen und gemeinen Leute, haben eine ziemlich große Zahl von sogenannten Zimmern, besitzen Ställe, Remisen und dergleichen andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart von diesen wenig oder nicht. Das Material ist zu allen dasselbe; es besteht aus sogenannten Luftsteinen, d. h. zu viereckigen Stücken geformtem Lehm, aus welchem die Mauern errichtet werden, Mimosenbalken, dünnen Stäben und Strohmatten zum Bau des Daches und Rohrstäben oder Brettern zu Thüren und Fenstern, falls diese überhaupt vorhanden sind.

Der Bau einer Tänkhä (im Plural Tänäkhä), wie die aus Erde errichteten Wohnhäuser im Sudahn genannt werden, geht sehr rasch von Statten. Man gräbt und formt die nothwendige,

thonhaltige Erde so nahe als möglich an der Baustelle und läßt sie in der Sonne trocknen. Bei der immer herrschenden Hitze werden die Luftsteine bald so hart, daß sie zum Bauen verwendet werden können. Die Armen verrichten dieses Geschäft mit Hilfe ihrer Nachbarn selbst, die Vornehmen und Reichen dingen sich Werkleute dazu. Man zeichnet den Plan zu dem Gebäude gleich auf der Baustelle vor und gründet die Mauern, welche bis zu einer gewissen Höhe mit Erde ausgefüllt werden, damit der Fußboden über das Niveau des umliegenden Terrains erhöht wird. Nun werden die Mauern bis zu der bestimmten Höhe fortgeführt und dann zur Bedachung vorbereitet. Das Dach ist derjenige Theil des Hauses, auf welchen die größte Sorgfalt verwendet werden muß und deswegen auch am kostspieligsten. Es ruht zuerst auf einer Unterlage von ziemlich starken Balken aus Mimosenholz, welche man, etwa anderhalb bis zwei Fuß von einander entfernt, in die Wände einmauert. Auf diese Balken legt man querüber dünne, dicht an einander gereichte Stäbe, von den Eingebornen *Kässäß* genannt, welche in den tropischen Wäldern geschnitten und oft weit herbeigeschafft werden. Sie tragen doppelt über einander gebreitete, sorgfältig geflochtene Matten aus Palmenblättern. Jetzt erst folgt die eigentliche, wasserdichte Bedachung: eine mehrere Zolle dicke, festgestampfte, möglichst geglättete Lehmschicht. Das Dach ist nach der einen Seite unter einen Winkel von zehn bis fünfzehn Graden zur Horizontalen geneigt und hier mit kurzen Traufrinnen versehen, durch welche das Wasser ablaufen kann, ohne an den Mauern herunterzurieseln. Die Seitenmauern überragen die Fläche des Dachs um einen Fuß und werden wie diese mit einem Ueberzuge von Lehm, Spreu und Rindermist bedeckt, um das Eindringen des Regens, der an dieser Kruste herabläuft, möglichst zu verhüten. Leider ist die Konstruktion eines solchen Daches noch immer sehr mangelhaft. Nach jedem Gewitterregen sieht man die Einwohner *Charthun's* beschäftigt, die Dächer ihrer Wohnungen wieder auszubessern; oft kommt es sogar vor, daß sich die Abzugskanäle verstopfen. Dann bildet sich auf dem Dache eine Wasserlache und erweicht dasselbe so, daß das Wasser nach dem Innern einen Abzug findet und die

Räumlichkeiten der Wohnung überschwemmt. Zuweilen hat dies auch den Einsturz des ganzen Gebäudes zur Folge. In Charthum sind schon viele Menschen von dem während eines Gewitters zusammenstürzenden Dache erschlagen worden (unter Andern auch vor etwa zehn Jahren ein italienischer Arzt). Wir waren mehrere Male genöthigt, unsere Effekten vor dem in das Zimmer herabstürzenden Regen in Kisten zu bergen und wurden nicht selten aus einem Zimmer in's andere getrieben. Ein derartiges Wohnhaus kostet in Charthum mit Garten und Zubehör drei- bis sechs- oder zwei- bis vierhundert Thaler unseres Geldes.

Das Innere der Häuser gleicht ihrem Aeußeren. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, ebenso der um anderthalb Fuß über denselben erhöhte Diwan *), auf welchen man später Matten oder Sitzpolster legt. Nur selten haben die vier nackten, etwas geglätteten Lehmwände eine besondere Verschönerung aufzuweisen, nur in wenigen Häusern sind sie außer der Rindermistkruste auch noch mit Weißkalk getüncht worden. Die Fenster sind Mauerlöcher, vor denen man weite oder enge Gitter befestigt hat, die Thüren ähneln ihnen und können nur in manchen Gebäuden geschlossen werden. Man findet im ganzen Hause weder Schloß und Niegel, noch Bänder und anderes Eisenwerk. Selbst die in Egypten gebräuchlichen Holzschlösser sind selten. Alle Zimmer gleichen eher Viehställen, als menschlichen Wohnungen.

In der Nähe des Marktes sieht man bessere Häuser, als in den andern Stadttheilen. Die Zimmer sind höher und kühler, reinlicher und verschließbar. Auch haben mehrere Europäer und Türken ihre Wohnungen nach ägyptischen Vorbildern verbessert, obgleich sie den im Sudahn gebräuchlichen Grundgesetzen treu geblieben sind. Im Hause eines Franzosen fand man sogar Glasfenster und Estrichfußboden; an den geweißten Wänden hingen Bilder und als große Seltenheit Spiegel. Ein ähnlicher Luxus war sonst nur noch im Palaste des Generalgouverneurs bemerklich.

Am schlimmsten sind in Charthum, was die Wohnung anlangt,

*) Hier die sich an der Wand hinziehende breite Ottomane.

die Neuangekommenen daran. Wenn ein Fremder seine erste Wohnung miethet, bekommt er regelmäßig das schlechteste Haus, weil die besseren Gebäude schon an länger Ansässige verdingt sind. Hier muß er sich nun so gut als möglich selbst einrichten, denn der Haus- herr bietet seinem Miethsmanne, außer den vier Wänden, Nichts. Zuerst gilt es, das Haus von dem innewohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunkleren Orte beherbergen, zumal während der Regenzeit, Scorpionen, Taranteln, Vipern, häßliche Eidechsen, Hornissen und andere schlimme Gäste. Man darf Abends nie ohne Licht ein Zimmer betreten, weil sonst die zu dieser Zeit lebendige Schaar leicht gefährlich werden könnte. Ich trat einmal in einem dunklen Gange auf eine sehr giftige Viper, welche aber zum Glück gerade beschäftigt war, ein von ihr getödtetes, harmloses Schwalbenpaar zu verschlingen und nicht beißen konnte. An große Spinnen und Scorpionen gewöhnt man sich so, daß man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nie versäumt. Nächtlich lebende Eidechsen, welche mit ihren Klebefingern an der Decke hin und her spazieren und Fliegen fangen, werden wegen ihres Nutzens und ihrer unschuldigen Lebendigkeit Einem zuletzt lieb und werth; man freut sich, wenn man ihr gek, gek — den Ruf, wegen dessen sie Gekonen genannt werden, — hört. Um so unangenehmer werden die lästigen Insekten. Die offenen Fensterlöcher gewähren bei Tage einer hungerigen Schaar von Fliegen und Wespen, Nachts unzählbaren Haufen summender, blutdürstiger Musquitos freien Eingang. Diese Quälgeister peinigen den Schläfer bei Nacht ebenso sehr als die Fliegen, Wespen und Hornissen den Wachenden bei Tage. Man weiß sich vor ihnen gar nicht zu schützen. Dabei pfeift der Wind ganz nach Belieben durch diese Räume, die wir „Zimmer“ nennen müssen, hindurch und wirft von Außen Sand und Staub durch sie herein. Die in den meist niedrigen Räumen gewöhnlich herrschende große Hitze muß erst durch öfteres Sprengen mit Wasser etwas beseitigt werden. Falls man nicht alles zum Sich- Wohl- Befinden Unentbehrliche von Egypten mitgebracht hat, ist man genöthigt, dasselbe zu sehr hohen Preisen auf dem Basare zu kaufen. Aber auch bei der bestmöglichen Einrichtung eines chalthumer Hauses entbehrt man

noch immer unendlich Viel und thut wohl, wenn man das halbwillde Leben der Sudahnesen anzunehmen versucht.

Charthum ist arm an öffentlichen Gebäuden. Eigentlich kann man nur die Amtswohnung des Generalgouverneurs der vereinigten Königreiche, die des Modihir oder Gouverneurs der Provinz Charthum, ein Lazareth und eine Kaserne, ein Pulvermagazin, die Moschee und den Basar öffentliche Gebäude nennen. Sie wurden von der Regierung nach und nach erbaut und erfüllen zum Theil ihren Zweck vollkommen. Will man auch einige Privatanstalten unter die öffentlichen Gebäude rechnen, so muß ich noch der koptischen und katholischen Kapelle und einer christlichen Schule Erwähnung thun. Die erstere Kapelle ist Besizthum der Kopten, die letztere ist wie die Schule von der uns bekannten Mission errichtet worden.

Die Wohnung des Generalgouverneurs (Hokmodahr) vom Sudahn nennt man die Hokmoderie. Sie liegt im östlichen Theile der Stadt dicht am blauen Flusse und hat einen großen freien Platz vor sich, welcher keinen besonderen Namen führt. Unter der Regierung Latief-Pascha's (1850—1852) wurde das Gebäude sehr verschönert und vergrößert. Früher war es wie die übrigen Häuser Charthum's aus Lehm gebaut, jetzt sind die Erdwände durch solide Ziegelmauern ersetzt worden. Die Hokmoderie enthält den Empfangssaal oder Diwahn des Pascha, die Arbeitszimmer seiner Beamten und Wohnzimmer seiner Bedienten, das Archiv, mehrere Staatsgefängnisse, eine starke Wache und den besonders abgeschlossenen, sehr zweckmäßig und dauerhaft erbauten, für den Sudahn kostbar ausgestatteten Harehm, welcher von einem fruchtbaren, gut gehaltenen Garten umgeben ist.

Die Amtswohnung des Statthalters der Provinz Charthum oder die Moderie liegt im Mittelpunkte der Stadt nahe am Markte, ist höchst baufällig und mangelhaft und enthält den Diwahn des Modihir, die Bureau der Verwaltung, die Schatzkammer des Sudahn (el Hesne), viele Gefängnisse für Verbrecher und ebenfalls eine starke Militärwache. Der Harehm des Bei befindet sich in dessen Privathause.

Durch die Bemühungen von rechtlichen europäischen Aerzten ist das Lazareth jetzt so eingerichtet worden, daß der Kranke nicht mehr zu Klagen nöthig hat. Die Krankensäle sind reinlich, hoch und lustig, die Pflege ist erträglich und die ärztliche Behandlung ziemlich gut, wenigstens werden jetzt keine Quacksalber und Pfuscher mehr gebuldet. Leider kann man die Kaserne dem Lazareth nicht zur Seite stellen. Sie ist unstreitig unter allen öffentlichen Gebäuden das erbärmlichste und besteht aus mehreren, von einer hohen Mauer umschlossenen, aber von einander getrennten Höfen, an deren Wänden sich kleine Höhlen befinden. Diese ähneln unseren Schweineställen in ihrem Aeußeren und Inneren und sind für die armen Soldaten und deren Familien bestimmt. Auch in Egypten sind die Kasernen schlecht, jedoch immer noch Paläste gegen die im Sudahn.

Wie in allen mahammedanischen Städten ist auch in Charthum der Markt der Centralpunkt des geselligen Lebens und deshalb mit Sorgfalt angelegt. Er enthält hier die Moschee und mehrere Basare. Erstere ist aus Ziegelsteinen erbaut worden und hat ein recht freundliches Aussehen, obgleich ihre Bauart einfach ist. Das Minaret ist aus Lehm zusammengelebt und ganz geschmacklos. In ihrer Nähe liegen zwei ziemlich bedeutende Kaufhallen, von denen die eine ebenfalls aus Backsteinen erbaut und zweckmäßig eingerichtet ist. Das Gebäude ist über hundert Ellen lang und mit zwei gewölbten, wohlverschließbaren Eingängen versehen. Von dem einen Eingange zum andern führt ein breiter Weg, an dessen beiden Seiten vier und zwanzig Kaufladen angelegt wurden. Es sind von einander abgeforderte, freie und etwas erhabene Plätze, auf denen die Kaufgegenstände ausgelegt werden. Nachts hebt man die Waaren in kleinen Magazinen auf, welche sich hinter den Läden befinden. Die Halle wird durch Oberlicht erleuchtet, Nachts verschlossen und von einem vereideten Wächter, der sein Lager in ihr ausschlägt, gehütet. In diesem Basare findet man die theuersten, mehr für die Türken und Europäer von Egypten eingeführten Waaren. Die zweite Halle steht ihm an solider Ausföhrung und bequemer Anlage der Kaufladen bedeutend nach, denn

diese haben dort nur acht Fuß Höhe, Breite und Tiefe, weshalb jedes Plätzchen mit Waaren überhäuft ist. Aber der arabische Kaufmann braucht, um in seiner Bude auf den untergeschlagenen Beinen sitzen zu können, nur wenig Platz und weiß aus den unordentlich im Laden durch einander liegenden Gegenständen geschickt das Gewünschte herauszukramen. Ueber den einzelnen Buden sieht man oft den Namen des Besitzers oder Sprüche aus dem Khorahn in mächtiger Frakturschrift (arabisch Süllüs genannt), mit bunt ausgemalten Lettern prangen. Andere verzieren ihre Buden mit Gemälden, welche von der Hand arabischer Künstler herrühren, gewöhnlich Löwen, Pferde und andere, zuweilen einer höchst überspannten Phantasie angehörige Thiere darstellen, kaum zu erkennen und unter aller Kritik ausgeführt sind.

Zwischen beiden Kaufhallen liegt der Brodmarkt der Stadt. Hier sitzen die aus Egypten eingewanderten Bäcker unter großen Sonnenschirmen und bieten ganz vortreffliches Waizenbrod feil, während die Sudahnestimmen kleine Durrastuchen und größere Durrastladen zum Bedarf ihrer Landsleute dort verkaufen. An den Brodmarkt reiht sich der Milch-, Frucht- und Gemüsemarkt, in dessen Mitte sich ein fatales Gerüst, der Galgen, erhebt. Es hat etwas Schauerliches, wenn sich hier die Menschen tausend herumtreiben, zumal wenn der Galgen behangen ist, was die Gärtner und Butterweiber keineswegs in ihren Geschäften stört.

Von hier aus kann man über den Getraidemarkt nach dem Tabaksmarkte gehen, welcher wiederum mit dem Fett- und Futtermarkte in Verbindung steht. Auf dem ersteren sieht man Waizen- und Durrasthaufen auf der bloßen Erde liegen; den Tabak kauft man in einer engen Straße, in welcher der Staub des stets trocknen Krautes die Luft erfüllt. Auf dem Fettmarkte findet man Rinder- und Schöpsentalg zur Anfertigung der Telka, von deren Gebrauch wir weiter unten sprechen werden, und auf dem Futtermarkte Heu, Stroh, Durrastängel und anderes Viehfutter.

Eine ganz besondere Annehmlichkeit Charthum's sind die Gärten am Ufer des blauen Flusses. Ihr lebhaftes Grün erfreut das

durch die öde Umgebung der Stadt niedergedrückte Gemüth und ihre Früchte sind bei der Fruchtlosigkeit der innerafrikanischen Holzarten oft ein erwünschtes Labsal. In diesen Gärten gedeihen noch Weintrauben, Limonen oder Zitronen von der Größe der Wallnüsse, Granatäpfel, Feigen, Kaktus- oder Stachelfeigen, Bananen und die ananasartigen Früchte eines Baumes, „Khischta“ genannt, von köstlich aromatischem Geschmack. Außerdem zieht man hier Gemüse, als: Mülüchîë, ein niederes, unserer Pfefferminze an Gestalt ähnliches, wie Spinat schmeckendes Kraut; Bāmîë, die schleimige Frucht eines auch in der Steppe wildbwachsenden und dort unter dem Namen Üëkä bekannten Strauchs; Bitingahn iswîd und Bitingahn ächmâr, schwarze und rothe Liebesäpfel; Khölätsch, ein breitblättriges Zwiebelgewächs, dessen Zwiebeln geröstet den Kartoffeln ähnlich schmecken; Ribjlä, Salat; Lübîë, Bohnen und Bässäl, Zwiebeln. Die Dattelpalme hat hier ihre südlichste Grenze erreicht und liefert, wenn sie auch zu schönen Stämmen erwächst, keine guten Früchte mehr. Einige Gärten sind so geräumig, daß man in ihnen Getraide baut. Bei gut unterhaltener Bewässerung hat man auf ein und denselben Stücke schon viermal im Jahre Weizen geerntet, so groß ist die Fruchtbarkeit und lebensbeschleunigende Wärme dieser Gegend.

Der Ackerbau spielt in der Nähe Charthum's, ebenso wie die Thierzucht eine sehr untergeordnete Rolle. Man schafft die nothwendigen Lebensmittel in so großer Menge herbei, daß die Preise derselben sehr niedrig sind und man in der That nicht benöthigt ist, bei Charthum große Sorgfalt auf ihre Erzeugung zu verwenden. Nur die Melonen werden hier in namhafter Menge gezogen und geben einen sehr reichlichen Ertrag. Während der trocknen Jahreszeit baut man sie auf den im blauen Flusse entstehenden Sandinseln, während der Regenzeit einzeln in den Gärten. Sie werden so billig, daß man für zwanzig Para oder einen Silbergroschen sehr schöne Wassermelonen (arabisch Bätîch) und für die Hälfte dieser Summe ebenso große Zuckermelonen (Khäüäh) kaufen kann. Obgleich sie den egyptischen Melonen an Güte nachstehen, sind sie doch immer noch recht genießbar. Mit den Melonen

pflanzt man auch Gurken von geringer Güte und unbedeutender Größe. Sonst sieht man in der Nähe Charthum's noch Gerste und Bohnen, Durrak und Dochen auf den Feldern, jedoch werden die letzteren Getreidearten in weit größerer Ausdehnung in der Steppe gebaut.

Die Bevölkerung der Stadt Charthum ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, wenn auch nicht so bunt gemischt, als in Kairo. Man kann die Gesamtzahl der Bewohner auf 30,000 Seelen anschlagen, wovon vielleicht 3000 auf das Negermilitär kommen dürften. Wir finden in Charthum Türken, Europäer, Griechen*), Juden, Ägypter, Nubier, Sudahnese, Abyssinier, Gallas und vier oder fünf verschiedene Negervölker, als z. B. Dahr-Fuhr-Neger, Schiluk, Dinkha, Neger aus Takhale und vom oberen Laufe des blauen Flusses u. s. w. Die Türken des Ost-Sudahn und Ägyptens sind von ihren Landsleuten wegen ihrer schlechten Sitten verachtet, stehen aber in moralischer Hinsicht noch hoch erhaben über den Europäern Charthum's, denn diese sind mit wenigen Ausnahmen der Abschaum ihrer Nationen. Griechen und Juden sind im Sudahn nicht besser oder schlechter, als anderswo und die Ägypter ihren heimischen Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Ueber die zuletzt genannten Völkerschaften werde ich mehr zu sagen haben.

Unter den Sudahnese haben wir alle jetzt in den Ländern des weißen und blauen Flusses einheimischen braunen Völkerschaften des innern Afrika zu verstehen. Schon seit mehreren Jahr-

*) Die Griechen werden in der Levante nicht zu den Europäern gezählt, es würde sich sogar jeder länger in Ägypten ansässige Europäer beleidigt fühlen, wollte man einen Griechen ihm gleichstellen. Es wird selbst ausdrücklich bemerkt, wenn man Jemanden nach der Nationalität eines noch unbekanntem Mannes fragt, wenn dieser ein Grieche ist, daß er ein Grieche und kein Europäer sei. In ganz Nord-Ost-Afrika stehen die Griechen in so schlechtem Rufe, daß sich daraus diese sonderbare Thatsache erklären läßt.

hundertern haben sich die Ureinwohner des Sudahn, die Fungi, mit den umwohnenden Völkern vermischt, weshalb man von einer reinen Rasse nicht mehr sprechen kann. Gegenwärtig zählt man auch die im Sudahn wohnenden Abyssinier und eingewanderten Nubier zu den Sudahneseu, kann aber das Volk in zwei Hauptklassen eintheilen: Städte- oder Dörferbewohner und Nomaden. Von den letzteren unterscheidet man die „Aulahd“ oder „Benī“ (zu deutsch: Söhne), el Hassanie, Beni-Djerahr, Kābābīesch, Bischahri, Bākhāhra und andere, welche in Gestalt, Sitten und Gebräuchen mehr oder weniger von einander abweichen, aber wegen ihrer Lebensart mit den Bewohnern fester Wohnsitze nicht verwechselt werden können. Alle Sudahneseu sind freigeborne Leute, welche nicht als Sklaven verkauft werden dürfen.

Die Sudahneseu sind durchgehends wohlgebaute Menschen von mittlerer oder hoher Statur, kräftig und im Stande, bedeutende Körperanstrengungen zu ertragen; die Männer sind mit Ausnahme der Hassanie gewöhnlich schöner als die Frauen, welche in manchen Städten, wie z. B. in Charthum, geradezu für häßlich gelten. Hierzu trägt hauptsächlich wohl ihre Sitte bei, sich die Lippen blau zu färben, was die Frauen der Nomaden nicht thun. Ihre Kleidung ist mit geringen Veränderungen fast überall dieselbe und sehr einfach. Bei den Männern besteht sie gewöhnlich nur aus kurzen, ursprünglich weißen, ziemlich weiten Unterbeinkleidern, „Līb bāhš“ genannt, welche von der Hüfte an bis zum Knie herabreichen, der „Fērdāh“, einem oft sechzehn Fuß langen und vier Fuß breiten, baumwollenen Umschlagtuche von grauer Farbe, mit hochrothen oder lebhaft blauen Endstreifen, in welches sie den Körper einhüllen, einfachen Sandalen und der „Takhīe“, einem dicht auf dem Kopfe liegenden, weißen Mützchen aus doppeltem, durch viele parallel laufende Nähte vereinigttem Baumwollenzeuge. An dem linken Oberarm tragen sie in der Nähe des Ellbogens ein kurzes Messer, „Sēkīh“, welches in einer festen Lederscheide steckt und durch eine aus Leder geflochtene Schnur befestigt wird, oft auch mehrere Lederrollen mit Amuletten, „Hēdjāhb“. Beides wird von ihnen nie abgelegt,

das Messer zum gewöhnlichen Gebrauche oder als Waffe benützt und das Amulet in hohen Ehren gehalten, obgleich es nur ein mit Khorahnsprüchen beschriebenes Papier ist, welches aber die Macht haben soll, verschiedenen Krankheiten vorzubeugen. Einige tragen an lang herabhängenden Riemen lederne Briestaschen, welche recht zierlich gearbeitet sind, fünf Abtheilungen enthalten und in den Beinkleidern verborgen werden. Hierin bewahren sie sich ihr wenigcs Geld und wichtige Schriften auf. Mehr zur Spielerei als zum wirklichen Gebrauche sieht man in ihren Händen mahammedanische Rosenkränze, deren Perlen sie, ohne Etwas dabei zu denken, durch die Finger gleiten lassen.

Von Zeit zu Zeit scheeren sie sich die Haare ab und bedienen sich hierzu ganz schlechter Barbiermesser, welche vorher auf der Sandale gewegt werden. Nur auf dem Scheitel läßt man die krausen, wolligen Locken mehrere Zoll lang wachsen. Dann und wann sieht man aber auch, wie eine Erscheinung aus alten vergangenen Zeiten, einen Nomaden aus der Gegend des Atbara oder dem Innern der Djeschire, welcher sich in seinem Haarpuz wesentlich von den übrigen Sudahnesen unterscheidet. Er trägt das Haar sechs Zoll lang und krempf es über der Stirn in die Höhe, salbt es reichlich mit Butter und steckt in dieses kraustige Gelock zwei neun Zoll lange, sorgfältig geglättete und schön verzierte Holznadeln, um damit unter den zahlreichen Ansassen seines Hauptes Ruhe herzustellen *). Bis zum Jahre 1850 sah man die Männer stets mit einer oder zwei acht Fuß langen Lanzen erscheinen. Diese Waffe verließ sie nie und war ebenso schnell zum Angriff als zur Vertheidigung zur Hand. Latief-Pascha verbot das Tragen derselben allen Männern des Sudahn mit Ausnahme der Nomaden und hat durch diese anerkanntswürthe Vorsichtsmaßregel häufigen Morden gesteuert. Doch hat durch den Wegfall

*) Die Araber und Sudahnesen sind sehr mit Läusen geplagt und können sie nie los werden. Bei den Sudahnesen sind die Läuse schwarz wie die Kopfhaut, auf welcher sie sich aufhalten. Die Wohnungen beherbergen dazu noch viele Wanzen, merkwürdiger Weise aber keine Flöhe. Sobald man die Tropen berritt, verschwinden diese unangenehmen, in Egypten äußerst häufigen Geschöpfe.

der Lanze das Bild der Sudahnesen viel von seinem eigenthümlichen, fremdartigen Charakter verloren.

Ebenso einfach als die Kleidung der Männer ist im Sudahn auch die Tracht der Frauen. Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung den *Nahhad*, jene aus mehreren Hundert feinen Lederstreifen bestehende Schürze, welche mit Quasten und, zur Bezeichnung der Jungfräulichkeit, mit Muscheln verziert wird. Am Tage ihrer Verheirathung vertauschen sie den zierlichen, sehr wohl kleidenden *Nahhad* mit einer Baumwollenschürze. Auch sie besitzen Amulette, befestigen diese aber nicht, wie die Männer, am Oberarm, sondern tragen sie an langen Schnüren unter ihrer Schürze auf dem bloßen Körper. Der Aberglaube lehrt sie dieselben als untrügliche Mittel gegen viele Krankheiten, vor Allem gegen Unfruchtbarkeit betrachten. Die *Ferdah* bekleidet auch bei ihnen als letzter Ueberwurf den Körper, wird aber auf andere Art getragen, als bei den Männern. Sogar der Stoff zu der von den Frauen benutzten *Ferdah* ist ein anderer, als zu jener. Er ähnelt mehr unserer Gaze und läßt die braune Hautfarbe der Schönen durchschimmern. Man umhüllt mit der *Ferdah* den Körper bis zu den mit Sandalen bekleideten Füßen herab und wickelt mit ihr auch den Kopf so ein, daß nur das nie verschleierte Gesicht von ihr frei bleibt. Die Nase wird mit großen und starken messingenen oder silbernen (früher goldenen) Ringen verziert und diese geben nebst den blau gefärbten Lippen dem Gesicht etwas so Widerliches, daß man es aus ästhetischen Rücksichten lieber verhüllt sehen möchte. Wie überall, suchen auch im Sudahn die Frauen einen gewissen Lurus zu entfalten. Dem zu Folge sind ihre Sandalen weit kostbarer gearbeitet, als die der Männer. Während sich diese mit einfachen, nur anderthalb Groschen unseres Geldes kostenden, Ledersohlen begnügen, benutzen jene aus mehreren Stücken zusammengeheftete und mit allerhand Schnörkeln verzierte Sandalen, welche bis zu dem Preise von dreißig Pfostern oder zwei Thalern preussisch verkauft werden. Das krause Haar wird auf ganz eigenthümliche Art von besonderen Künstlerinnen aufgепupzt. Zuerst werden über hundert dünne Zöpfchen geflochten und diese dann mit arabischem Gummi so gestärkt und ver-

einigt, daß sie in einzelnen Partteen und drei oder mehr Terrassen vom Haupte absteigen. Nachdem die schwierige Arbeit vollendet ist, beginnt die Salbung des künstlichen Haarbaues. Man nimmt hierzu eine Mischung aus Rinderfett und wohlriechenden Substanzen, z. B. Simbil (*Valeriana celtica*), Dogatsch (wohlriechende, harzreiche Braunkohlen) und anderen derartigen Stoffen. Diese Pomade wird so dick aufgetragen, daß sie erst nach und nach durch die Sonnenwärme flüssig gemacht und gehörig verbreitet wird. Dabei tropft das Fett auf Schultern und Nacken herab, wird hier aber sorgsam in die Haut eingerieben. Anfangs ist der Geruch der Pomade erträglich, wenn das Fett nach Verlauf einiger Tage ranzig wird, ist er ganz unseidlich. Ein solcher Kopypuz gilt im Sudahn für sehr schön und kostet viel Geld; er wird aber nur alle Monate einmal neu hergerichtet. Die Eitelkeit der Frauen hat auf wahrhaft heroische Mittel gesonnen, ihn so lange im Stande zu halten und möglichst gegen Zerstörung zu schützen. Wie in früherer Zeit die Europäerinnen eine Nacht im Lehnstuhle zuzubringen pflegten, um sich das für den folgenden Tag vorbereitete frisirte Haargelock nicht zu verderben, berauben sich auch die Sudahnesinnen des süßen Schlafs, um einen ähnlichen Zweck zu erreichen. Sie legen den Nacken beim Schlafen auf kleine, vier Zoll hohe, der Wölbung des Kopfes entsprechend ausgehöhlte Stühlchen von nur anderthalb bis zwei Zoll Breite und quälen sich, auf diesen entsetzlichen Pfählen die Nacht zu verbringen.

Beide Geschlechter pflegen sich ihren Körper wie die Kubier und Neger von Zeit zu Zeit mit Fett einzureiben, wozu sie die Telskä, eine der beschriebenen Haarpomade ganz ähnliche Salbe, gebrauchen. Sie schützen dadurch ihre Haut vor dem Brückig- und Trockenwerden und erhalten sie gelind und geschmeidig. Ich bin von europäischen Aerzten, welche sich längere Zeit im Sudahn aufgehalten haben, versichert worden, daß sich sehr bald Hautkrankheiten bei ihnen zeigen, wenn sie das Einreiben der Telskä unterlassen müssen. Die Neger erhalten durch diese Salbe eine glänzend schwarze Haut, wie wir sie bei ihnen in Europa nie finden; die Frauen der dunklen Völkerschaften erweichen durch sie ihre Oberhaut

in so hohem Grade, daß diese sehr zart und sammtartig erscheint und der Haut europäischer Schönen nicht nachsteht. Früher war es in vornehmen Häusern des Sudahn allgemeiner Gebrauch, einem geehrten Gaste durch eine schöne Sklavin vor dem Schlafengehen den Körper mit Telfa einreiben zu lassen. Leider geht es auch mit der Telfa gerade so wie mit der Haarpomade, sie wird ranzig und stinkt dann entsetzlich. Bekanntlich haben die dunklen Völker schon an und für sich einen widerlichen, unangenehmen Hautgeruch. Dieser erhält durch den Gestank des ranzigen Fetts einen die Geruchsnerven civilisirter Menschen wirklich peinigenden Begleiter und wird so stark, daß er in den von den Sudahneseu getragenen Kleidern Jahre lang haftet. So wird der Rahhad, um ihn geschmeidig zu machen, ebenfalls mit Fett eingerieben; ich brachte mehrere Exemplare davon mit nach Deutschland und diese stinken auch hier noch.

Obgleich die Sudahneseu durch den nach der Unterjochung ihres Heimathlandes gestiegenen Verkehr mit Egypten und anderen ihrer Nachbarstaaten, durch das ihnen fremdartige Regierungs- und Gesezwesen der türkischen Beherrscher und die sich damit verbindende Einführung fremder Gewohnheiten viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren haben, findet der aufmerksame Beobachter in ihren Sitten und Gebräuchen dennoch noch manches ihnen ganz Eigenthümliche: Ueberbleibsel aus der Regierungszeit der Jungkönige. Leider führt uns, wie schon bemerkt, keine Geschichte in jene für Ost-Sudahn glückliche Zeit zurück; wir müssen Das, was wir noch durch Hörensagen erfahren können, auf Treu' und Glauben hinnehmen. Nur einige Nomadenstämme haben sich die patriarchalischen Sitten ihrer Vorfahren bewahrt, aber der Reisende kommt so selten in eins ihrer Lager oder sieht nur so Wenige von ihnen, daß er über sie nichts Genaueres berichten kann.

Der Charakter der Sudahneseu unserer Tage ist der aller noch halbwildern, aber durch eine für ihre Umstände ganz vortrefflichen Religion schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Man

kann, wenn man die Licht- und Schattenseiten ihres Wesens mit einander vergleicht, nicht lange über sie in Zweifel bleiben. Sie sind im Grunde genommen kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armuth — oder, besser gesagt, bei ihrem Reichthume, denn sie wissen nicht, daß sie arm sind — gern bereit, einen Dürstigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie halten ein gegebenes Wort und bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand (Amähne) besser als ihr Eigenthum; sie lieben ihre Kinder und achten ihre Eltern; sie halten die Gastfreundschaft für eine heilige Pflicht und üben sie mit der strengsten Gewissenhaftigkeit aus. Aber — die Sudahnesen liegen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen sehr ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu und liebedürftig; sie sind, wie alle Südländer, heftige, leicht reizbare Menschen und durch Kultur und Besitzung noch wenig bearbeitete Kinder der Natur; ihr Zorn flammt wie Strohfeuer auf und läßt sie ohne Bedenken Exzesse begehen, welche sie wenige Augenblicke nachher bereuen. Früher war der Mord etwas ganz Gewöhnliches, jetzt hat die Regierung ihnen durch fürchtbare Strenge Zaum und Gebiß angelegt. Wollten wir sie nun nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für moralisch tief gesunken erklären. Und darin hätten wir Unrecht, denn sie thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun, und üben das Böse, weil es ihre Vorfahren ebenfalls übten. Ihre Begriffe von Gut und Böse sind ganz andere, als die unsrigen. Jedes Volk hat für sich andere Ansichten über Tugend und Laster; dem einen kann dasselbe als Tugend erscheinen, was das andre als Laster verdammt. Die Sudahnesen entschuldigen einen Betrug, Diebstahl oder Mord nicht nur, sondern sie halten ihn sogar für eine dem Manne ganz würdige That. Ich sah Mörder aufhängen, welche über ihr Verbrechen nie Reue empfunden hatten und mit wahrer Todesverachtung zum Galgen gingen. Von der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich und Mord und Todtschlag kam alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; sie thun es noch heut' zu Tage, wenn

sie glauben, daß es der Regierung nicht zur Kenntniß kommt. Ihre Märlük *) bekümmerten sich wenig oder nicht um die Privatleiden ihrer Unterthanen, deshalb wundern sich diese, daß die jetzige Regierung dagegen einschreitet und sich mit derartigen, nach ihrer Meinung sie gar Nichts angehenden Kleinigkeiten behelligt. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie den Mord von dem gerechtfertigten, wie sie wähnten, Todtschlag unterscheiden gelernt. So wenig ein Soldat Gewissensbisse fühlt, welcher seinen Feind erschlug, ebensowenig glaubte der ungebildete Natursohn ein Verbrechen begangen zu haben, wenn er einen Anderen, welcher ihn beleidigte oder große Reichthümer besaß, umbrachte. Im ersteren Falle hielt er den Tod seines Feindes für eine gerechte, wohlverdiente Strafe, im letzteren, wie der Beduine, für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entschuldigen zu können glaubte. Jemanden zu belügen oder zu betrügen scheint ihm keine Sünde, sondern vielmehr ein Sieg seiner geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Anderen zu sein. Die Türken sind bemüht, ihre verwerflichen Grundsätze nach und nach auszurotten, aber das geht sehr langsam. Ein eigentliches Gesetzbuch besitzen die Mahammedaner zur Zeit noch nicht: der Korahn ist ihr Ein und Alles. Er lehrt sie das Gute vom Bösen unterscheiden, bestimmt die Strafe eines Verbrechens und enthält die Gesetze, durch welche der Feldherr Mahammed seine Truppen und Anhänger zügelte. Leider ist dieses ganz vortreffliche Religionsbuch bis jetzt bei den Sudahnesen nur wenig verbreitet, sie besitzen erst eine einzige Moschee in ihrem großen Vaterlande (in Charthum) und nur die Hauptformeln ihrer Religion sind ihnen traditionell bekannt geworden. Sie sind Mahammedaner dem Namen nach, ohne die Gesetze des Islahm zu kennen oder zu verstehen. Wenn sie einigen Formeln genügen, glauben sie genug zu thun. Eine That ist gewiß nur dann erst Verbrechen, wenn Der, welcher sie begeht, weiß, daß sie Verbrechen ist. Wir dürfen aber keineswegs überzeugt sein, daß der Sudahnese jetzt schon zu dieser Erkenntniß

*) Plural von Märlük, König.

gelangt ist. Und deshalb glaubt der Mörder, wenn er zum Galgen geführt wird, nicht etwa eine verdiente Strafe zu erleiden, sondern beugt sich, wie er meint, mit einer seiner würdigen Resignation unter das Joch der Unterdrücker. Man halte das nicht für Störrigkeit, denn man wird gewiß nie von einem Sudahnese den Verbrecher verdammen hören. Einen Mord würde er ungefähr definiren: „Mord ist, daß, wenn Einer einen Andern todt schlägt, er aufgehängt wird.“ Die Sudahnese bestätigen uns fortwährend die Wahrheit, daß Moral nur mit der Bildung entstehen und fortschreiten kann; dieselbe Wahrheit, welche uns die Geschichte mit hundert Belegen beweist.

Der Sudahnese ist sinnlichen Genüssen ergeben, faul, arbeitsscheu, lieberlich und leichtsinnig. So einfach er in seiner Kleidung ist, so Wenig er für Essen ausgiebt, so Viel verwendet er an öffentliche Mädchen — meist freigelassene Sklavinnen oder Töchter derselben — und so Viel vertrinkt er in der Mērieſā. Ich will es versuchen, noch einmal seine Vertheidigung zu übernehmen, indem ich einen großen Theil seiner Sünden dem Einflusse des Klimas zuschiebe. Es ist gar nicht abzuleugnen, daß dieses einen ebenso wesentlichen Antheil an der Ausbildung des Geistes nimmt, als an der des Körpers. Selbst der aus einem anderen Himmelsstriche Eingewanderte vermag es nicht, sich den Einwirkungen des ihm neuen Klimas zu entziehen. Wer jemals in heißen Ländern gelebt hat, weiß, wie leicht dort auch der fleißige Europäer träge wird. Die Hitze der Tropen — welche ich in Charthum bei elektrischem Winde oder Samuhm im Schatten bis auf + 40° R. ansteigend beobachtet habe — wirkt lähmend auf den Körper ein, schwächt ihn durch eine fortwährende, starke Hautausdünstung und macht ihn zu ausdauernder Arbeit unfähig. Wenn nun der Geist des Eingewanderten nicht energisch und fähig ist, durch seine Herrschaft über den Körper jenen Einwirkungen das Gleichgewicht zu halten, artet die Trägheit in Faulheit aus und vernichtet diesen und jenen. Als eine ganz unvermeidliche Folge gesellt sich ihr die Ausschweifung in jeder Hinsicht bei; der Körper verweichlicht und wird leicht ein Opfer des Fiebers und anderer Krankheiten. Diese

Wahrheit bestätigt uns das Leben und Ende vieler in heißen Ländern lebender Europäer. Nirgends ist eine rege Geistes-thätigkeit mehr anzurathen als in den Tropen: sie ist es, welche das Leben erhält. Ohne sie wird der Mensch so träge und faul, daß er sich zuletzt, jeder Bewegung abhold, nur auf seine bequeme, kühle Wohnung beschränkt und dann um so sicherer seinem Untergange entgegengeht. Der Europäer kennt die Macht des heißen Klimas, er kennt die Folgen der Verweichlichung seines Körpers: und dennoch beugt er beiden selten vor; um wie viel weniger wird dies der Sudahnese thun! Er urtheilt über seine Ausschweifungen ganz anders als der Europäer und ahnt nicht, daß diese ihm sein Leben verkürzen können. Daß er faul ist, liegt in seinen Verhältnissen; wenn er wirklich arbeitet, geschieht es nur, um sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu sichern. Aber er braucht so Wenig und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Warum soll er sich also mit Arbeit quälen, warum Etwas thun, was ihm nicht einmal durch seine Religion geboten wird? Diese erlaubt es ihm, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen, denn sie sagt ihm: „Allah kerihm,“ Gott ist barmherzig und will es Euch leicht machen. Sie tröstet ihn, wenn Jemand an den Folgen seiner Ausschweifungen stirbt mit den Worten: „Maktüh aalëhbü mäm aänd räbbinä sübehänë wü taalë“ (Es ist ihm so vom höchsten und allmächtigen Gott bestimmt [geschrieben] gewesen). Und darum lebt er sorglos in den Tag hinein.

Bei Tage arbeitet der Eingeborne des Sudahn nur höchst Wenig; er liegt in seiner Behausung auf weichem Ankharehb und pflegt der Ruhe. Mit Sonnenuntergang geht das wahre Leben erst bei ihm an, aber nicht das der Arbeit, sondern das des Genusses. Der behaglich hingestreckte, fast unbekleidete Mann schöpft sich mit einer Kürbisschaale seinen Labetrunk aus einer großen, mit Meriesä gefüllten „Bürmä“. Sein „Keif“ *) erreicht den höchsten Grad, wenn ihm ein schönes Weib die Schaale kredenz; berauscht

*) Keif ist ein nicht zu übersetzendes Wort und bezeichnet jenes Wohl-

von Liebe und Meriesfa verbringt er die halbe Nacht mit seiner Burma und seiner Schönen. Was kümmert er sich dann um das Leuchten der Sterne in der klaren Tropennacht, was um Allah und seinen Propheten, was um Arbeit oder seinen Arbeitsherrn! Er lebt nur sich, dem Weibe und der Meriesfa. „Allah kerihm!“ Er vergiebt dem Sünder. Und klopft der Tod an seine Pforte, dann braucht der Reutige ja nur sein Glaubensbekenntniß: *Lā ilāhā ilā Allāh, Mahāmməd rāsūhl Allāh*, herzusagen, um sich die Pforten des Paradieses und die Arme ihn dort empfangender, brauner Huhri's zu öffnen. So viel Zeit, denkt er, wird wohl noch werden.

Wir finden diese Genusssucht und Leichtfertigkeit nicht allein bei den Männern, sondern auch bei den Frauen der Sudahneseu ganz allgemein verbreitet. Ihre eheliche Treue läßt sehr viel zu wünschen übrig. Die *Hassan'ie* stehen in dem Rufe, die schönsten, aber auch genussüchtigsten Frauen zu haben und pflegen vor ihrer Heirath einen ganz besonderen merkwürdigen Heirathskontrakt abzuschließen, welchen sie mit „*Diltein wū dilt*“ (zwei Drittel und ein Drittel) bezeichnen. Ihre Frauen verpflichten sich, je zwei Tage lang ihren Eheherrn in Allem gehorsam sein und sie mit ihrer ehelichen Liebe beglücken zu wollen, bedingen sich aber aus, den dritten Tag, ungefränkt der Rechte des Ehemanns, nach eigenem Willen und Gutdünken über ihre Reize verfügen zu dürfen. Sogar die andere Auslegung des *diltein wū dilt*, wo die Frauen zwei Tage für ihren „*Keif*“ beanspruchen, kommt häufig vor, und es findet so ein recht gemüthliches Zusammenleben beider Geschlechter statt, obgleich es von anderen Arabern und Rubiern genugsam bespöttelt wird. Dennoch sucht und findet mancher der Spötter, welchem die Natur außer seinen dunklen, versengenden Augen auch noch

behagen, welches der Mahammedaner durch den Genuß alles ihm nur erdenklichen Comforts zu erreichen bestrebt ist; es ist das „*dolce far niente*“ der Italiener in seiner höchsten Vollendung. Eine Pfeife sehr guten Tabaks, ein schönes Weib, Gold oder Besitzthum ohne Arbeit, weiche Divanrissen, gute Speisen und Getränke gehören dazu, um den Keif vollkommen zu machen. Auch die *Siesta* wird Keif genannt, ebenso der freie Wille eines Menschen.

anderweitige körperliche Vorzüge ertheilt hat, in den Armen der hellbronzefarbenen Schönen der Liebe Glück; er besucht die Zelthäuser der Haffanie und erringt mit wenigen Pfastern leicht „der Minne Sold“. Man sagt den Männern dieser mit ihren Reizen so freigebigen Frauen (deren idealisch schöner Körperbau wohl auch die Blicke eines Weissen auf sich ziehen kann) mit vollem Rechte nach, daß sie ihr Haus ohne Umstände verlassen, wenn sich ein Anderer demselben in der Absicht nähert, bei seiner Ehehälfte Zutritt zu erlangen. Ein Türke würde solch frevelndes Beginnen mit dem Tode des Verwegenen bestrafen; der Haffanie ebnet den Weg dazu.

Man kann noch bei anderen Gelegenheiten einen ähnlichen Communismus beobachten. Die Mahammedaner üben eine religiöse Ceremonie aus, welche sie „Sifr“ nennen*). Der Sifr wird auch in Egypten abgehalten und gilt für ein höchst gottseliges Werk. Hohe und Niedere nehmen daran Theil, vornehme Mahammedaner veranstalten die Feierlichkeit auf ihre eigenen Kosten. Bei keinem Religionsgebrauche zeigt sich der Fanatismus in einer so abschreckenden Gestalt, als bei dem Sifr. Um einen Geistlichen (Fakih) oder Mönch (Dervisch), der mit lauter Stimme Gebete und Khorahnstellen rezitirt, sammelt sich ein Kreis von Männern jedes Standes, welche unter fortwährenden Kopf- und Kniebeugungen den Namen Gottes oder die Formel: „Allah hü äkbär“ (Gott ist der Größte)! ohne Aufhören ausrufen. Ihre Bewegungen und Worte werden so leidenschaftlich, daß ihnen zuletzt der Schaum vor dem Munde steht und sie wie „berauscht“ oder selbst ohnmächtig zusammenbrechen. Der Anblick einer solchen Schaar wahnfinnig scheinender Männer hat etwas Abschreckendes und Schauderhaftes. Im Sudahn wird der Sifr ebenfalls begangen, nur mit dem Unterschiede, daß hier auch Frauen daran Theil nehmen dürfen und mit dem unschuldigen Nachspiele, daß sich nach Beendigung der Feierlichkeit jeder der Betenden eine von den frommen

*) Das Wort ist von der Wurzel sakara abgeleitet und bedeutet wörtlich einen Rausch.

Frauen auswählt, um sich in ihren Armen von den Beschwerden des heiligen Werkes zu erholen.

Aus dieser leichtsinnigen Behandlung einer religiösen Ceremonie kann man beurtheilen, wie der Sudahnese die Religion überhaupt betrachtet. Er zeigt sehr wenig Eifer bei Ausübung derselben, aber auch keinen Fanatismus. Wenn sie den, ihrer Ansicht nach, kezerischen Europäer kennen gelernt haben, bewundern sie ihn wegen seiner Kenntnisse, ohne daran zu denken, ihn seines Glaubens wegen zu verfolgen. Sie sind sehr abergläubisch, bauen auf die Draselsprüche von Wahrsagerinnen, wie auf die geachteter, im Rufe großer Frömmigkeit stehender Fuhhera*), fürchten sich vor Zaubern und deren gefährlichem Wirken, glauben an Gespenster, gute und böse Genien, den Teufel und seine höllischen Gesellen, an umherirrende und die Lebenden quälende Geister von Verstorbenen, halten die Verwandlungen von Menschen in verschiedene Thiere für möglich und dergleichen mehr.

Trotz ihrer Unsitten und moralischen Schwächen kann ich bei Betrachtung ihrer vielen guten Eigenschaften mehreren Reisenden, welche sie gar zu tief stellen, nicht beipflichten und glaube, meine Meinung rechtfertigen zu können. Ich habe zwei Jahre unter ihnen gelebt, aber nie Heimtücke von ihnen erfahren oder an ihnen bemerkt, während diese von vielen anderen Völkern, wie z. B. von den Negern, mit Recht gesüchtet werden muß. Ihre Laster lassen sich fast alle mit ihrem grenzenlosen Leichtsinn oder Zähzorn und ihrem Mangel an Bildung entschuldigen. Leider aber habe ich beobachtet, daß diejenige Bildung, welche sie sich auf Reisen aneignen und mit nach Hause bringen, ihre Sitten nicht verbessert. Je weitere Reisen sie machen, je mehr Kenntnisse sie erwerben, um so mehr Laster nehmen sie zu gleicher Zeit mit an. Es geht ihnen wie den jungen Egyptern und Türken, welche der Bizetkönig zu ihrer Ausbildung nach Europa sendet. Auch diese bringen gewöhnlich die Untugenden der Europäer mit in ihre Heimath, ohne sich ihre Vorzüge zu eigen gemacht zu haben.

*) Murat von Sabkic, wenigstens im vulgären Arabisch.

Obgleich die Sudahnesen Mahammedaner sind, weichen viele ihrer Gebräuche doch von denen anderer Völkern, welche dieselbe Religion bekennen, wesentlich ab. Dies muß uns wunderbar erscheinen, weil gerade bei den Mahammedanern die Religion überall in's Leben eingreift und die meisten Gebräuche ursprünglich durch sie entstanden sind. Die Sudahnesen üben nun zwar auch die mahammedanischen Religionsgebräuche aus, haben aber dabei noch viele andere mit aufgenommen, welche ihnen jetzt ebenso heilig erscheinen, wie die durch die Religion gebotenen. So ist die Beschneidung der Mädchen in der von ihnen gebräuchlichen Weise ihnen ganz eigenthümlich und nicht durch die Gesetze des mahammedanischen Glaubens vorgeschrieben *). Gewöhnlich erfolgt diese fürchterliche Operation, wenn das Mädchen fünf bis sieben Jahre alt geworden ist; sie wird von alten Weibern vorgenommen, welche mit stumpfen Rasirmessern die nöthigen Schnitte machen, dabei aber das Kind auf entsetzliche Weise quälen. Oft muß es vier Wochen lang mit zusammengebundenen Füßen auf dem Ankhareh liegen bleiben, ehe die Wunde vernarbt.

Wie bei der Beschneidung der Knaben üblich, gehen auch der Circumcision der Mädchen große Festlichkeiten voraus. Schon mehrere Tage vor dem vorzunehmenden Akte singt, lärmt, tanzt und trinkt man bis tief in die Nacht hinein. Das „Mädchen des Festes“ wird so viel als möglich mit zur Theilnahme gezogen. Während

*) Mahammedanorum leges puellarum clitoris modo circumcisionem imperant; at Sudahni incolae non solum ea, sed etiam labiis minoribus (Nymphis) abscissis labia pudendi majora inde a Veneris monte usque ad vaginam sanando ita copulant, ut fistula sola ad urinam fundendam pateat. Ante nuptias sponsus penis sui modulum ligno sculptum mittit, secundum quem in sponsae pudendis foramen fiat. Ante gravidarum partum pudendorum foramen dilatatur ad infantem pariendum. Sunt mariti, qui post uxoris partum operationem novam instituunt, ut illa quasi in virginitatis statum redeat.

In Dahr-Fuhri regno in puellis circumcidendis „Satura cruenta“ quoque adhibetur, hoc est labiis pudenti minoribus incisionibus factis vulneratis labia majora acu et filo conjunguntur.

Hujus circumcisionis finis is esse videtur, ut sponsas virginem puram in matrimonium ducere persuasissimum habeat.

der Operation verdoppelt sich der Lärmen, das wüste Gelag wird ausschweifend, die Tarabuka ertönt unter mächtigen Schlägen, ein die Ohren der Zuhörer — wenigstens der Türken und Europäer — zerreißendes Geheul durchzittert die Luft *). Wahrscheinlich will man den Schmerz des beschnitten werdenden Kindes mit all' dem Lärm betäuben, denn nach vollendeter Operation schweigt der Hausen der tumultirenden Gäste und die „Fanthasie“ hat ein Ende. Wie hoch diese Beschneidung in der Achtung der Sudahnesen da steht, mag daraus hervorgehen, daß mit einer meiner Bedienten, welcher ein Mädchen erzogen hatte, mit stolzem Selbstbewußtsein sagte: „Ich habe dieses Mädchen nicht nur groß gezogen, sondern auch beschnitten und verheirathet. Das gute Werk der Beschneidung hob er wohl auch um deshalb noch besonders hervor, weil das damit verbundene Fest nie ohne ziemlich bedeutende Geldkosten abgeht.

Bei der Verheirathung eines Sudahnesen werden nur selten besondere Festlichkeiten veranstaltet. Wenn der Knabe sein funfzehntes Jahr erreicht hat, ist er gewöhnlich erwachsen; das Mädchen wird schon mit dem dreizehnten Jahre mannbar. Glücklicherweise befolgt man im Sudahn nicht die Unsitte der Egypter, die Mädchen schon im zarten Kindesalter zu verhehelichen, sondern läßt die Natur erst ihr Werk vollenden, ehe man an dessen Zerstörung denkt. Auch der Sudahnese ist gehalten, seinem Schwiegervater

*) Dieses Geheul ist weder zu beschreiben noch nachzuahmen. Einige Reisende versuchten es durch „ulululul“ wiederzugeben; ich bezweifle, daß es überhaupt durch Buchstaben versinnlicht werden kann. Die Frauen bringen es durch ein, bei zitternder Zunge, oder sich im Munde schnell bewegenden Zeigefinger ausgestoßenes Kreischen hervor und drücken damit jede heftige Gemüthsbewegung: Freude und Schmerz, Trauer, Furcht und Schrecken, Wonne und Entsetzen aus; auch ist es das Kriegsgeschrei. Goly sagt davon in seinem „Kleinstädter in Egypten“: „Die Weiber brachten mit Zungenschlag und Kehlkünsten ein frappant absonderliches „blubbernd“ tremulirendes durchdringendes und unartikulirtes Ton-Unwesen, etwa wie wilder Waldvogelgesang in Urwäldern (vor der Sündfluth und Einführung eines geläuterten Naturgeschmacks) hervor.“ Der Kürze wegen will auch ich es wie Kuppell und Andere durch ulululul ausdrücken.

eine gewisse Summe (Māhr) zu zahlen. Der Māhr *) ist aber viel geringer als in Egypten und wird gewöhnlich in einzelnen Raten abgetragen, wozu der Māarīhs oder Bräutigam oft mehrere Jahre braucht. Die Vereinigung der Brautleute besorgt ein Fakhi in aller Schnelligkeit und aus dem Stegreife, unter Hersagung mehrerer auf die Ehe bezüglichen Khorahnstellen. Nach der Verheirathung erbaut sich das Pärchen, wenn es in der Stadt zu wohnen gedenkt, eine Tankha, und wenn es auf dem Dorfe leben will, einen Tokhul. Die eine oder der andere kosten bei den geringen Bedürfnissen dieser anspruchslosen Menschen kaum mehr als zehn bis funfzehn Thaler unseres Geldes. Nun ergreifen die jungen Leute irgend ein Gewerbe und arbeiten, wie ihre Eltern, nur gerade so viel, als zur Erlangung ihrer Nahrungsmittel und der von der Regierung verlangten Steuern unumgänglich nothwendig ist.

So gering auch der Māhr im Sudahn ist, so kommt es doch oft genug vor, daß ein Vater seine Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter in der Absicht verweigert, um eine größere Summe für sie zu erhalten. Man betrachtet in allen mahammedanischen Ländern die Verheirathung wie einen Handel; es darf uns deshalb auch nicht befremden, wenn man daraus einen möglichst bedeutenden Gewinn zu ziehen sucht. Aber weil durch die Verhinderung mancher Ehen leicht eine Verminderung der Bevölkerung herbeigeführt werden könnte, hat die Regierung im Sudahn ein eignes Institut in's Leben gerufen. Dort sind der Liebe überhaupt nicht gar so sehr Thüren und Thore versperrt, wie in der Türkei und anderen dem Islahm ergebenen, aber mehr civilisirten Ländern; die Mädchen gehen unverschleiert und können mit ihrem oft sehr angenehmen Gesicht wohl die Herzen der Jünglinge entzünden. Um nun Letzteren in ihren Wünschen behülflich zu sein

*) Man könnte dieses Wort mit Brautschag übersetzen, nur im umgekehrten Sinne, weil der Bräutigam, anstatt zu empfangen, zu geben hat. Dafür muß der Vater des Mädchens die Hochzeitsfeier ausrichten und seine Tochter, wenn sie, von ihrem Manne geschieden, zu ihm zurückkehrt, fernerhin beköstigen und unterhalten.

und ihre Verbindung mit hübschen, jungen Mädchen zu ermöglichen, ehe diese, während der langsamen Abzahlung des hohen Mahhr alt und häßlich und zur Erzeugung tüchtiger Kinder unfähig werden, bestellte die Regierung den Mahsir el Enke mit dem Amte eines Ehefisters. Der Mahsir el Enke ist eine hochwichtige Person im Sudahn geworden, steht aber, wie schon sein Name anzudeuten scheint, nicht gerade in hoher Achtung bei den Türken, obgleich diese seinen Namen und sein Amt erdachten. Er ist ein Geistlicher und reist im ganzen Sudahn herum, von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt, erkundigt sich nach heirathsfähigen und heirathslustigen Mädchen, fragt sie, ob sie schon einen Geliebten haben oder nicht, schafft, wenn seine Frage mit Ja beantwortet wurde, den bezeichneten jungen Mann mit Güte oder Gewalt herbei und traut ihm das Mädchen an. Den Mahhr bestimmt er selbst nach seinem Gutdünken. Damit er in der Ausübung seines Amtes nicht gestört wird, hat ihm die Regierung einen Khawahs oder Frohn beigegeben. Dieser bringt widerspenstige Väter zur Vernunft zurück, treibt die mäßigen Stolgebühren des Mahsir ein und dient überhaupt als dessen weltlicher Gehülfe.

Der Sudahnese ehelicht selten mehr als eine Frau zu gleicher Zeit, liebt aber Veränderung seiner häuslichen Verhältnisse und scheidet sich deshalb oft ohne eigentlichen Grund von seiner Ehehälfte, was ihm nach mahammedanischen Gesetzen vollkommen freisteht. Wenn er Sklavinnen besitzt, erhebt er diese gewöhnlich zu seinen Konkubinen und achtet die mit ihnen erzeugten Kinder denen seiner gesegmässigen Frauen gleich. Zuweilen entfliehen von ihm gemißhandelte Frauen zu ihren Angehörigen. Dann sattelt der Eheherr sofort seinen Esel und reitet der Entflohenen nach. Wenn er sie findet, bringt er sie gewaltsam in seine Hütte zurück und züchtigt sie, verwickelt sich dadurch aber oft in sehr ernsthaftige Streitigkeiten mit ihren Verwandten. Hat sich die Frau aber ohne gegründete Ursache entfernt, dann erhält sie von ihrer Freundschaft ernstliche Verweise oder sogar Schläge und wird von ihnen ohne Zuthun des Mannes zurückgebracht.

Wenn ein Sudahnese so krank wird, daß man sein Ende be-

fürchtet, versammeln sich seine Nachbarn und Freunde um sein Lager, um ihm die Freuden des Paradieses auszumalen und ihm sein Glaubensbekenntniß abzunehmen. Die Gesunden rufen mehrere Male: „La il laha il Allah!“ worauf der Kranke oder Sterbende antworten muß: „Wu Mahammed rassuhl Allah.“ Thut er dies, dann sind Alle, welche seinen letzten Seufzer hören, überzeugt, daß er als guter Muselmannt stirbt. Sobald man dem Verschheidenden die Augen zugebrückt hat, theilen seine weiblichen Verwandten ihrer ganzen Nachbarschaft den betrübenden Todesfall durch gellendes Ululul-Geheul mit. Die Gattin des Todten geberdet sich wie wahnsinnig. Sie läuft durch alle Straßen in der Nähe ihres Hauses, nimmt die zusammengerollte Ferdah, macht mit ihr die sonderbarsten Bewegungen über ihrem Haupte und bestreut dieses, unter den Geberden der tiefsten Trauer, mit Asche und Staub. Beim Tode einer Frau macht man weniger Umstände: die Freundinnen oder weiblichen Verwandten derselben heulen zwar ebenfalls, drücken aber doch nicht eine so große Trauer aus wie beim Tode eines Mannes. Wahrscheinlich kommt dies mit daher, weil die Mahammedaner noch gar nicht recht im Klaren darüber sind, was aus den Frauen nach dem Tode eigentlich werden soll.

Auf den Klageruf erscheinen die Nachbarn des Verstorbenen am Trauerhause und beginnen die Todtenklage, heulen und schreien kläglich, trinken aber dabei Meriesa, so viel sie vertragen können. Mittlerweile wird der Todte gewaschen und in den „Këffn“ gehüllt. Dieser ist ein langes Stück reines Baumwollenzeug, welches selbst der Aermste für seinen todten Verwandten erkaufte oder erbettelt, wobei er der Milbthätigkeit aller seiner Glaubensgenossen versichert ist. Wenn der Kranke am Morgen starb, wird er noch denselben Tag beerdigt, starb er gegen Abend oder in der Nacht, am nächsten Morgen. Die Todtenklage dauert bis zu dem Augenblicke fort, wo die Leiche in's Grab gesenkt wird; man hört sie daher oft die ganze Nacht hindurch. Zuweilen begleiten einzelne Trommelschläge die Klage und geben dem für uns höchst widerwärtigen Ganzen etwas Feierlicheres. Jeder nun Hinzukommende sucht den Leidtragenden noch besonders zu trösten, er umhast diesen

und heult mit ihm. Dabei klopfst Einer den Andern beruhigend auf die Schultern und Jeder weint an des Andern Halse. Auch wenn ein Todter schon längst beerdigt ist, ist Jeder, welcher noch nicht mit den Verwandten geklagt hat, durch die Sitte verbunden, von Neuem einen Klaggesang zu erheben. Dann wird dieser freilich oft genug durch ganz heterogene Redensarten unterbrechen. „Tröste Dich Gott mein Bruder!“ „Hasä mäktühl min aänd räb-binä“ (das ist Gottes Schickung), „seine Tage sind beendet, Gott hat ihn begnadigt (Allah archamtä), weine nicht!“ „Aber sage mir, mein Bruder, willst Du mir wirklich das junge Kamel nicht verkaufen? Ich bot Dir schon dreihundert Piafter dafür!“ „„Nein, mein Bruder, das ist zu wenig. Ach, mein Bruder, mein begnadigter und erlöster Vater!““ Und nun beginnen Beide wieder zu heulen und der Erste spricht wieder: „Tröste Dich Gott, mein Bruder, weine nicht mehr! Mäfiäsch fa'ida min schähn el müht äbädenn (für den Tod giebt es keinen Ausweg), häli rähsäk taib“ (erhebe Dein Haupt) u. s. w. Das sind dergleichen Redensarten, welche man bei jedem Todesfalle hören kann. Dabei ahmen sie alle Geberden des tiefsten Schmerzes nach, schluchzen und heulen, klagen und wischen sich mit der Hand die Augen, obgleich nicht eine Thräne fließt. Es hat für uns Europäer etwas wahrhaft Empörendes, die Todtenklage mit anzuhören; wir können uns des unangenehmen Eindrucks, welchen diese durch die Sitte gebotene Heuchelei auf uns macht, gar nicht entwehren.

Das Begräbniß einer Leiche erfolgt ganz nach mahammedanischen Regeln und Befehlen. Man macht im Sande der Steppe in einiger Entfernung von dem Wohnplatze eine nur drei bis vier Fuß tiefe Grube, gewöhnlich an hochgelegenen Stellen. Die in den Keßn eingewickelte Leiche wird auf einem Ankhareh in zahlreicher Begleitung von singenden Männern und brüllenden oder heulenden Weibern nach dem Friedhofe gebracht und dort so in das Grab gelegt, daß ihre Füße in die Richtung nach Mecca zu liegen kommen, wohin das Gesicht des Todten schauen soll. Einen Sarg kennt man nicht. Der Leichnam ruht auf dem Boden des Grabes, wird aber mit trocknen Luftsteinen, welche von der Bez-

gleitung mitgebracht werden, dachartig überdeckt. Dann wird das Grab zugeworfen, die Erde darauf geebnet und mit einer Reihe weißer Kieselsteine belegt.

Nach dem Tode giebt es bei den Sudanesen keinen Standesunterschied mehr. Der am Galgen Gestorbene wird ebenso beerdigt, als der wohlhabende Kaufmann oder Scheck. Keine Regierung befolgt die in Europa vormalig gebräuchlich gewesene Unsitte, den Leichnam eines Hingerichteten unbeerdigt verfaulen zu lassen. Sie tödtet den Verbrecher, gönnt ihm aber ein ehrlich Begräbniß. Ein Gehängter wird schon nach wenig Stunden von seinen Verwandten vom Galgen genommen, wie jeder andere Tode gewaschen in das Lailach gehüllt und unter den Gebeten eines Fakhe der Erde übergeben. Mit dem Tode eines Hingerichteten endigt seine Entehrung.

Gehen wir mehr in das tägliche Leben der Sudanesen ein, so finden wir auch hier manche merkwürdige Gebräuche. Ich gebe zuerst ihrer Art und Weise, Bekannte zu begrüßen. Sie machen beim Gruß noch weit mehr Umstände und Complimente als die Egypter. Zuerst geben sie sich die Hände und drücken sie an den Mund, d. h. Jeder küßt die innere Fläche seiner eignen Hand und giebt sie dann dem Anderen wieder. Die Redensarten „Sälämäh, taibihñ, sälämäh, seiäk, keif hahläk?“ (Sei gegrüßt, bist Du wohl? Sei gegrüßt, wie ist Dein Befinden, wie geht es Dir?) und ähnliche Worte werden unzählige Male wiederholt, ebenso das Küssen und Drücken der Hände. Dann erst beginnen die Fragen nach dem Haushalte. „Was macht Deine schöne Kamelstute (Näkh) Bächiedä*)? Hat sie ein Junges geworfen oder nicht? Haben sich Deine Heerden vermehrt? Hast Du Deine Steuern und Abgaben entrichtet? Der Herr sei uns gnädig, wir müssen doch gar zu Viel zahlen! Sind Deine Kinder wohl? Wie geht es Deiner Frau? Salamaht, taibihñ, salamaht, seiäk, keif hahläk?“ Hierauf geleitet der Gastfreund seinen Gast in die Hütte; man

*) Ein Name, welcher oft Thieren und — Slavinnen gegeben wird und die Glückliche bedeutet.

bringt eine Burma Meriesä herbei und führt die weitere Unterhaltung bei der kreisenden, schön verzierten, mit glühenden Eisen gebrannten und noch besonders decorirten Kürbischale. Die Nomaden setzen sich nicht auf Anakharib, sondern kauern sich auf ihre eignen Fersen. Sie sind von Kindheit an an dieses sonderbare Eisen gewöhnt und ruhen so wirklich aus; freilich muß ich bemerken, daß ihre Beine eine ganz andere Beschaffenheit dadurch erhalten haben, als die eines anderen Menschenkindes. Die Wade fehlt beinahe und der Oberschenkel liegt so genau auf ihr auf, daß nicht der geringste Raum zwischen Beiden bemerkt werden kann.

Will ein Sudahnese seinen Gast besonders ehren, dann schlachtet er ein Schaf oder, wenn er arm ist, wenigstens eine Ziege und bereitet deren Fleisch als besonderen Leckerbissen zu. Gewöhnlich ist er nur seine stehenden Gerichte „Assiedä“ und „Lükhmä“. Aber er ist so gastfrei, daß er den Tag, an welchem ein Fremder oder Bekannter in seiner Hütte einkehrt, als einen Festtag betrachtet und dann Alles, was in seiner Macht steht, gern thut, um seinen Gast zu erfreuen. Wenn es ihm möglich ist, veranstaltet er wohl auch einen Tanz vor seiner Hütte und versammelt dazu seine Nachbarschaft. Der Tanz ist ein Lieblingsvergnügen aller Sudahnesen und wenn auch nicht in dem Grade ausgebildet als in Egypten oder Kardofahn, dennoch nicht ohne künstlerischen Werth, leider freilich nur in den Augen der Sudahnesen.

Selbst Fremde werden von dem Sudahnesen freundlich und gastlich aufgenommen. Er theilt sogar dem bettelnd und stehend von Ort zu Ort nach Mecca wandernden Takhruri-Pilger gern eine Gabe mit und ist zuvorkommend gegen Weiße und Braune. Seiner Meinung nach reicht die Gastfreundschaft selbst bis über das Grab hinaus. Man erzählte mir, daß Derjenige, welcher auf einem Friedhofe eine Nacht zubringen wolle, nur ruhen könne, wenn er sich entschieden auf ein Grab und nicht zwischen zwei Gräber lege. Denn thäte er das Letztere, dann zögen ihn die Todten, zwischen deren Behausungen er sein Lager aufgeschlagen habe, wechselseitig zu sich heran, in der Absicht, sich die Rechte

des Gastfreundes zu sichern. Der Schlafende würde dann hin und her gestoßen und dabei von unruhigen Träumen gequält*).

Die Nahrung des Sudahnesen ist an und für sich sehr einfach; ihre Bereitung erfordert aber so viele Arbeit, daß sie die angestrengteste Thätigkeit der Frauen, denen sie ausschließlich überlassen bleibt, den ganzen Tag über in Anspruch nimmt. Der Grund liegt in der schwierigen Zubereitung des Brodes: Kısra**). Dieses war zwei Stunden vor der Mahlzeit noch Getraide. Man kennt im Sudahn die einfachen Handmühlen der Egypten nicht, sondern bedient sich zum Zerkleinern der Hülsenfrüchte und des Getraides der Murhäkä und „ihres Sohnes“, um mit dem Sudahnesen zu reden. Die Murhaka***) ist eine etwas schief geneigte Granitplatte, auf welcher die vorher angefeuchteten Durrah- oder Dochenkörner mit der Hand und durch den „Sohn der Murhaka“ (Ibn el murhaka) zerrieben werden. Bei diesem ungemein anstrengenden Geschäft kniet die Frau vor der etwas erhöhten Granitplatte nieder, faßt mit beiden Händen den ovalen Reibstein und zerkleinert durch kräftiges Auf- und Niederschieben desselben die aufgeschüttete Frucht. Zur Erweichung der Körner gießt sie von Zeit zu Zeit etwas Wasser hinzu und sammelt den groben Brei in einer am unteren Ende der Platte angebrachten, mit Lehm ausgeglätteten Vertiefung. Der Brei, in welchem sich natürlich auch die Kleie mit befindet, ist erst nach zwei- oder dreimaliger Bearbeitung zum Backen der Kısra tauglich. Unter dem Klima der Tropen ist dieses Zerreiben so angreifend, daß der Arbeiterin, welche sich bis auf einen Schurz um die Lenden entkleidet hat, der Schweiß in großen Tropfen auf der Haut herunterperlt. Dennoch

*) Derselbe Aberglaube ist auch in der Türkei und in Egypten verbreitet.

***) Abgeleitet von „këssr“, zerbrechen. Kısra heißt wörtlich ein Bruchstück, bedeutet im Sudahn aber Brod. In Egypten heißt das Brod Lühme, d. i. Mundbissen, oder Aëisch, was man mit „Speise“ übersetzen kann; unter Aëisch verstehen die Sudahnesen Getraide; die Egyp- ter nennen letzteres Rhällë; die Lühme der Sudahnesen ist ein steifer Mehlbrei. So wechseln in verschiedenen Ländern die Begriffe der arabischen Sprache.

****) Abgeleitet von „rähäk“, Etwas zwischen zwei Steinen zerbrechen.

singt sie dabei ein, oft improvisirtes, einfaches Liedchen, mit nicht mistönender Weise.

Bei jungen Mädchen zeigt sich beim Zerkleinern des Getraides ihr vollendet schöner Körperbau in seiner ganzen Zierlichkeit. Durch keine Schnürbrust eingeengt und verunstaltet, entfaltet bei diesen Kindern eines erzeugungsfräftigen Klimas der Busen schon im dreizehnten Lebensjahre des Mädchens seine üppigste Blüthe; leider welkt diese bei so beschwerlicher Arbeit schnell dahin. Der Sudahnese weiß recht wohl, daß gerade die heftige Bewegung des Oberkörpers die Reize seiner Tochter oder Gattin bald zerstört und miedhet sich deswegen eine Dienerin oder kauft sich eine Sklavin. Beide nennt man *Chähdimö* *). Gewöhnlich ist die Sklavin oder Dienerin alt und häßlich und kontrastirt um so greller und unangenehmer mit den jugendlichen Schönheiten. Bei ihnen gab uns die fehlende Kleidung Gelegenheit, idealische Körperschönheit der Jugend zu bewundern, bei jenen verhüllt sie uns leider die Gebrechen des Alters nicht. Ein altes Weib an der *Murhaka* ist eben so grauerregend, als ein junges Mädchen in derselben Stellung schön. Jene Organe, welche nur das Klima des Südens tadellos hervorruft, sind bei der *Chahdime* verwelkt und so schlaff geworden, daß sie während der strengen Arbeit und lebhaften Bewegung des Oberkörpers mit einer Schnur angebunden werden müssen.

Nicht immer wird der auf der *Murhaka* hinlänglich zerriebene Teig sogleich gebacken. Man läßt ihn im Gegentheil gewöhnlich erst einige Tage stehen und in saure Gährung übergehen. Backöfen kennt man nicht. Der Mehlteig wird auf einer Thonplatte, *Tōhkä*, höchst oberflächlich geröstet. Auch die Anfertigung dieser Platte ist Sache der Frauen. Die *Tohka* hat ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, ist in der Mitte flach eingebogen und hier einen Zoll stark. Vor dem Brodbacken wird sie auf einem in einer Ecke der *Tankha* oder *Rekuba* angebrachten Herde über einem gelinden

*) *Chahdime* ist abgeleitet von *chädäm*, dienen. Man versteht unter *Chahdime* auch eine Sklavin, weil man das Femininum von *Sklave* (*Aab*) in der arabischen Sprache nicht kennt oder wenigstens nicht anwendet.

Feuer genugsam erwärmt und mit etwas Fett eingerieben und geglättet. Hierauf wird der Teig mit einer Kürbisschale aufgetragen und gleichmäßig verbreitet, auf der einen Seite schwach geröstet und dann umgewendet, um auch hier ein Wenig gebacken zu werden. Der dünne Fladen bleibt in der Mitte immer schlüffig, klebrig, hängt sich beim Kauen zwischen die Zähne, hat einen unangenehmen Geschmack und Geruch und verleidet oft schon durch seinen Anblick Appetit und Gslust. Eine Art von Durrah hat rothbraune Körner und giebt durch deren Schalen dem Fladen dieselbe Farbe, was nicht dazu beiträgt, ihn angenehmer zu machen. Dem Europäer wird es erst nach langer Selbstüberwindung möglich, dieses zuweilen eckelerregende Gebäck zu genießen.

Der Sudahnese legt seine Durrahfladen gern auf buntfarbige, aus Palmenblattstreifen und Palmenfasern, Weizenstroh und grünem Leder mit vieler Kunst geflochtene, muldenförmige Teller, Khabdäh, und überdeckt diese mit einem niederen, konischen Aufsatze, Täbäh, von derselben Beschaffenheit und Schönheit. Beide haben wirklichen Kunstwerth und können als Luxusartikel betrachtet werden, weil man sie bis zu dem Preise von vier preussischen Thalern oder sechzig Piastern zu kaufen bekommt. Hauptsächlich in Kor-dofahn und Wöled-Mëdrnë sind die Frauen sehr geschickt in Flechtereien; sie beschäftigen sich aber auch Monate lang mit einer einzigen derartigen Arbeit. Damit erklärt sich der für Sudahn enorm hohe Preis derselben; denn wenn man die unsägliche Mühe der Arbeit bedenkt, erscheint die Summe von sechzig Piastern verhältnismäßig sehr gering.

Zur Bereitung der Affieda wird die Kistra in eine Mulde aus Mimosen- oder anderem Holze gebrocht und mit einer Brühe übergossen. Diese besteht aus einem Absud dickschleimiger Uëka, in dem man getrocknetes und zerriebenes Fleisch und sehr viel spanischen oder rothen Pfeffer (Fikil ächmär) gekocht hat.

Ein anderes Gericht heißt Lükhmë und ist der steif gekochte Brei der auf der Murhafa zerriebenen Durrah- oder Dohenkörner. Er wird mit derselben Brühe wie die Kistra zur Bereitung der Affieda, oder mit Zwiebelbrühe und saurer Milch über-

gossen. Um den Rand der Khaddah, aus welcher man ißt, liegen stark geröstete Durrahfladen herum, welche die Stelle der Löffel vertreten.

Nur selten bereitet man Fleischspeisen. Tauben und Hühner werden in einer mit entseßlichen Quantitäten spanischen Pfeffers versetzten Butterbrühe gekocht oder gebraten. Die Europäer glauben ersticken oder inwendig verbrennen zu müssen, wenn sie von dem auf sudahnestische Weise zubereiteten Geflügel essen sollen; ich selbst habe es nie dahin bringen können, auch nur einen Bissen davon zu genießen. Quantitativ dürfte wenigstens ein Dritteltheil der Brühe aus spanischem Pfeffer bestehen.

Bei gewissen Feierlichkeiten essen die Sudahnesen einfach in Wasser gekochtes Schafffleisch, ohne irgend eine pikante Würze. Der Scheich eines großen Dorfes speiste mich einmal mit Schafffleisch, welches in Honig gesotten war und trotz dieser frappanten Bereitungsweise nicht übel schmeckte.

Das Rindfleisch wird im Sudahn von den Eingebornen nur zur Kräftigung von Brühen benutzt. Man schneidet es in der Richtung der Muskelfasern in lange, dünne Streifen, trocknet diese in der Sonne und bewahrt sie auf. Vor dem Gebrauche werden einige dieser Streifen zerstoßen oder zerrieben und der schleimigen Brühe beigemischt. Auf diese Weise führt man auch Fleisch auf Reisen mit sich. Man zieht das Rindfleisch dem Kamelfleische vor, stellt es aber dem Schaffleische nach und wohl nicht mit Unrecht. Ersteres ist auffallend schlecht und trocken, wenig saftig und kräftig; aber immer noch köstlich im Vergleich zu dem Kamelfleische. Wenn dieses von alten Thieren genommen wurde, ist es so zähe und hart, daß es selbst durch langes Kochen nicht erweicht werden kann.

Alles Fleisch, welches der Sudahnese (als Mahammedaner) genießt, muß „tähir“, rein*), sein, d. h. das Thier, von dem es stammt,

*) Tahir heißt nur rein von dem Gesez; es ist das „kautscher“ der Juden. Der Mann, welcher sich zum Gebet gewaschen hat, ist tahir, selbst wenn er in Lumpen ginge; wir Europäer sind zwar nätiel (rein in gewöhnlicher Bedeutung), aber als Christen vom Hause aus nedjts, d. h. unrein, und wären wir eben aus dem Bade gestiegen.

muß so geschlachtet werden, daß beim Tode Blut aus den Halsschlagadern fließt. Ein mit der Kugel durch's Herz geschossenes Thier ist nicht „ta hir,“ wenn Derjenige, welcher es erlegte, vor seinem Schusse nicht die gewöhnliche Gebetformel beim Schlachten eines Thieres ausgerufen oder dem Thiere sofort nach demselben die erwähnten Pulsadern durchgeschnitten hat. Beim Schlachten eines Thieres faßt der Metzger sein Opfer am Kopfe und ruft dreimal: „Bé ism illáhi el ráchmáhn el ráchím, Alláh hú ákbár!“ *) und schneidet hierauf mit einem raschen Schnitte die Halsschlagadern durch. Nach erfolgtem Tode wird das Fell des Thieres abgestreift und sogleich als Fleischmulde benutzt; dann öffnet man den Leib, nimmt die Eingeweide heraus und zerlegt endlich das Thier in mehrere große Stücke. Trotz aller Reinlichkeit nach den Gesetzen des Korahn geht es nach unseren unverständigen Ansichten beim Schlachten eines Thieres höchst unreinlich zu. Jedes aus den Händen sudanesischer Fleischer empfangene Fleischstück bedarf vor dem Kochen erst einer sehr sorgfältigen Reinigung.

Man schlachtet in Charthum alle Tage, weil sich das Fleisch in den Tropen nicht länger genießbar erhalten läßt. Ob das Schlachtvieh fett oder mager ist, bleibt unberücksichtigt; sogar trächtig gehende Kühe oder Kamelstuten werden getödtet und gegessen. Es hat wirklich etwas Ergreifendes, wenn man sieht, wie ein Kamel auf Geheiß seines Herrn niederkniet, um die tödtliche Wunde zu empfangen.

Die Fleischbank Charthum's befindet sich, ziemlich weit von der Stadt entfernt, auf einer in der Steppe liegenden Ebene und verbreitet nach allen Seiten hin den eckelhaften Geruch faulenden Blutes und Fleisches. Hunde, Geier, Falken, Adler und Marabus treiben sich zu jeder Tageszeit in ihrer Nähe herum, um die für sie abfallenden Eingeweide und Fleischstücken zu verzehren.

*) Zu Deutsch: „Im Namen Gottes des Allbarmerzigen; Gott ist größer!“ Der letztere Ausruf soll nach der mir gegebenen Erklärung bedeuten: „Jetzt bin ich größer (mächtiger), als Du,“ Gott ist aber noch größer, als ich.

Der Unterhalt des gemeinen Sudahneseu kostet, bei den auffallend niederen Preisen des Fleisches *) und Getraides **), so wenig, daß er sammt seiner ziemlich zahlreichen Familie mit der Summe von drei preussischen Thalern einen Monat lang bequem leben kann; aber trotzdem ist er nicht reich genug, sich tagtäglich Fleisch zu kaufen; er ist oft nicht im Stande, das zur Bereitung der Asfieda erforderliche Quantum zu erschwingen, und lebt nach unseren Begriffen außerordentlich ärmlich. Auf den Barken, welche langdauernde Reisen machen, erhalten die Matrosen anstatt der Provisionen nur Durrahkörner und eine Sklavin, welche dieselben zur Lufhme oder Asfieda verarbeitet.

Der Sudahnese führt, wie alle Morgenländer, seine Speise mit der Hand zum Munde, beobachtet hierbei aber nicht jene Zierlichkeit und Reinlichkeit, welche bei den Türken diese unanständige Geweise erträglich macht. Er nimmt ein Stück Durrahfladen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, taucht damit in die vor ihm stehende Mulde und führt mit dem als Löffel benutzten Fladen so Viel von der Speise in den Mund, als er darin unterzubringen vermag. Nach dem Essen, welches er so schnell als nur möglich beendigt, leckt er sich seine Finger unter lautem Schnalzen einzeln behaglich ab, dann wäscht er sich Mund und Hand und bemüht sich, recht hörbar aufzustoßen. Durch diese Unsitte will er zugleich andeuten, daß es ihm vorzüglich geschmeckt hat. Das einzige Gericht, aus welchem gerade die Mahlzeit besteht, wird vor ihm auf die bloße Erde oder eine auf dieser ausgebreitete Strohmatte gesetzt, seine Eßgesellschaft hockt sich darum und verschlingt gierig die Speise bis auf den letzten Rest; Fleischstücke zerreißt er mit den Händen und beißt dann davon so große Bissen ab, als er mit einem Male zu kauen im Stande ist.

Nicht minder unanständig ist er beim Trinken der geistigen

*) Ein preussisches Pfund Schafffleisch kostet in Charthum 22 Para oder 1,1 Sgr.; ein Pfund Rindfleisch 0,7 Silbergrößen und ein Pfund Kamelfleisch 0,5 Sgr. Für ein Schaf bezahlt man 10—50 Sgr., für ein Rind 100—400 Sgr., für ein Kamel 120—500 Sgr.

**) Ein Ardehb oder 2,4 wiener Megen Durrah kostet in Charthum zwölf bis achtzehn Piafter oder 24—36 Sgr.

Getränke. Beide Geschlechter gehen in ihrer Hütte bis auf einen Schurz um die Lenden nackt und wissen nicht, was Anstand heißt. Der Mann legt sich fast unbekleidet auf sein Ankhareh und trinkt seine Meriesfa mit solcher Begier, daß er nicht aufsteht, um den nothwendigsten Bedürfnissen zu genügen. Das Gefühl der Scham kennt er nicht. Er trinkt, so lange er trinken kann, und bleibt zuletzt berauscht auf seinem Ankhareh liegen.

Die Meriesfa oder eine geistigere Art desselben Getränks, Bilbil, wird aus Durrah oder Dochen bereitet und in Charthum in großer Menge verbraucht. Die Meriesfa wird in eigenen Brauhäusern auf sehr verschiedene Weise gebraut. In Charthum weicht man die Durrah ein und läßt sie an einem feuchten Orte zwischen den milchigen Blättern der *Asclepias procera* (arabisch Näschr) zolllange Keime treiben. Wenn wir die Meriesfa mit unserem Bier vergleichen, vertritt die Durrah die Gerste und der Näschr den Hopfen. Nachdem die Durrah genügend gekümt hat, nimmt man die Näschrblätter weg und trocknet das Durrahmalz in der Sonne. Dann zerreibt man es auf der Murrhaka und bringt es mit einer hinreichenden Menge Wassers in großen irdenen Gefäßen über das Feuer. Gewöhnlich läßt man die Maische sechs bis acht Stunden lang kochen und langsam abkühlen. Wird zu dieser Flüssigkeit Hefe gesetzt und sie der Gährung überlassen, so nennt man das daraus hervorgehende Getränk Meriesfa; wird sie aber durch einen aus Palmenblattstreifen geflochtenen Trichter geseiht und zum zweiten Male zum Kochen gebracht, so entsteht der Bilbil, welcher durch hinzugesetzte Hefe in Gährung gebracht wird und nach wenigen Stunden genossen werden kann. Man vertheilt ihn schließlich in große, fast kugelförmige Töpfe, *Burrahm* *), deren Inhalt dem von sechs bis acht unserer Flaschen gleichkommt. Eine „Burma Bilbil“ kostet in Charthum zwei Piafter; aber ungeachtet dieses niederen Preises beträgt der sich beim Brauen des Bilbil ergebende Gewinn drei- bis vierhundert Prozent der Auslagen.

*) Plural von Burma.

Der Bilbil schmeckt säuerlich, jedoch keineswegs unangenehm, ist berauschend und wird in kleinen Quantitäten auch von Europäern gern genossen. Er vermehrt die in jenen Ländern die Gesundheit erhaltende Hautausdünstung und soll nach Aussage meiner Diener, unter denen sich große Verehrer dieses sudahneseischen Nektars befanden, sehr nährend sein.

In manchen Dörfern Sudahn's bereitet man noch ein drittes geistiges, uns Europäern eckelhaftes Getränk, die Bähsä. Sie ist ein dünnflüssiger, mehlartiger, aus einem gerösteten und dann zerbrockten Durrähmehlklumpen und Wasser zusammengesetzter Brei, welcher in saure Gährung übergegangen ist, und schmeckt höchst widerlich.

Bei der Armuth der innerafrikanischen Länder an fruchttragenden Bäumen kennt man im Sudahn nur zwei Getränke, welche aus Früchten entstanden sind. Das erstere ist eine aus Datteln durch Gährung erhaltene Meriesä, das andre eine Limonade, welche man aus dem säuerlichen Mehle der Früchte des Affenbrotbaums oder der Abdansonie gewinnt. Beide sind wohlschmeckend.

Ein drittes limonadenähnliches, erfrischendes Getränk erhalten die Sudahneseen durch einen Aufguss von Wasser über hart gebakene, noch besonders in der Sonne getrocknete, dünne und sehr saure Durräh- oder Dochenfladen. Bei Wüsten- oder Steppenreisen ist dieses einfache Getränk das beste, welches ich kenne.

Zum Verschicken des Bilbil bestehen in Charthum eigene Kneipen, in denen man gewöhnlich auch öffentliche Mädchen antrifft. Die Reichen und Vornehmen Charthum's benutzten vor Latief-Pascha's Regiment diese Einrichtung zur Erzielung eines schändlichen Gewinns, auf Rechnung eines empörenden Mißbrauchs der Sklaverei. Sie kauften sich mehrere hübsche Gallamädchen, räumten ihnen eine Tankha ein, verschafften ihnen Gelegenheit zum Ausschicken des Bilbil und zwangen sie, in diesen Kneipen als Freudenmädchen zu fungiren. Die Mädchen hatten die Verpflichtung, monatlich eine bestimmte Summe — selbst bis zu zweihundert Blastern — ihres schändlichen Gewinns an ihre Herren abzuliefern und diese betrachteten ihre Sklavinnen als sehr einträg-

liche Erwerbsquelle. Selbst der Khādī und die Üle mā Charthum's enblödeten sich nicht, auf diese Weise erst geraubte und dann verkaufte Mädchen gewaltsam zu feilen Wegen zu stempeln. Latief-Pascha ist diesem Unwesen mit furchtbarer Strenge entgegengetreten und hat es vermöge der in Aussicht gestellten „tausend Peitschenhiebe“ bald unterdrückt.

Nur wenige Sudahnesen rauchen Tabak; dagegen kauen ihn Männer und Frauen ohne Ausnahme. Man wählt hierzu eine sehr starke Sorte und vermischt ihn vor dem Gebrauche noch mit Holzasche und Natron. Der Eingeborne erscheint fast nie ohne seine Prime, obgleich sein Aussehen dadurch nicht gerade gewinnt. Er drängt nämlich durch den zwischen die Zähne und die Lippe des Unterkiefers gepressten Tabak die Lippe weit vor und saugt die durch Speichel angefeuchtete Prime langsam aus. Auf Reisen führen die Männer das zum pikanteren Geschmack des Tabaks nöthige Natron in ihrer Briestafche bei sich. Ebenso unentbehrlich als der Tabak ist ihnen die sich leicht in zarte Fasern zersplitternde Wurzel eines mir unbekannt gebliebenen Strauches, welche ihnen anstatt der Zahnbürste dient. Männer und Frauen benutzen dieses Instrument fortwährend und halten den Gebrauch der Zahnbürste oder die Reinigung ihrer blendend weißen Zähne für einen so hohen Genuß, daß sie sich denselben, um den sündigen Leib kräftigt zu kasteien, während des Fastmonats Ramadahn versagen.

Mit den Geräthschaften, um das Essen zu bereiten, und den dazu gebräuchlichen Töpfen, Tellern, Mulden und Deckeln haben wir zugleich beinahe die ganze innere Einrichtung einer Wohnung des ärmeren Sudahnesen kennen gelernt. Betrachten wir noch die Tankha selbst ein Wenig genauer, ebenso den Viehstand und die Kinder der Eingebornen, so kennen wir auch seinen ganzen Reichtum. Daß ich die Kinder zuletzt erwähne, darf nicht befremden; ich verfare dabei ganz nach sudahnesischen Ansichten. Nach diesen stehen die Frauen und Kinder wenigstens den Hausthieren unbedingt nach.

Die Tankha des Eingebornen ist ein von vier Lehmmauern umschlossener, überdachter, viereckiger Raum mit einer einzigen Oeff-

nung: der Thüre. Sie enthält im Innern eine aus zusammengefügten, dicht neben einander liegenden, geraden Stäben bestehende Scheidewand und eine ebenso gefertigte Thüre. Diese schützt nun zwar nicht gegen Wind und Wetter oder Diebstahl, soll aber auch nicht dagegen schützen; gestohlen wird dem armen Sudahnesen aus dem einen sehr einfachen Grunde Nichts, weil er nichts Wethvolles besitzt. Denken wir uns als Geräthschaften einer so ärmlichen Wohnung noch einige, zuweilen buntfarbige, geschmackvoll und künstlich gearbeitete Matten zum Daraufliegen und Liegen; ein Ankharehb, mehrere Glasflaschen und Teller aus schlechtem Steingut, manchmal buntbemalte, halbkugelförmige Schüsseln (Sültähnīe) aus demselben Materiale; einen eingemauerten Topf zum Räuchern der genitalia (mit wohlriechenden, harzigen Hölzern, denen man körperstärkende Wirkungen zuschreibt); viele aus Palmenfasern und Palmenblattstreifen geflochtene Gehänge, in denen man Holzsteller und gefüllte Schüsseln zum Schutz gegen die Termiten aufhängt, und andre Kleinigkeiten: so haben wir Alles, was die Hütte enthält. Kisten und Kasten zum Aufbewahren von Kleidungsstücken oder Baumwollenzengen kennt man nicht; der Sudahnese hängt das Wenige, was er davon besitzt, an die beschriebene Scheidewand im Innern der Tankha.

In einzelnen Häusern sieht man auch Waffenstücke der Eingebornen. Die Waffen bestehen aus der Lanze (Härbä), einem ovalen Schilde von Antilopen- oder Krokodilhaut, dem erwähnten Dolchmesser (Sékīh) und einem langen zweischneidigen Schwerte (Seīs). Letzteres tragen die Vornehmen, Häuptlinge und Karawanenführer an einem Gehänge am Vorderarme. Die Klingen, welche im Sudahn mit einer eigenthümlichen Scheide und einem starken Kreuzgriff versehen werden, stammen aus einer der Fabriken Solingen's. Einzelne führen auch die Ebenholzkeulen der Neger des blauen Flusses als Waffe. Das Feuergewehr gewahrt man selten in den Händen der Eingebornen und immer nur bei denen, welche weite Reisen gemacht haben und in mehr civilisirten Ländern mit dem Gebrauche desselben vertraut geworden sind.

Der Hof des Städtebewohners beherbergt von Hausthie-

ren einen Esel, einen wachsamem Hund, zuweilen auch eine Kaze, mehrere Ziegen und ein Volk Haushühner. Die Dörfler besitzen zahlreiche Heerden von Kindern, Ziegen und Schafen, einige Kamele und Zebu's oder Höckerstiere, mehrere Esel, Hunde und Hühner; die Nomaden haben zwar auch nur dieselben Thiere, aber in weit größerer Anzahl. Mehrere von diesen Hausthieren gehören eigenen Ragen an.

Der Esel des Ost-Sudahn steht dem egyptischen in jeder Hinsicht nach. Er ist kleiner, schwächer, fauler und störrischer als dieser, dem Sudahneseu aber ein sehr theurer Gegenstand, obgleich er ihn oft halb verhungern oder sich selbst Futter suchen läßt. Um auf ihm zu reiten, legt sein Besitzer einen hölzernen Sattel ohne Gurten und Steigbügel auf seinen Rücken, nimmt statt des Zügels einen Hakenstock in die Hand und bringt sein Reitthier durch besonderes Zungenschnalzen in Gang. Mit dem kurzen Stock, *Assaie* genannt, wird der Esel so gelenkt, daß ihn der Reiter jedesmal auf der einer zu nehmenden Richtung entgegengesetzten Seite auf den Hals schlägt, worauf der Esel seinen Kopf wendet und nach Wunsch davontreibt. Am Sattel hängt eine kurze Koppel aus Palmfasern, mit welcher der Reiter nach beendetem Ritt die Beine des Esels so fesselt, daß er, wenn er nach seiner Nahrung herumläuft, nur kleine Sprünge machen kann. Auf ähnliche Weise werden in der Steppe Nachts die Kamele gekoppelt.

Der Hund des Sudahneseu ist ein sehr schönes, feines Thier, von edler Race. Besonders die Nomaden besitzen ausgezeichnet gute Windspiele, welche die Gazelle jagen und fangen. Diese Thiere sind wundervoll gebaut und haben seidenweiches, gelbliches Haar. Sie werden von den Arabern hoch geschätzt und theuer bezahlt*). Ihre Wachsamkeit, Treue, Anhänglichkeit und ihr Muth

*) In Femen muß nach altem Brauch und Recht Jeder, welcher einen Hund erschlägt, dessen Besitzer so viel Waizen zur Sühne geben, als erforderlich ist, den an der Ruthe aufgehängenen Hund, der mit der Schnauze den Boden berührt, zu bedecken. Die Buße ist bei dem geringen Fallwinkel des Getraides und dessen hohem Preise sehr groß.

In der Gegend von Assuan erschoss ich einen wüthend auf mich ein-

sind gleich groß und verdienen die ihnen von den Eingebornen gezollte Werthschätzung.

Die sudahneseische Ziege ist ein kleines, feines und milchreiches Thierchen. Sie klettert geschickt auf den schiefstehenden Bäumen in den Wäldern herum, verlangt wenig oder gar keine Pflege und nährt sich von spärlich wachsenden Kräutern und grünen Baumblättern. Seit längerer Zeit hat man im Sudahn auch die Ziege der am weißen Flusse und in Takhale wohnenden Negerstämme eingebürgert und schätzt diese allerliebsten, kaum mehr als anderthalb Fuß hohen Thierchen wegen ihrer schmucken Gestalt und ihres verhältnißmäßig reichen Ertrages. Der Sudahnese liebt überhaupt nur Thiere, welche wenig Pflege bedürfen und ihm keine Mühe verursachen.

Schafe und Rinder spielen im Haushalte des Dörflers im Sudahn eine untergeordnete Rolle. Erstere gehören zu den auch in Egypten gewöhnlichen, wollelosen — dafür aber behaarten — Fettschwänzen, letztere sind klein und wenig werthvoll. Dagegen ist der Zebu für die bewässerten Felder am blauen Flusse von großer Wichtigkeit; er ist es, welcher die Schöpfräder in Bewegung setzt. Der Zebu ist ein mächtiges, schönes Thier und, wenn er nicht bei magerer Kost und harter Arbeit verkümmert, wohl das größte Rind, welches überhaupt existirt. Sein Fetthöcker schwillt bei guter und reichlicher Nahrung wie bei dem Kamel zu einer bedeutenden Größe an und sinkt bei harter Arbeit und wenig Futter zu einer kaum bemerkbaren Unebenheit des Rückens zusammen.

Die Hühner des Sudahn sind klein, aber fruchtbar; Tauben werden erst seit wenig Jahren im Sudahn wie in Egypten gehegt; anderweitiges Geflügel hält man nicht.

Die Kinder der Sudahneseen werden im höchsten Grade vernachlässigt und sind äußerst unreinlich gehaltene Geschöpfe. Bis zu dem Alter von sechs Jahren gehen beide Geschlechter nackt.

dringenden Hund. Der Besitzer desselben erschien und war ganz untröstlich. „Erschieße mich auch, nachdem Du meinen Hund erschossen hast“, rief er aus und schlug die Hände verzweifelnd über dem Kopfe zusammen, „ich klage es Gott und mache ihn zu meinem Vertreter!“

Dann bekleidet man den Knaben mit einem Paar kurzen Beinkleidern, das Mädchen mit dem Rahhad. Um diese Zeit schneidet man in die Haut ihrer Wangen, wie es die Nubier thun, mehrere parallel neben einander laufende Wunden, deren Narben als besondere Verschönerung des Gesichts gelten. Diese Unsitte ist wahrscheinlich von Nubien herauf gekommen, jedoch nicht überall im Gebrauch.

Da die Kinder beständig essen, so viel sie wollen, bekommen sie bald einen unförmlich dicken Unterleib und dieser nimmt erst mit dem Alter von zehn Jahren seine natürliche Gestalt an. Nur selten lernt ein Knabe lesen und schreiben. Er wächst wie seine Eltern in Unwissenheit und Unsitlichkeit auf und wird erst durch den Hunger angetrieben, irgend ein Gewerbe zu ergreifen.

Ich habe versucht, in Vorstehendem ein allgemeines Bild des Sudahneseen zu zeichnen, ohne die verschiedenen Stämme und Völkerschaften, aus denen die Eingebornen der „vereinigten Königreiche des Landes Sudahn“ bestehen, besonders zu berücksichtigen. Im Verlaufe dieser Blätter werde ich auf sie zurückkommen und wende mich jetzt zur Betrachtung der staatsbürgerlichen und socialen Verhältnisse der unter dem Scepter Egyptens und bezüglich der Türkei in den Ländern des blauen und weißen Flusses lebenden Menschen.

Charthum ist die Residenz eines Pascha, welcher zur Verwaltung der Regierung des Ost-Sudahn von Egypten dahin geschickt wird. Seine Stellung wird wegen des gefährlichen Klimas des Sudahn und des Mangels an allen Genüssen und Freuden des geselligen Lebens als eine Strafe angesehen. Deswegen wechselt er in Friedenszeiten alle drei Jahre und kehrt nach dieser Zeit (welche man jetzt in Egypten geradezu seine Strafzeit nennt) auf seinen alten oder einen besseren Posten zurück. Der Pascha von Sudahn, *Hokmodahr el Sudahn* genannt, ist der höchste Würdenträger „der Königreiche“, besitzt Recht über Leben und Tod, trotz der schwebenden Tanstimatsfrage der Pforte, die Macht, Krieg zu beginnen und Frieden zu schließen, und ist nur dem hohen Rathe der

Citabelle zu Kairo verantwortlich. Er ist der oberste Befehlshaber der Truppen und in Rechtsachen der in zweiter Instanz Entscheidende. Seine Besoldung beträgt monatlich vierzig Beutel oder tausend Speciesthalers.

Alle übrigen Beamten des Subahn sind dem Generalgouverneur untergeordnet. In den einzelnen Provinzen (Mödirie) herrscht ein Mohbühr oder Gouverneur, welcher gewöhnlich den Titel und die Würde eines Bei bekleidet. Dieser hat mehrere Kahschuh*) oder Bezirksvorsteher unter sich, welche wiederum die Ortsvorsteher (Kaimakahn) befehligen. Die bisher Genannten besitzen Militärrang. Außerdem gebietet in jedem Dorfe noch der „Schech el belled“, ein Beamter, welcher entweder von der Regierung oder von den Dorfbewohnern bestallt wird und ungefähr die Stellung eines unserer Dorfschultheißen hat. Neben dem weltlichen Gerichtshof besteht der geistliche ganz in derselben Art und Weise wie in den übrigen mahammedanischen Staaten.

Der Subahn ist in seiner jetzigen Verfassung ein Militärstaat. Fast alle Befehlshaber der einzelnen Provinzen oder Dörfer, vom Pascha bis zu dem Kaimakahn herab, gehören dem stehenden Heere an und bekleiden in diesem einen ihrer richterlichen Stellung entsprechenden Rang. In Friedenszeiten beschäftigen sie sich mit der Regierung der ihnen anvertrauten Provinzen, in Kriegszeiten befehligen sie die ihnen zuertheilten Heerhaufen. Deshalb kann man Regierungs- und Militärbeamtete kaum von einander trennen. Auch die Aerzte und Apotheker des Subahn sind Militärs oder haben wenigstens Militärrang. Sie sind fast ohne Ausnahme Europäer, die Befehlshaber der Truppen dagegen meistens Türken oder als Sklaven nach der Türkei gekommene und dort frei gewordene Georgier, Ischerfessen und andere mahammedanische Kaufaster.

Das Gerichtsverfahren ist summarisch; die Verhandlungen werden in arabischer Sprache geführt. Der Diwahn oder das Empfangszimmer (hier der Gerichtssaal) eines Beamten steht Jedem offen; selbst der Aermste und Zerlumpteste geht ohne Umstände in

*) Plural von Kahschef.

ihn hinein. Eine Klage oder Bittschrift, „Arbahäl“, muß auf einen Stempelbogen geschrieben und dem Richter, welcher auf demselben Papiere seine Verfügungen bemerkt, übergeben werden. Dieser entscheidet, nachdem er die andere Partei vernommen hat, kurz und bündig; aber in den meisten Fällen gerecht und handelt hierbei nach den Gesetzen des Khorahn oder seinem eigenen Ermessen. Latief-Pascha ließ am Thore der Hofmoderie einen Kasten aufstellen, in welchen alle Klagsachen und Bittschriften geworfen wurden. Von Stunde zu Stunde ließ er den Inhalt der Kiste untersuchen und jede Schrift binnen vier und zwanzig Stunden erledigen. Die Kopten stehen auch im Sudahn den Beamten als Schreiber und Rechnungsführer zur Seite. Polizeiliche Maßregeln bringt das Militär in Geltung und Anwendung; es sorgt für Ruhe und Sicherheit und leistet der Regierung Schergen-, Frohn-, Courier- und andere Dienste, ist aber mit wenig Ausnahmen unzuverlässlich, bestechlich, ja selbst diebisch.

Früher bestand es im Sudahn aus viererlei Waffengattungen: den Arnauten, Morhrarbi, Scheiki und der Nisahn; jetzt sind die Morhrarbi und Scheiki aufgelöst worden. Diese unterscheiden sich nicht allein durch die Waffen, sondern auch durch ihre Hautfarbe. Die Arnauten sind weiße, die Morhrarbi gelbe, die Scheiki braune und die Nisahn schwarze Soldaten.

Die Arnauten sind aus Türken, Albanesen, Griechen und anderen der Pforte unterthanen Völkern zusammengesetzt und bilden im Sudahn drei Regimenter (Sendjekie oder Sendjeklik), denen ein Obrist (Sendjek) vorsteht. Sie sind leichte, unregelmäßige Reiter und nicht gepreßte, sondern angeworbene Soldaten; ihre Dienstzeit ist unbeschränkt und gründet sich auf gegenseitiges Uebereinkommen. Der Arnaut tritt bei einem Sendjek in Dienst und übernimmt alle Verpflichtungen eines niederen Soldaten. Das Kleid, welches er trägt, die Waffe, welche er führt, und das Pferd, welches er reitet, sind sein Eigenthum; er erhält von seinem Befehlshaber nur seinen Sold und eine bestimmte Ration Durrah für sein Pferd. Die Truppe besitzt keine eigene Uniform, nicht einmal bestimmte, vorgeschriebene Waffen und deshalb sind die Arnauten

das regelloseste Corps, welches man sich denken kann. Der Eine führt ein Paar Pistolen und einen Satagahn, der Andere Pistolen und eine lange Flinte, der Dritte Pistolen und einen Säbel; der Eine kleidet sich in Tuch, der Andre in Baumwollenzug; der Eine trägt den Turban, der Andre nur den Tarbusch; die Leute sind ebensowenig eingeübt, als ihre Pferde zugeritten: aber dennoch sind die Arnauten die besten Soldaten des Sudahn. Sie haben keine Begriffe von einem geordneten Angriff in geschlossener Schwadron, wohl aber besitzen sie große Tapferkeit und wilden Muth. Das Regiment stürmt unaufhaltsam auf den Feind los und jeder Soldat sucht im Einzelkampfe Großes zu leisten. Gegen europäische Soldaten würden sie Nichts ausrichten können, den von ihnen ohnehin gehassten Farbigen sind sie jedenfalls überlegen.

Eine Sendjekie Arnauten zählt vier- bis fünfhundert Reiter und wird von dem Sendjek, vier oder fünf Kaschuhf und viermal so vielen Bulluk befehligt. Der Kaschef oder Rittmeister erhält wie der Bulluk oder Wachtmeister und gemeine Soldat von Seiten der Regierung monatlich hundertundfünfundzwanzig Piafter ($8\frac{1}{2}$ Thlr. unseres Geldes) Sold und ein bestimmtes Quantum Durrak. Hiervon werden dem gemeinen Soldaten monatlich neunundzwanzig Piafter zur höheren Besoldung des Obersten, der Ritt- und Wachtmeister, sowie auch der Regimentsschreiber abgerechnet. Nur der Oberst, welcher den Titel eines Arha (gewöhnlich „Alga“ geschrieben) führt, bekommt noch fünf Beutel oder hundertundfünfundzwanzig Kronenthaler monatlichen Zuschuß „für seine Küche.“ Jeder Soldat muß ihm monatlich zwölf Piafter abgeben. Da er nebenbei in Friedenszeiten so viel Land bebauen darf, als er will, zahlreiche Herden und große Stutereien besitzt, so steigt seine Einnahme noch bedeutend. Ein Kaschef befehligt hundert Mann und vier Bulluk, von denen jeder fünfundzwanzig Gemeinen vorsteht. Die Musik der Arnauten ist einfach, aber kriegerisch; die einzigen Instrumente sind kleine Pauken, welche ein Soldat an den Sattelknopf seines Pferdes hängt und mit Holzschlägeln bearbeitet.

In Friedenszeiten lagern die Arnauten in mehreren von ihnen gegründeten Tschulbörfern. Jeder gemeine Soldat bewohnt

dort mit einer Sklavin oder Dienerin eine Strohütte, vor welcher man sein Pferd nach arabischer Sitte am Fuße gefesselt sieht. Während der Regenzeit laufen die Thiere frei in der Steppe herum und sind nur der Obhut einiger dazu kommandirten Soldaten überlassen. Die Arnauten verbringen ihre Zeit mit Nichtsthun; sie besuchen die Kaffehäuser, spielen und rauchen. Dagegen sind sie, wenn es sein muß, zu jeder Anstrengung und für jede Gefahr bereit und ohne Zweifel die festesten Stützen der türkischen Regierung des Sudahn.

Die Morhrarbi *) waren eine den Arnauten entfernt ähnliche Waffengattung, ritten bescheiden auf Eseln und waren wo möglich noch unregelmäßiger als die letzteren, dabei aber so unbrauchbar und nutzlos, daß sie die egyptische Regierung aufhob. Leider wurden mit ihnen zugleich auch einige Compagnieen der muthvollen und tapferen Scheikie mit aufgelöst.

Nur die Nisahm **) ist regelmäßiges Militär. Sie besteht aus gekauften oder geraubten Negern, welche von egyptischen Offizieren und Unteroffizieren eingeübt und befehligt werden. Sie sind in jeder Hinsicht schlechte Soldaten, bei Kriegen gegen ihre Stammengenossen und Sklavenjagden höchst unzuverlässig, obgleich man den vererbten Haß der verschiedenen Negerstämme unter einander zu benutzen versteht und immer bloß diejenigen Neger Soldaten zur Bekämpfung der freien Schwarzen in's Feld führt, welche diesen von Kindheit an feindlich gegenüberstanden. Diese Soldaten liegen in Charthum in den beschriebenen Kasernen. Sie erhalten vierzehn Piafter monatlichen Sold, einige Ardehb Durrah und dann und wann etwas Fleisch. Bei ihren geringen Bedürfnissen würden sie mit Sold und Nahrung ganz zufrieden sein, aber leider bekommen sie weder das Eine, noch das Andere regelmäßig und sind deshalb zu Empörungen immer geneigt. Die beispiellose Unordnung

*) Morhrarbi, Abendländer, werden alle lichtfarbigen Bewohner der Westländer Afrikas, als Algier's, Tunis', Morokos u. s. w., genannt. Viele derselben dienten unter dem egyptischen Militär und bildeten später eine durch Egypter vielfach vermischte eigene Waffengattung.

**) Nisahm ist abgeleitet von „nissm“, eine Linie bilden.

des türkisch-egyptischen Staatshaushaltes macht alle Besoldungen häufig nur nominell. Sie greift in alle Verhältnisse störend ein, behindert den Kaufmann, welcher der Regierung Etwas liefert, erbittert den Künstler und Handwerker, welcher für das Gouvernement arbeitet, und setzt den Beamteten, trotz seines hohen Gehaltes, oft drückender Noth aus. So ist es auch im Sudahn der Fall, daß die armen Soldaten monatelang keinen Para ihres Soldes zu sehen bekommen und sich, vom Hunger getrieben, als gefährliche Aufwiegler der Regierung gegenüberstellen.

Gegenwärtig bilden die Regersoldaten drei Regimenter, jedes zu zweitausend Mann. Ein Regiment steht unter den Befehlen eines Bei. Das Bataillon wird von einem Bimbäschī oder Major, die Compagnie von einem Jusbäschī oder Hauptmann befehligt. Letzterer hat einen Milāsim aūwēl und acher (ersten und zweiten Lieutenant) und mehrere Tschausch (Unteroftiziere) unter sich. Die Besoldungen eines Bei in egyptischen Diensten betrug während meines Aufenthaltes in Nord-Ost-Afrika sechzehn bis vierundzwanzig Beutel*), die eines Major fünf, eines Hauptmanns zwei und einen halben und die eines Lieutenant einen Beutel. Dasselbe erhalten auch alle Civilbeamteten, welche militärischen Rang haben.

Die Regierung erhebt von ihren Unterthanen gewisse Steuern an Geld oder Naturprodukten. Jeder erwachsene Mann ist steuerpflichtig; der Schech eines Dorfes bestimmt die Höhe der von ihm zu liefernden Abgaben. Von den Städtebewohnern verlangt man gewöhnlich Geld, von den Dorfbewohnern Getraide, selbstgewebte Baumwollenzeuge, Kohlen, Vieh und andere Gegenstände; die Nomaden müssen von ihren Viehherden eine bestimmte Anzahl von Stücken abliefern.

Mehrere Jahre hindurch wurden die Herden der letzteren durch die Forderungen der Regierung mehr als decimirt. Man war im hohen Maße zu Kairo auf den unglücklichen Gedanken gekommen, den durch Seuchen, angestrengte Arbeiten an den Schöpfträbern und bedeutenden Fleischverbrauch einer, in dem kleinen Lande Egypten

*) Ein Beutel ist 25 Marientheresien- oder 33½ preussische Thaler.

zusammengezogenen, zahlreichen Armee unverhältnißmäßig zusammengeschmolzenen Viehstand Egyptens aus dem Sudahn zu ersetzen. Zunächst errichtete man dem Nil entlang eine Stappenstraße für das zu liefernde Vieh und erbaute in bestimmten Entfernungen „Mähaddä“*), Futtermagazine, und Viehkälle, „Schuhne“. Die diesen Magazine zunächst wohnenden Nubier und Fellahhyn wurden gezwungen, den nöthigen Futterbedarf herbeizuschaffen. Nun erhielten die Kafsuhf der einzelnen Bezirke Sudahns Befehl, Kamele und Rinder, oft mehrere Tausende von Stücken, auszuheben und in Charthum zum Transport nach Egypten abzuliefern. Die Rinder wurden in kleinen Märschen von höchstens zwei Mahhaddah t längs des Stromes hinabgetrieben. Obgleich man sie möglichst schonte, nur bei Nacht gehen ließ und ihnen viele Ruhetage gönnte, unterlagen, auf der mehr als acht Monate dauernden Reise, doch gegen vierzig Prozent der von Charthum abgehenden Thiere den Beschwerden des weiten Weges.

Wenn man die, oft viele Meilen lang öden Strecken der Nilufer gesehen hat, staunt man über das riesige Unternehmen derartiger Transporte, gelangt bei einigem Nachdenken aber bald dahin, dasselbe als eine verfehlte Spekulation zu bedauern und eine die Beteiligten barbarisch bedrückende Maßregel zu verachten. Die armen Nubier wurden durch die ihnen befohlenen Futterlieferungen, obgleich man sie nur als eine indirekte Steuer ansah, so gedrückt, daß sie nicht im Stande waren, die ihnen aufgebürdeten übrigen Auflagen der Regierung zu decken; die Nomaden verloren den Kern ihrer Heerden. Nach einigen Jahren sah man das Nachtheilige dieser Lieferungen in Kairo ein; die geträumten Ideale wichen der Wirklichkeit; man hob das Institut auf, nachdem es der Regierung Tausende von Piastern und dem Sudahn Hunderttausende von Kamelen und Rindern gekostet hatte. Leider sind viele Maßregeln der Regierung, welche auf dem Papiere Nichts zu wünschen übrig lassen, in praktischer Hinsicht unausführbar oder we-

*) Von hadd, begrenzen. Eine Mahhadda (Plural Mahhaddah t) beträgt ungefähr zwei deutsche Meilen.

nigstens so schlecht, daß sie mehr schaden als nützen. Noch heutigen Tages kann man die Stappenstraße verfolgen, wenn man von dem Gerippe eines jener Rinder zum andern reitet. In den Wüstenstreifen Nubiens liegen, halb vom Flugsande bedeckt, unzählige viele.

Ich habe mit der Erwähnung dieser einen Steuer einen Maßstab gegeben, nach welchem man beurtheilen kann, wie schonungslos die Regierung bei Eintreibung der von ihr geforderten Abgaben verfährt. Diese sind scheinbar zwar gering, aber für die mittellosen Sudahnesen enorm hoch. Daneben beansprucht die Regierung die Kräfte ihrer Unterthanen noch auf andere Weise. Bei öffentlichen Bauten werden die Männer ohne Weiteres zur Arbeit gepreßt, ihre Kamele und Barken mit Beschlag belegt und zu den verschiedensten Zwecken benützt. Wenn so Etwas bei Unternehmungen geschieht, welche das allgemeine Beste aller Einwohner eines Ortes bezwecken, kann man darin eigentlich nichts Unrechtes finden; allein es geschieht leider auch bei Privatsachen der Regierung. Der sonst sehr gerechte und tüchtige Latief-Pascha erbaute einen Harem für den jeweiligen Hofmodahr. Derselbe wurde aus Ziegelsteinen aufgeführt und kostete dem Gouvernement etwa dreitausend Speciesthaler, weil die beim Bauen verwendeten Barken, Lastthiere und Menschen größtentheils ohne Löhnung arbeiten mußten. Ein Privatmann würde nicht im Stande sein, mit einer doppelt so großen Summe ein derartiges Gebäude herzustellen.

Unter den Gewerben der Sudahnesen steht der Handel oben an, obgleich er erst seit dem Jahre 1850 frei wurde. Früher waren die hauptsächlichsten Handelsgegenstände Monopol der Regierung. Man nahm in Charthum die Naturprodukte des Sudahn, z. B. Sklaven, — ich verwahre mich gegen Mißverständnis meiner Ausdrucksweise!! — Elfenbein, arabisches Gummi, Tamarindenkuchen u. s. w., zu niederen Preisen als Abzahlung auf die geforderte Steuersumme an und verkaufte diese Artikel in Egypten mit großem Gewinn. Jetzt sind die

Monopole aufgehoben, jedoch betheilt sich die Regierung noch immer beim Handel des Landes. Der Sklavenhandel geht fast allein durch ihre Hände; sie macht noch regelmäßig Sklavenjagden (wenigstens wurde noch im Jahre 1851 eine *Mhassua**), — wie man diese „Heerzüge gegen die Heiden oder Ungläubigen“ nennt — ausgerüstet) und sendet alljährlich eine Handelsexpedition, an welcher sich Privatleute nur bedingungsweise betheiligen können, nach dem weißen Flusse ab.

Der Handel Charthum's ist bedeutend und entspricht der ihm überaus günstigen Lage der Stadt. Am Vereinigungspunkte zweier großen Ströme, den Herzadern des inneren Afrika, muß sich für Kaufleute ein reges Leben gestalten. Ein Strom besagt in Afrika für den Handel weit mehr, als in Europa, wo Eisenbahnen und andere Transportmittel den leichtesten Verkehr ermöglichen; er ist die beste Handelsstraße, welche es überhaupt giebt. Der blaue Fluß ist von Charthum noch fünf, der weiße Fluß noch elf Breitengrade stromaufwärts schiffbar; der Nil kann ohne Gefahr bis Berber el Mucheiref befahren werden. Von dort an stromabwärts thürmen sich der Schifffahrt zwar unbefiegbare Hindernisse, die Katarakten, entgegen, aber dann ist der Verkehr durch eine geordnete Karawanenstraße auch sehr erleichtert. Das rasche Aufblühen Charthum's ist ohne Zweifel nur seinem Handel zuzuschreiben: die Hauptstadt des Sudahn ist jetzt die wichtigste Handelsstadt, ihr Basar vielleicht das reichste Waarenlager Central-Afrika's.

Von Kairo gelangen ungefähr folgende Waaren nach Charthum: Zucker, Branntwein, Baumöl, Essig, Wein, Rum; Makaroni, Reis, Seife, Stearinkerzen; Eisenwaaren, Weißblech, Kupfergefäße; Saffianschuhe und rohes Leder, Wasserschläuche, türkische Kleidungsstücke, persische Teppiche, gegerbte, langhaarige Schaffelle, moxrharbiner *Tarabihsch****) oder rothe türkische Filzmützen, französische Tuch, englische und ägyptische Baumwollenzuge; Gewürze, Zuckerackwerk; Schießpulver und Feuerwaffen, Blei und Schrote;

*) Wurzel „*chasa*“, eine Kriegsexpedition ausrüsten.

**) Plural von „*Tarubhsh*“.

Porzellan, Gläser und ägyptische Thongefäße; Papier, arabische Tinte und Schreibfederrohr; syrischer Pfeifen- und persischer Nargilehtabak, schlechte Cigarren aus Malta, Pfeifenröhre und Bernsteinspigen, Thonpfeifentöpfe; Reibzündhölzchen und Feuerschwamm; Schiffstheer, Segeltuch, Tane, Schiffsgloben und Segelstangen aus Fichten- oder Föhrenholz; Glaspiegel, Glasperlen, Schmucksachen aus Messing; wohlriechende Wässer und Hölzer, z. B. Ddogatsch, Speik u. s. w.

Von den Erzeugnissen des Innern sieht man:

Elfenbein, Ebenholz und Straußensehern, arabisches Gummi, Coloquinten-Kürbisse, Senneblätter, Tamarindentuchen, Indigo, Kaffe aus Abyssinien, Honig vom weißen Flusse, Goldförner aus Khassahn, Tabak aus Sennahr, Leopardenfelle aus Dahr-Fuhr. Dazu kommen Sklaven und Sklavinnen vom weißen und blauen Flusse, aus Khassahn, Abyssinien, Takhale und Dahr-Fuhr; Kamele von den Bischahri-Arabern, Pferde von den Kababiesch und aus Dahr-Fuhr, Rinder, Schafe und Ziegen von verschiedenen Nomadenstämmen; ebenso Durrahkörner und Dochenhirse vom oberen blauen Flusse und aus Kordofahn; Flecht- und Lederarbeiten aus Woled-Medine u. s. w.

Die meisten Waaren, welche von Egypten heraufkommen, werfen, wenn der Markt nicht gerade überfüllt ist, hohen Gewinn ab, die Ess- und Trinkwaaren durchschnittlich hundert Prozent nach Abzug aller Spesen. Ferner sind gewinnbringende und gut gehende Artikel: Seife, Eisenwaaren, Tabak, Schießpulver, Waffen u. s. w. Zuweilen tritt beim Absatz mancher Waaren eine bedenkliche Stockung ein. Im Jahre 1851 hatten so viele Kaufleute Kattun und andere Baumwollenzeuge, für welche sie arabisches Gummi eintauschen wollten, nach Charthum gebracht, daß der Bedarf Ost-Subahns für mehr als zehn Jahre gedeckt schien. In Folge dessen fielen die Preise der Baumwollenzeuge um zwanzig Prozent unter die in Kairo üblichen, während zugleich das arabische Gummi ungewöhnlich im Preise stieg. Der Centner Gummi, für welchen die Regierung zur Zeit ihrer Monopole funfzehn Piafter bezahlte hatte, stieg zu dieser Zeit bis auf neunzig und hun-

dert Piaster im Werth, und kostete in Kairo nur fünfundsiebzig Piaster mehr, obgleich die baaren Auslagen für den Transport bis dahin mindestens vierzig Piaster betragen. Alle Kaufleute, welche auf die genannten Waaren spekulirt hatten, verloren bedeutend.

Am Besten gehen die Gewaaren, weil sie stark verbraucht werden und immer von Neuem ergänzt werden müssen. Sie sind in Charthum ebenso schlecht, als theuer. Der Wein, welcher nach dem Sudahn kommt, ist oft verfälschter, erbärmlicher, französischer Rothwein, von dem man in Kairo die Flasche für 2½ Sgr. kaufen kann. Im Sudahn verkauft man die Flasche mit 18—24 Sgr. Aber sein Genuß ist für die Europäer unerläßlich und deshalb bezahlt man gern so viel dafür.

Der Branntwein wird in Charthum ebenfalls zu hohen Preisen und in noch größerer Menge als der Wein verkauft, weil die Türken im Sudahn fast ohne Ausnahme Branntwein trinken. Man kann in den heißen Ländern den mäßigen Genuß geistiger Getränke aus gesundheitlichen Rücksichten nicht entbehren, muß aber Uebermaß vermeiden, was in Charthum leider nicht geschieht. Seit einigen Jahren besteht in dem Dorfe Kamlihn am blauen Flusse eine Branntweimbrennerei, aus welcher jährlich mehrere Tausend, aus Datteln destillirte Flaschen dieses Getränks gewonnen werden. Obgleich man die Datteln aus der Provinz Dongola in Nubien herbeischaffen muß, sind die Preise des kamliher Schnapses doch niedriger, als die des aus Egypten eingeführten. Die einzige Zuthat zum Alkohol des zu destillirenden „Aarakhi“*) ist Anisöl. Der Branntwein bekommt durch dasselbe einen erträglichen Geschmack und, wenn er mit Wasser vermischt wird, ein milchiges Ansehen. —

Durch die Europäer kommen zuweilen ganz ungewöhnliche Dinge auf den Basar. Man trank in Charthum schon oft Champagner und gute französische Rothweine, ja selbst Rheinweine. Ein mit Wermuth versetzter südlicher Wein war in letzter Zeit ein ge-

*) Von der Wurzel aarakh, schwigen, abgeleitet, daher das, was ausgeschwigt oder destillirt ist: Spiritus, hier Branntwein.

wöhnliches Getränk der Europäer und Türken. Im Jahre 1851 fand ich Reibzündlichter aus Wachs in den Händen eines darüber nicht wenig ergötzten Sudahnesen. Bei vielen europäischen Kaufgegenständen hat der Betrug freies Spiel. So verkauft man z. B. galvanisch vergoldete Uhren für massiv goldene und findet doch seine Käufer. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß bei derartigen Vorkommnissen nur die Europäer die Betrüger sind.

Unter den Produkten des Innern sind für den Handel Kasse, arabisches Gummi und Elfenbein die wichtigsten. Der Kasse kommt aus Abyssinien und steht bezüglich seiner Güte dem ächten Mocha (oft „Mokka“ geschrieben) nicht oder nur wenig nach. Er wird theils im Sudahn verbraucht, theils geht er weiter nach Nubien und bis Egypten herab. In Charthum bezahlt man das arabische Kottel oder nach unserem Gewicht 26 (wiener) Loth mit 70 Para oder $3\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Im Vergleich zu dem Gummi und Elfenbein ist seine Bedeutung eine untergeordnete zu nennen. Letzteres kommt zum größten Theile vom weißen Flusse herab und gelangt entweder über Sauakim am rothen Meere in die Hände der Engländer oder geht über Kairo nach Europa. Früher lieferte auch Takhale und Dahr-Fuhr viel Elfenbein nach Charthum; jetzt ist der Import von dort her geringer. Ich bin nicht im Stande, etwas Genügendes über den Handel zu geben und muß mich auf wenige Angaben beschränken. Im Jahre 1850 kostete der arabische Centner — ungefähr einundachtzig wiener Pfund — in Charthum zwölf- und in Kairo achtzehnhundert Piaster; in Obeid, der Hauptstadt Kordofahn's, verkaufte man ihn um hundert Piaster billiger als in Charthum. Diese Preise beziehen sich auf die beste Dualität des Elfenbeins.

Nach den Mittheilungen des europäischen Kaufmanns Con-
taryny in Charthum unterscheiden die Kaufleute des Innern meh-
rere Stufen der Güte des Elfenbeins, arabisch Sin el sihl,
Elephantenzahn, genannt. Man versteht unter der Bezeich-
nung „Sin“ (Zahn) einen fehlerfreien, über funfzehn Kottel schwe-
ren Zahn, unter „Müschëkhët“ (zersprungen) einen großen,
aber zerrissenen Zahn, unter „Bara“ (was außerhalb — der Rech-

nung — ist) kleine Zähne unter funfzehn arabischen Pfunden und unter „Schëmîë“ Zähne von gestorbenen Thieren, welche lange Zeit in der Sonne, „Schems“, gelegen haben. Die letztere Sorte wird nur mit zwei Dritttheilen ihres wirklichen Gewichts und außerdem, weil sie an Reinheit der Farbe und Festigkeit verloren hat, zu niedrigeren Preisen berechnet.

Das arabische Gummi wird vorzugsweise in Kordofan eingesammelt und kommt erst von dort aus nach Charthum. Nach der Regenzeit quillt es als Harz mehrerer Mimosenarten in dicken, wasserhellen Klumpen aus den Zweigen und Nestern der Bäume hervor, trocknet in der Sonne mählig zusammen, wird dabei, wegen Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre, dunkler und kann nun eingesammelt werden. Hierzu bedienen sich die Eingebornen hölzerner und eisener Haken, mit denen sie die Harzklumpen abreißen. Sie mischen gute, d. h. reine, und schlechte Klumpen unter einander und bieten sie den das Land durchziehenden Kaufleuten partienweise im Bausch und Bogen zum Kauf an. Diese verpacken es in große Bastfäcke, „Khüffë“, von je zwei arabischen Centner Inhalt, vereinigen zwei solcher Säcke zu einer Kamelladung, „Nächël“, und schaffen so die Waare über Charthum oder Dongola nach Kairo. Während des Transportes verliert das Gummi zwölf Prozent seines Gewichts durch Verdunstung des noch in den einzelnen Klumpen enthaltenen Wassers.

Die übrigen Handelsartikel sind mit Ausnahme der Sklaven und Hausthiere den erwähnten untergeordnet. Man schafft wohl zu zierlichen Tischler- und festen Holzarbeiten bestimmtes Eben- und Mimosenholz nach Egypten, nimmt Senesblätter, Tamarindenkuchen, Straußensehern, Hippopotamuspeitschen u. c., mit unter die dahin abgehenden Waarensendungen auf, aber das geschieht Alles nur gelegentlich. Dagegen werden mit Sklaven die ausgedehntesten Geschäfte gemacht und leider theilnehmen sich die in Charthum ansässigen Europäer hieran oft genug. Ich will hier nicht auf die Art und Weise des erniedrigenden Menschenhandels eingehen, sondern begnüge mich, die Dualitäten und die darauf bezüglichen Preise der Sklaven anzugeben. Zunächst unterscheidet

man ihren geistigen Fähigkeiten nach Abyssinier, Dahr=Fuhr-, Takhale-, Tabi-, Schilluk- und Dinkhaneger und schätzt sie, nach der von mir beobachteten Reihenfolge, mehr oder weniger. Weibliche Sklaven sind immer theurer als männliche; Verschnittene sind theurer als beide zusammengekommen. Dem zu Folge handelt man lieber mit weiblichen Sklaven als mit männlichen; deshalb finden sich, zwar weniger in Charthum selbst, als in Woled=Medine, Sennahr und Kordofahn noch Leute, welche das schändliche Gewerbe der Knabenverstümmelung betreiben und jene Operation *) vornehmen, die nur in fünfundsiebzig von hundert Fällen einen glücklichen Ausgang wahrscheinlich macht. Je nach ihrer Jugend, Schönheit, Körperstärke und Brauchbarkeit werden die Sklaven zum zweiten Male eingetheilt. In Charthum kostet ein Schilluk- oder Dinkhaneger zwei- bis vierhundert, ein Neger aus Dahr=Fuhr, Takhale oder vom Berge Tabi vier- bis siebenhundert, ein Abyssiner, d. h. Gällä, Mäkäfte oder Häbēschi sechshundert bis tausend, ein Verschnittener sechshundert bis vierzehn- oder selbst sechzehnhundert Piafter; Negerinnen sind um die Hälfte theurer als Neger; Abyssinierinnen werden mit sechshundert bis zweitausend Piafter bezahlt.

Stellt man die gewöhnlichen Preise der Hausthiere daneben, so ergiebt sich, daß diese denen der Menschen fast gleich sind. Ein gewöhnliches Kamel wird mit zwei- bis vierhundert, ein guter zugerittener Hedjih von den Bischahri=Arabern mit acht- bis zwölfhundert Piaftern bezahlt. Die Pferde sind kaum theurer als gute ägyptische Esel; erstere kosten vier- bis zwölfhundert Piafter, letzterer zuweilen noch zwei- bis vierhundert Piafter mehr.

Der Ort wo die Handelsgeschäfte abgemacht werden, ist der

*) Puer castrandus antea jejunio longo et alvi purgatione magnopere debilitatur et frangitur. Ante castrationis operationem puer spondae (Ankharahb appellatur) alligitur ne se movere situmque justum vertere possit. Tum operator non solum testicula sed etiam penem ipsum acuto abscindit cultro; emplastrum adipe illitum in vulnere imponit et fistulam plumbeam in urethram immittit, usque ad vulnus sanatum. Vulnere bene et feliciter sanato carentium loco cicatrix leve modo animadvertitur.

Basar; hier werden auch gerichtliche Versteigerungen abgehalten, gewöhnlich Freitags. Der Richter nimmt mit seinen Schreibern in einer Bude Platz, die Kauflustigen schlürfen in den übrigen Kauf-laden ihren Kaffe. Ein Dellahl (Mäkler) führt die zu versteigernden Gegenstände, z. B. Sklaven, Kamele, Esel, Pferde u. c., vor, geht mit ihnen von einer Bude zur andern und nennt mit lauter Stimme die Zahl der Piafter, welche ihm für das Verkaufsobjekt geboten wurden. Das höchste Gebot meldet er dann dem Eigenthümer oder dem eine Sache Verkaufenden und fragt an, ob er damit zufrieden sei oder nicht. Er erhält für seine Bemühungen von der Regierung zwei, von Privaten fünf Prozent des Werths der verkauften Waare und wird von Beiden gleich oft benutzt. Zuweilen sieht man ihn wie einen Harlekin gepuzt über den Markt gehen; er hat vielleicht zwanzig verschiedene Kaufsartikel über Arme und Schultern gebreitet oder in seinen Leibgurt gesteckt. Diese Leute werden von der Regierung streng überwacht und wenn sie wegen erwiesenen Betrugs angezeigt wurden, so hart bestraft, daß man bei ihnen eine durch die Furcht vor der Peitsche bedingte Ehrlichkeit voraussetzen kann.

Nächst Charthum nenne ich als bekannte Handelsstädte des Ost-Sudahn noch Müsüllémîé und el Dbeid, die Hauptstadt Kordofahn's. Von letzterer werde ich im Verlaufe meiner Erzählung ausführlicher reden; erstere liegt in der Nähe der Provinzialhauptstadt Wolled-Medine und ist für den Handelsverkehr mit Abyssinien von großer Bedeutung. Der Handel ist auch im Innern Afrikas das die Völker vereinigende Motiv. Fast aller stattfindende Verkehr ist im Interesse des Handels entstanden und wird durch dasselbe unterhalten. Die Regierung richtete nur zwei Poststraßen ein: eine von Charthum nach Kairo, die andere von Charthum nach el Dbeid. Beide sind durch Latief-Pascha so verbessert worden, daß jetzt ein Brief in fünf und zwanzig Tagen von Charthum nach Kairo gelangt. Ich verstehe unter der Verbesserung der Poststraßen keineswegs eine geschickte Anlage von Straßen, — denn Straßen giebt es im Innern Afrikas nicht — sondern vielmehr ein geordnetes, sich zur rechten Zeit ablösendes Postpersonal.

Von Charthum aus gehen wöchentlich zwei Hedjanihn (Dienstags und Freitags) mit einem Briefeisen nach Egypten ab, erreichen in fünf Tagen Berber el Mucheïres, in zwölf bis dreizehn Tagen Korosko und kommen nach sechszehn oder achtzehn Tagen in Assuan an, wo sie ihre Briefe und Depeschen abgeben. Diese Postreiter werden, wo es thunlich, von zwei Tagen zu zwei Tagen abgelöst und reiten schnellfüßige, gute Bisshahri-Kamele. Bei Betracht der Verhältnisse innerafrikanischer Länder muß man dieser Einrichtung jedes Lob zugestehen. Ich meines Theils habe nie den Verlust eines Briefes zu beklagen gehabt. Für einen anderweitigen Verkehr findet keine regelmäßige Verbindung statt; nur der Kaufmann bringt Nachrichten von den Nachbarländern des Sudahn nach dessen Hauptstadt. Er kennt gewisse Orte, von wo aus er seine Reisen antritt und nach denen er zurückkehrt. Ein solcher Ort ist Musellemie für die Verbindung des Sudahn mit Abyssinien, Obeid für die mit Dahr-Zuhr. Hier sammeln sich abreisende und zurückkehrende Kaufleute und so entsteht ein ziemlich schwunghafter Verkehr und Waarenumsatz.

Die Länder, mit denen die Kaufleute Charthum's verkehren, sind: Abyssinien, Taha, Femen, Indien; Kordofahn, Takhale, Dahr-Zuhr; Rubien, Egypten und die Negerlande des weißen und blauen Flusses. Zuweilen bringen einzelne Djellalibh *) in westlicher Richtung weit in's Innere vor.

Nächst dem Handel nimmt der Ackerbau unter den Gewerben der Sudahnesen die erste Stelle ein. Ich habe erwähnt, daß der in der Nähe Charthum's betriebene unbedeutend ist; in Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt sind, ist dies nicht mehr der Fall. Hier beginnt der interessante, dem

*) Djellahb oder Djellahbi, Plur. Djellalibh (Wurzel djalaba), „ein Kaufmann, welcher Waaren von einem fernen Orte zum andern bringt;“ heißt, weil diese Leute gewöhnlich mit Sklaven handeln, fast gleichbedeutend mit Sklavenhändler.

Ost-Sudahn ganz eigenthümliche Getraidebau in der Steppe. Die Ufer der Ströme sind überall in Nord-Ost-Afrika die einzigen Felber, auf denen man vermittelst Schöpfrädern das unbedingt nöthige Wasser jederzeit herbeischaffen kann; sie sind für Egypten und Nubien der Lebensfaden, welcher sich durch das öde Stein- und Sandmeer hindurchwindet. Im Sudahn verlieren sie an Gewicht. Da, wo in Afrika der Himmel seine Schleusen öffnet, treibt die Erde überall zum fröhlichen Leben. Südlich vom sechszehnten Grade der nördlichen Breite giebt es keine Wüsten mehr; sie verwandeln sich in Steppen. Hier deckt eine verhältnißmäßig üppige Vegetation die Erde. Der Sommer sucht diese zu vernichten, der Winter weckt sie zu neuem Leben. Das ist der, von uns später noch genauer zu betrachtende Boden, auf dem der Sudahnese seine Durrahsfelder anlegt.

Kurz vor Beginn der Regenzeit zündet er das Gras der Steppe an. Das Feuer verbreitet sich meilenweit und rasirt die ganze Fläche; das Unkraut verschwindet, aber es giebt den Keim zu neuem Leben. Fruchtbare Asche bleibt zurück, der erste Regen vereinigt ihr kohlensaures Kali mit dem Humus des Bodens. Jetzt erscheint der Bauer, um sein Samenkorn auszustreuen. Die Bewohner eines Dorfes vereinigen sich, um ein einziges, ungeheures Getraidefeld anzulegen. Mit einem halbmondsförmigen Eisen, Häschhäsch *) genannt, lockern die Männer die Erde auf, dann stechen sie mit einem zugespitzten, unserm Pfahleisen oder „Stichel“ entfernt ähnlichen Mimosenholze, drei bis vier Fuß im Quadrate von einander entfernte, Löcher in dieselbe. Die Frauen streuen einige Durrahskörner in jedes Loch und treten es leicht mit dem Fuße zu. Der von

*) Haschasch, Wurzel häsch, Etwas, womit das Gras, „Haschiesch“, bearbeitet wird. Einige Reisende haben Haschasch mit „Opiummesser“ übersezt, weil Haschiesch auch ein dem Opium ähnliches, berauschendes Hanfsamenertract bedeutet und Derjenige, welcher Haschiesch genießt, Haschiasch genannt wird. Jedermann sieht ein, daß der seiner reichen, biegsamen Sprache wohl kundige Araber durch dergleichen geistvolle Uebersetzungen eben nicht in's vortheilhafteste Licht gestellt wird. Ich habe aber die betrübende Erfahrung, daß mancher Reisende dem andern offenbaren Unsinne ohne Bedenken nachschreibt, leider nur zur oft gemacht.

nun an fallende Regen ruft bald ein kräftiges Wachsthum der gekeimten Durrah hervor; schon drei Monate nach der Ausfaat reifen die fußhohen Kolben auf kräftigen, übermannshohen Halmen oder Stängeln. Bis dahin hatten sich die Sudahnesen nicht um ihre Felder gekümmert; der Himmel sorgt mit seinen fruchtbringenden Niederschlägen und seiner belebenden Sonne mehr, als ihnen nöthig, für sie. Zur Zeit der Erndte zieht Alt und Jung hinaus, um die reifen Kolben zu sammeln. Von dem Stroh benutzt man nur so viel, als man gerade zum Dach oder der Seitenwand eines Tokhul braucht, das übrige bleibt auf dem Felde stehen und dient als Viehfutter. Die Kolben werden an bestimmten Stellen des Feldes zusammengetragen und auf Haufen geworfen, um gedroschen zu werden.

Man legt die Tennen sogleich auf freiem Felde an. Ein viereckiger, seitlich erhöhter oder mit niederen Wällen umgebener Raum wird geebnet, festgestampft und geglättet. Nebenan klebt man auf der Windseite eine Erbsäule zusammen, behufs der späteren Reinigung der Frucht. Nachdem nämlich die Kolben mit langen Stöcken gedroschen worden sind, besteigt einer der Männer die Säule und läßt sich eine große, mit Spreu und Fruchtkörnern gefüllte Mulde hinaufreichen. Von der Erhöhung herab schüttet er die Mulde bei starkem Winde langsam aus. Der Wind treibt die Spreu hinweg, die Körner fallen vermöge ihrer Schwere zu Boden. Zwar enthalten sie noch kleine Steinchen und Erdtheile, doch hat das keinen Nachtheil, weil die Körner vor dem Gebrauche erst sorgfältig gewaschen werden.

Die auf diese Weise „gewurften“ Körner werden nun bis zu ihrer Verwendung in den Fruchtbehältern der Sudahnesen aufbewahrt. Man gräbt, oft weit von den Dörfern entfernt, brunnenartige zwölf bis zwanzig Fuß im Durchmesser haltende und doppelt so tiefe Löcher in die Erde, an erhöhten, möglichst vor dem Regen geschützten Stellen. Dahinein schüttet man zuerst eine mehrere Fuß hohe Lage von Spreu oder zerkleinertem Stroh (Tibbn) und belegt diese mit festen, reinlichen, aus zerspaltenen Palmenblättern geflochtenen Matten (Bürsch oder Hässiere), worauf

endlich die Körner zu liegen kommen. An den Seitenwänden verfährt man ebenso, füllt die Grube allmählig bis oben mit Getraide an, stampft die Spreu an den Seiten fest, schüttet über Matten eine neue, sechs bis acht Fuß tiefe Spreulage und bedeckt die Grube mit einem Erdhügel. Die Trockenheit der Erde in innerafrikanischen Ländern ist so groß, daß die Sudahnesen ihr auf solche Art aufgespeichertes Getraide ohne Nachtheil zehn Jahre lang aufbewahren lassen; nur muß das Magazin, wenn es einmal angegriffen wird, sogleich vollständig geleert werden, wenn die Körner nicht dann noch verderben sollen.

Der Dochen wird ebenso behandelt, wie die Durrah. Er ist feinkörniger als diese, dem Hirsen ähnlich und liefert schmackhafteres Brod oder, weil er mehr Zucker enthält, geistigere Meriesa. Meiner Ansicht nach ist der Dochen das „Senforn“ der Bibel. Ein Körnchen treibt einen Stängel von sechs bis zehn Fuß Höhe, welcher den Ausdruck der Bibel, „Baum“, wohl rechtfertigt und mit einem oft mehr als tausend Körnchen bergenden Kolben gekrönt ist. In der Provinz Charthum wenig kultivirt, ist er das einzige Getraide der Bewohner Kordofan's, Dahr-Fuhr's und der Negerländer am blauen und weißen Flusse. Er ist noch anspruchsloser als die Durrah, gedeiht selbst auf schlechtem und sandigem Boden, übertrifft die mehr ein fettes Erdreich liebende Durrah oder den Moorhirsen an Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit und wird deshalb ein unendlich wichtiges Naturprodukt für alle Steppebewohner.

Neben der Durrah und dem Dochen, den für den Sudahn wichtigsten Getraidearten, baut man auch noch Simsim in der Steppe. Die Sudahnesen bereiten aus den Körnern des Simsim (Sesams?) ein erträglich gutes Speiseöl; aber durch ein ganz eigenthümliches Verfahren. Sie zerreiben die Körner auf der Murhaka und kochen das Mehl in großen thönernen Gefäßen. Das Del schwimmt hierbei oben auf, wird abgeschöpft und in Kürbissflaschen aufbewahrt. Geradese entziehen sie auch den Coloquinthenkürbissen (arabisch Händäl) einen Theer, mit welchem sie hauptsächlich die Kamele einschmieren. Sie glauben damit die Gelenke

der Kamele geschmeidig und beweglich zu machen oder Wunden dieser Thiere zu heilen, vermehren aber den ohnehin unleidlichen Gestank derselben noch bedeutend.

Ohne Zuthun der Menschen wächst in der Steppe Indigo (arabisch Nihlë genannt). Früher gab es im Sudahn mehrere Fabriken zur Bereitung des von den Arabern sehr geschätzten Färbestoffs; jetzt bestehen meines Wissens nur noch zwei von ihnen: die eine in dem Dorfe Kärriüm am Djebel Rojahn, die andere in dem Städtchen Meraui am Djebel Barkal, im Dahr el Scheikie. Beide gehören der Regierung, sehen aber ihrem Verfall entgegen: die Türken und Araber verstehen wohl Etwas zu erbauen, nicht aber, es zu erhalten. In Charthum kostet die Okha Indigo zwölf Piaster, was nach unserem Gewicht und Geld für das preussische Pfund zehn bis zwölf Silbergroschen betragen würde.

Handel und Ackerbau sind die unter den Sudahnesen verbreiteten Gewerbe. Handwerke existiren in der von uns gekannten Bedeutung unter ihnen nicht; jeder ist mehr oder weniger selbst der Verfertiger dessen, was er braucht.

Die Frauen sammeln die aus den reifen Kapseln der wild wachsenden oder angebauten Staude hervorquellende Baumwolle, krepeln und reinigen sie mit der Hand oder mit selbstgefertigten, höchst einfachen Instrumenten und spinnen sie auf mangelhaft geschnitzten Spindeln zu ungleichen Faden aus. Männer und Frauen sind gleich fähig, zu weben; die Stühle, auf denen es geschieht, sind ebenso einfach als das gewebte Zeug. Der Weber oder die Weberin schlägt sich im Schatten eines dichtbelaubten Baumes vier Pfähle in die Erde und bedeckt diese mit einem Dach aus Durrahstroh. Inmitten dieser Hütte ist ein Loch, in welchem der Arbeiter seine Füße unterbringt und die Trittbrette zu den „Geschirren“ befestigt. Die „Lade“ mit dem aus Durrahstroh gefertigten „Kamm“ hängt an zwei Schnuren vom Dach herab. Dann sieht man noch zwei runde Hölzer zum Aufwickeln des Zeuges und in einer bestimmten Entfernung einen in die Erde geschlagenen Pfahl, um welchen der Arbeiter das Ende der „Kette“ schlingt. Das ist,

nebst einigen Stäben und Stricken, der ganze Apparat, welcher unseren Webstuhl vertreten muß.

Das gewebte Zeug wird entweder als Ferbah oder zum Verrichten der kurzen Beinkleider benutzt. Der Schneider ist unnöthig, weil sich der Sudahnese die Beinkleider, wenn er sie überhaupt besitzt, selbst zuschneidet und zusammennäht; seine Tathie kauft er sich auf dem Basare. Ebenso wenig bedarf der Eingeborne der Hülfe eines Gerbers oder Schuhmachers, um seine Sandalen anzufertigen. Die Männer verstehen ohne Ausnahme Leder zu gerben. Man benutzt die gerbsäurereichen Schoten einer, niedere Büsche bildenden Mimosenart arab. „Kharat“ als Lohe und gerbt nur so viel Leder, als man gerade braucht. In der Nähe von Musellemie werden sehr dauerhafte Ledergeflechte und andere Lederarbeiten gefertigt, aber auch dieses Handwerk ist von Jedermann gekannt.

Die Sudahnesen können das Eisen schmieden und schmelzen. Kordofahn ist reich an Eisenerz von vorzüglicher Güte, sogenanntem Raseneisenstein. Diesen schmelzen die Eingebornen in kleinen, trichterförmigen Erdgruben mit selbstgebrannten Kohlen aus Mimosenholz, um das zur Aufertigung ihrer Waffen und Geräthschaften nöthige Roheisen zu erhalten. Man staunt bei Besichtigung ihrer Schmiedearbeiten über die Einfachheit der Werkstätte und der Instrumente. Ein schlechter, kleiner Blasebalg, ein kubisches Stück Eisen als Ambos, einige Hämmer und eine Zange sind dem Schmiede zu seinen Arbeiten ausreichend; er versteht damit Dinge zu fertigen, welche bei uns zu Lande mit weit vollkommnerem Arbeitsmaterial kaum besser gearbeitet werden.

So ist es mit allen übrigen Handwerken (wenn ich so sagen darf), welche sie betreiben. Gänzlicher Mangel an Ausbildung ist des Arbeiters Loos, er besitzt erbärmliche Werkzeuge und geringes Rohmaterial und ist dennoch im Stande, für seine Verhältnisse Großes zu leisten.

Das Klima Charthum's ist unbedingt eins der ungesundesten der Erde. Man hat berechnet, daß achtzig Prozent aller Europäer,

welche gezwungen sind, mehrere Jahre nach einander in Charthum zu leben, während dieser Zeit sterben. Die Lage der Stadt selbst, zwischen zwei, während der Regenzeit anschwellenden und dann große Sümpfe bildenden Flüssen, würde zwar auch unter unserem Himmel eine der Gesundheit schädliche sein, allein die Sterblichkeit ihrer Bewohner steht mit der einer gleich ungünstig gelegenen Stadt Europa's in keinem Verhältniß. Das Klima des Sudahn ist es, das dem Menschen verderblich wird: ein Klima, welches dem Schwarzen ebenso wenig zusagt, als dem Weißen, welches den Eingebornen ebenso leicht hinrafft, als den Fremdling. Die Krankheiten sind im Sudahn so rapid, daß sie oft in wenig Stunden den Tod herbeiführen. Sie sind theilweise durch gewisse Jahreszeiten bedingt, treten aber sporadisch auch das ganze Jahr hindurch auf.

Man kann im Sudahn hauptsächlich zwei Jahreszeiten unterscheiden: die Zeit der Dürre und die Regenzeit, oder Sommer und Winter. Zwischen beiden giebt es keine Uebergänge: die eine folgt plötzlich auf die andere. Beide stehen sich feindlich gegenüber: was die eine hervorruft, sucht die andere zu vernichten. Die Regenzeit ist die Zeit des Lebens: sie wandelt das Land in einen blühenden Garten um; die Dürre vernichtet die Vegetation und quält die Geschöpfe.

Der Charief*), wie der Araber die Zeit der Regen nennt, beginnt in Charthum im Juni oder Juli und währt bis Mitte des Oktober. Im Süden regnet es früher und heftiger, als im Norden; die Regen kommen von oben herab und ziehen sich bis zum achtzehnten Grade der nördlichen Breite nach dem Mittelmeere hinab. Man kann sich von dem trostlosen Zustande der Natur vor und dem lebenskräftigen Schaffen derselben während und nach der Regenzeit keine Vorstellung machen. Der Charief erweckt Alles zu neuem Leben; er kleidet die verbrannte Steppe in ein neues, blüthenreiches, duftiges Gewand.

Wenn in den Monaten März und April die Sonne ihre Gluth-

*) „Drei Monate zwischen Sommer und Winter, in denen man Früchte einsammelt.“

strahlen senkrecht auf den Sudahn herabsendet und beinahe ihre größte Höhe erreicht hat, treten die Südwinde, welche bis dahin noch durch die von Norden her zuströmenden Passatwinde zurückgehalten wurden, häufiger und stärker auf. Sie vermehren die Hitze und nehmen nach den Beobachtungen Ruffegger's einen elektrischen Charakter an, beengen die Brust des Menschen und ängstigen die Thiere. Es sind dieselben Winde, welche in den Wüsten als Samuhm den Sand emporwirbeln, die Wasserschlänche der ziehenden Karawane trocknen und die an Durstesqualen verendeten Menschen damit begraben, in Egypten als Chamasihn*), d. h. der Wind, welcher innerhalb fünfzig Tagen weht, die Bäume entblättern, als Sirrocco den Schiffen des Mittelmeeres, als Föhn den Bewohnern der Alpen gefährlich werden und als Thauwind Deutschlands Fluren durchsaufen. Sie sind überall mehr oder weniger gefürchtet, am heftigsten und furchtbarsten aber in den Tropen. Es scheint, als wollten sie dort die ganze Natur vernichten. Sie trocknen und zerstäuben die Blätter der noch grünenden Bäume, zerspalten und zerklüften die dürstende Erde und beunruhigen die lebenden Wesen. Aber gerade diese Südwinde sind die Boten des Lebens, denn sie bringen die Regengüsse aus dem Süden herbei. Zwar kann sich, so lange sie wüthen, kein Gewitter zusammenziehen, keine Wolke entladen, aber sie ermatten allmählig. Und nun kämpft das lebenbringende Element des Wassers mit dem ertödtenden, gluthhauchenden Winde. Je schwächer die Südwinde werden, um so dunkler und dichter werden die Wolken. In den Monaten Mai und Juli ändern sich die Luftströmungen. Die konstanten Südwinde wechseln mit Stürmen aus Südost, Ost, Südwest und West. Die ersteren sind in Charthum die, welche Gewitter herbeiführen; sie sind die Träger und Herolde des Regens, auf ihren Fittichen rauschen die Wolken daher.

Ein Gewitter in den Tropen ist eine so imposante Naturerscheinung, ist so grauenhaft furchtbar und so unendlich erhaben,

*) Ost Kamsin, Chamsin und Schamsin geschrieben. Abgeleitet von chamsihn, fünfzig.

daß keine Feder Worte finden kann, es würdig zu schildern. Ich will es versuchen, den Umriss zu einem nie wiederzugebenden Bilde zu liefern:

Gewitterschwanger droht der Himmel, ein Orkan mit Regengüssen ist im Anzuge. Wir betrachten das sich entfaltende Schauspiel von einem erhöhten Standpunkte aus, wozu uns die Terasse unseres Lehmhauses am Geeignetsten scheint. Noch rührt sich bei uns kein Lüftchen, noch hört man kein Flüstern der Blätter gründer Bäume, noch ist Alles todt. Todt wird es aber auch in den Straßen der Stadt, todt in dem Walde und den Baumhecken der Gärten. Die Verkaufshallen in den Basaren, die öffentlichen Amtssäle und Schreibstuben der Regierung werden geschlossen, Jedermann zieht sich in seine Behausung zurück; die sonst so lauten, freitüchtigen Hunde schleichen mit eingezogenem Schwanz einem stillen Plätzchen zu; der Gesang, jede Stimme der Vögel ist längst verstummt, sie selbst haben sich im dichtesten Laubwerk geborgen. Diese Ruhe ist unheimlich, wahrhaft grausenregend; sie ist die Stille vor dem Ausbruche einer allgemeinen Empörung der Natur.

In der Ferne ballt sich eine dunkle, flammende Wolke zusammen. Sie erscheint wie die Feuerwolke über einer brennenden Stadt oder einem meilenweit in Flammen stehenden Walde. Brandroth, Purpur, Dunkelroth und Braun, Fahlgelb, Grau, Tiefblau und Schwarz gattet und vereint sich in allen Schattirungen zu einem furchtbar anzuschauenden Ganzen. Je dunkler diese Wolke wird, um so dunkler wird der Himmel. Sie wächst immer mehr an Ausdehnung und ihre Farbe an Intensität. Jetzt hört man von Ferne ein pfeifendes und sausendes Geräusch; — bei uns ist noch Alles tonlos. Nur die Hitze und der Luftdruck mehren sich; das Thermometer steigt um mehrere Grade, das Barometer fällt auf „Sturm“ herab. Die Schwüle wird unerträglich und beengend; der muthigste Mann fühlt sein Herz stärker schlagen, unwillkürlich muß er dem allgemeinen Zustande der Natur folgen.

Unser Horizont wird immer kleiner. Die dunkle, undurchsichtige Wolke hüllt nach und nach alles Sichtbare in ihren düsteren Schleier. Blögllich bewegen sich die Zweige der nächsten Bäume

mit Heftigkeit, der Wind hat sie erreicht. Zuerst sind es mehrere einzelne Stöße, dann nimmt er seine sich immer steigende Heftigkeit an. In wenig Minuten erwächst er zum Sturme, der Sturm zum Orkan. Dieser wüthet mit einer beispiellosen Gewalt. Sein Toben ist so groß, daß man das ausgesprochene Wort nicht tönen hört. Jeder Laut wird von einem nicht zu beschreibenden Getöse, Geprassel, Pfeifen und Sausen, Heulen und Rauschen übertönt, verschlungen. Die vor Kurzem noch ruhig stehenden Bäume beugen sich wie schlanke Gerten, ihre Kronen werden hin und her geschleudert und des größten Theiles der ihnen noch gebliebenen Blätter beraubt, die Stämme ächzen, krachen und brechen. Es ist, als ob die Elemente mit einander kämpfen wollten. Selbst die Grundfesten der Erde möchte der Orkan erschüttern: er wühlt in den Rigen und Spalten der Erdoberfläche herum, nimmt den Staub und Sand daraus, führt ihn mit sich fort und schleudert ihn mit Gewalt durch die Thür- und Fensteröffnungen in das Innere der Wohnungen hinein; er belegt damit alle Gegenstände liniendick und wirft ihn mit solcher Macht an feststehende Sachen an, daß er prickelnd zurückprallt. Wir haben längst unseren Rückzug in das Innere der Wohnung nehmen müssen; denn wehe dem Armen, der im Freien von solch' einem Unwetter überrascht wird. Aber auch in unserer Behausung wird es unheimlich. Es wird so finster, daß wir, um nur Etwas zu sehen, Laternen anzünden müssen; der über und um uns dahin saufende Staub verdunkelt jede Aussicht *).

Da auf einmal übertäuben prasselnde Donnerschläge das Tosen der Windsbraut. Noch kann man keine Blitze sehen, die Staubwolken sind zu dicht, aber immer lauter und vernehmlicher dröhnt des Donners Rollen durch das allgemeine Tonchaos hindurch. Jetzt rauscht es sonderbar dazwischen: es ist, als ob der Hagel Deutschlands Gauen verwüstet und doch sind es nur einzelne Re-

*) Diese Schilderung wurde nach einem von uns am 5. Juli 1850 in Chartum beobachteten Gewittersturm und einem, uns am 10. Juni im Freien überraschenden Orkan entworfen.

gentropfen, die aber bald zu Güssen anwachsen. Die Musik der Hölle nähert sich dem Ende, der Orkan ermattet, der Sturm schweigt endlich. Nun werden wir auch des fahlen Lichtes der Blitze gewahr; einer folgt auf den andern, ohne Pausen; ihr Licht ist so grell, daß man die schmerzenden Augen schließen muß. Der Donner rollt in unübertrefflicher Stärke, ohne Aufhören, der Regen stürzt in wolkenbruchartigen Strömen herunter. Er hat allen Staub mit sich niedergeschlagen und bildet auf den Dächern der Lehmhäuser Teiche, deren Wasser in dichten Strahlen auf die Straßen herabfällt. In kurzer Zeit gleichen diese Flüsse, die Hauptstraßen Strömen, die öffentlichen Plätze Seen; es bilden sich Lachen von drei bis acht Fuß Wassertiefe.

So dauert das Unwetter zwei oder höchstens drei Stunden. Der dunkle Himmel entsendet einen seiner flammenden Feuerstrahlen nach dem andern, der Donner rollt ohne Unterbrechung, aus dem Regen scheint ein Wolkenbruch geworden zu sein. Doch der Wind erhebt sich nach kurzer Ruhe wieder und führt die Regenwolken rasch von dannen; schon leuchten die Blitze in weiter Ferne, der Donner wird schwächer, der Regen hört auf. Noch immer ist die Sonne hinter dichtem Gewölk verborgen, aber ehe sie für heute scheidet, sendet sie noch einen Strahlenblick zu uns herauf und beleuchtet rosig die gleichsam neubelebte Natur.

Jetzt tritt jene wohlthätige Ruhe nach dem Sturme ein. Die Blätter der immer grünen Bäume, auf denen sich wochen- und monatelang der Staub gelagert hatte, prangen jetzt im schönsten Dunkelgrün; die Pflanzen, welche ermattet ihre Zweige, Blätter und Blütenkronen hängen ließen, scheinen neu geboren zu sein. Wir vermögen es nicht, nach den uns bekannten Naturerscheinungen unserer gemäßigten Zone auf die allgemeine Erschöpfung alles Lebenden in Central-Afrika zur Zeit der Dürre zu schließen, sind aber auch nicht im Stande, uns die Lebensfreudigkeit und Lebensihätigkeit der Pflanzen und Thiere zu versinnlichen, wie sie sich nach einem Gewitter in den Tropen kundgiebt. Der erste Regenguß des Charief ist der Zauberschlag, welcher den Frühling und das Leben jener Länder hervorruft. Ein einziger Regen ist hinreichend, die früher braune

Erde mit einem grünen Teppich zu überkleiden; nach wenig Tagen sproßt das junge Gras überall lustig empor. Lange schon standen die Bäume knospend, der Regen zersprengt die Hüllen, frisch und kräftig entfalten sich die Blätter und werfen ihr grünes Gewand um die von nun an in ihrem Frühlingschmucke prangenden Kronen der Bäume. Man muß den Urwald in seiner Herrlichkeit gesehen haben, um den Frühling der Tropen würdigen, begreifen zu können. Wie balsamisch durchweht der von den blühenden Mimosen jetzt so freigebig gespendete Blüthenduft die kühlende, Geist und Körper, Herz und Sinn erfreuende, erhebende und belebende Tropennacht! Wir werden später einen Tropenwald durchwandern, um auch auf das Leben in der Thierwelt unsere Blicke zu werfen; ich gedenke hier nur des Lebens in den Straßen Charthum's während der Regenzeit. Sogleich nach dem ersten Regen hört man die Conzerte kleiner Frösche, deren laute und tiefe Bassstimmen auf einen vierfach größeren Körper schließen lassen, als die Thierchen wirklich besitzen. Sie sind wenig Stunden nach dem ersten Regen erschienen, man weiß nicht, woher; sie bewohnen die Lachen zu Hunderten, ihre Stimmen durchhallen weithin die Nacht und Niemand sah oder hörte sie vorher. Auf den sandigen Wegen sammeln sich farbenprächtige Sandkäfer (Cincibelen) zu Tausenden, die Wipfel der Palmen und Mimosen sind von Millionen Insekten umschwirrt und langgeschwänzte Ziegenmelker eilen allnächtlich zu ihrem Fange herbei. In jedem Garten bauen fröhliche Vögel ihre Nester, die goldnen und smaragdnen Honigsauger kommen aus den Wäldern bis dicht unter die Fenster an die Blüthen der Kaktusfeigen, um von deren Nektar zu naschen. Es ist eine Zeit des Genusses für den Forscher, aber, wegen der nun auftretenden Krankheiten, eine Zeit der Gefahr für die gebrechliche Hülle des Menschen.

Gewöhnlich regnet es in drei bis fünf Tagen einmal. Die seit Monaten durstige Erde saugt begierig den Himmelsregen ein, das sich auf der Oberfläche sammelnde Wasser verschwindet schnell. Schon nach kurzer Zeit wirbelt der Wind neue Staubmassen auf und erst ein zweiter Regen muß diese wieder niederschlagen. Die

Wärme wird überaus lästig, der Mensch Tag und Nacht von dem aus allen Poren der Haut hervorrieselnden Schweiß gebadet; aber dennoch ist es nicht die positive Hitze, sondern mehr eine kaum zu ertragende Schwüle, welche ermattend auf Körper und Geist einwirkt. Jeder neue Regenguß beschleunigt das wunderbar schnelle Wachsthum der Pflanzen und jeder schwellt die schon hoch gestiegenen Ströme noch mehr an.

Bekanntlich sind es nur die in den Tropen Nord-Ost-Afrika's während des Charief herabstürzenden Regen, welche das Steigen des weißen und blauen Flusses und somit auch des Nil bewirken. Der blaue Fluß fängt in Charthum, weil es, wie schon erwähnt, im Süden des Sudahn eher regnet, als im Norden dieses Landes, schon Anfang Mai's konstant zu steigen an, der weiße Fluß wohl einen halben Monat später. Beide steigen erst sehr langsam, dann aber immer rascher; nur ist das Steigen bei dem durch hohe und steile Ufer eingeengten, direkt aus den Gebirgen herabströmenden Bahr el asrakh sichtlich, als bei dem sich durch viele Breitgrade langsam im Flachlande dahinziehenden Bahr el abiadt. Wenn der blaue Fluß schon hoch geröthet ist, bemerkt man in den graulichen Fluthen des weißen Stromes noch gar keine Färbung. Nachdem die Regenzeit auch bei Charthum begonnen hat, steigen beide Ströme erstaunlich schnell: der blaue Fluß nimmt manchen Tag um einen Fuß an Höhe zu, der weiße zwar weniger, aber um so mehr an Breite. Zur Zeit der Dürre ist er eine starke Viertelmeile von den Häusern Charthum's entfernt, bei seinem höchsten Stande bespühlen seine Fluthen den dicht an den letzten Häuserreihen der Stadt aufgeworfenen Erddamm; dabei ist er auch auf seinem anderen Ufer fast eine Achtelmeile weit in's Land hineingetreten. Dann steht man in den einzelnen Ritzen des durch die Sonnengluth tief zerklüfteten Schlammlandes seiner Ufer geschäftig kleine Bächlein Wassers dem Lande zulaufen; sie erweichen schon vorher den Uferboden weit umher und wandeln ihn, noch ehe er von den Fluthen des Stromes bedeckt wird, in zähen, tiefen Schlamm um. Ein Orkan treibt die Wellen des Flusses oft mehrere hundert Schritte über die Ufer hinaus und bildet, das Wasser zurücklassend, neben

dem Strome eine mehr oder weniger unterbrochene Reihe von Sümpfen.

In der Mitte des Monats August hat der blaue Fluß seine größte Höhe erreicht und beginnt von nun an erst langsam, dann sehr rasch und schließlich kaum bemerkbar bis zu Anfang Februars zu fallen. Der weiße Fluß hat erst zu Ende des August seinen höchsten Wasserstand. Zu dieser Zeit gewähren beide Ströme dicht unter ihrem, der Stadt sehr nahe gerückten Vereinigungspunkte ein majestätisches Schauspiel. Man hat die Wasserfläche eines Stromes von fast einer halben Meile Breite vor sich. Alles Land zwischen den beiden Strömen und Charthum, welches sich früher wüßt oder bebaut dem Auge zeigte, ist verschwunden; von den Inseln inmitten der Ströme sieht man nur noch die, mit Wasservögeln aller Art, wie mit weißen Blüten bedeckten Kronen der Bäume über den Wasserspiegel emporragen; selbst die hart oberhalb des Dörschens Umbürmähnen am linken Ufer des weißen Flusses beginnenden tropischen Wälder stehen größtentheils unter Wasser. Dann tummeln sich, dem weittragenden Kugelrohr des Schützen unerreichbar, verschiedenartige Wasservögel unter Krokodilen und Nilpferden herum, der heilige Ibis baut sein Nest auf den vom Wasser umwogten Mimosen der Inseln, der Webervogel hängt sein zierlich geflochtenes Haus an schwankenden Gerten auf. Allüberall bringt die Regenzeit neues Leben hervor.

Mit dem Verschwinden des Wassers beginnt die Zeit der Dürre. Im Oktober stellen sich die nördlichen Passatwinde ein, erst leise fragend, ob sie sich mit den vom Süden daherrasenden Orkanen wohl wieder in einen Kampf einlassen dürfen, dann stärker und gleichmäßiger. Bis in den November hinein wechseln sie mit Südwinden, erst von der Mitte dieses Monats an behalten sie ihre ungeförzte Thätigkeit. Während im Mai und Juni das Thermometer oft $+40^{\circ}$ Reaum. im freien Schatten zeigte, sinkt es jetzt zuweilen auf $+8^{\circ}$ herab; der an die Hitze gewöhnte Europäer zittert dabei vor Frost und hüllt sich in seine dichtesten Pelze. Im Dezember harren die Durrah- und Dochensfelder der erntenden Sichel entgegen, im Januar und Februar fangen die Bäume an ihre Blätter

zu verlieren; das Gras und die übrigen Pflanzen der Steppe verdorren, die Schlingpflanzen in den Wäldern sterben ab oder versinken in lange anhaltende Lethargie. Aber die Samen aller Pflanzen sind längst gereift, die Jungen der Vögel dem Neste entflohen, die Kinder der Säugethiere zum Ertragen des nun herannahenden Glanzes erstarrt; die Ströme sind bis zu ihrem tiefsten Stande herabgesunken und so seicht geworden, daß sie an einzelnen Stellen durchwaded werden können oder neben ausgebrehten Sandinseln nur ein schmales Wasserbächlein dahin senden, kaum tief genug, Segelbarcken zu tragen. Jetzt steht man das Krokodil reihenweise am Ufer oder auf Sandbänken liegen, um sich behaglich in dem immer mehr an Wärme zunehmenden Strahl der Sonne zu recken, und das Nilpferd sich die tieferen Stellen aussuchen; Ibis und Webervogel sind verschwunden, weggezogen, wer weiß es, wohin. Noch wehten bisher die kühlenden Passatwinde, aber nun treten auch die Südwinde, die vernichtenden, auf: der Kreislauf ist beendet, auf die von nun an waltende Zerstörung folgt wieder neues Leben.

Trotz der in den Monaten März bis August herrschenden fürchterlichen Hitze ist diese Zeit doch die gesündeste für den Fremden und Einheimischen. Erst am Ende des Charief, wenn die feuchte Erde unter der glühenden Sonne auszudünsten beginnt und giftige Miasmen erzeugt, treten die dem Sudahn eigenthümlichen Krankheiten in ihrer vollen Stärke auf. Nur wenige Fremdlinge bleiben von ihnen verschont, viele unterliegen ihnen; aber auch die Eingebornen, welche den Krankheiten nicht die starke Körperkonstitution der Nordländer entgegensetzen können, leiden sehr. Ich glaube, daß ihre Ausschweifungen wesentlich dazu beitragen, daß sie leicht einer Krankheit zum Opfer fallen; oft mag wohl auch gänzlicher Mangel an passender Arznei den Gang der Krankheit beschleunigen und den Tod herbeiführen. Die Sterblichkeit ist unter den Eingebornen während der Monate September und Oktober zuweilen entsetzlich groß und nur der Glaube an das unabänderliche, ihnen schon vorher bestimmte Geschick vermag sie lebensmüthig zu erhalten, wenn der Fieberfrost sie zusammenschüttelt.

Die Sudahneseu kennen die Anwendung wirklicher Heilmittel

nicht. Ihre ärztlichen Kenntnisse beschränken sich auf den Gebrauch weniger Hausmittel, deren Wirkung in vielen Fällen noch sehr zweifelhaft ist. Dagegen nehmen sie zum Aberglauben oder zu einfachen Blutentziehungen um so öfter ihre Zuflucht. Man läßt sich von einem Geistlichen religiöse Formeln oder Khorahnstellen auf Steingutteller schreiben und giebt dem Kranken die davon durch Fleischsuppe abgewaschene Tinte oder, nach ihrer Meinung, die heiligen Worte zu essen, oder setzt Schröpfköpfe, aber auf eine wirklich peinigende Weise. Der die chirurgische Operation Unternehmende schneidet mit der Spitze des Barbiermessers dicht neben einander viele Risse in die Haut des Patienten, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, die langsame Marter aushält. Dann nimmt man einen ausgehöhlten Kürbis, von dessen Kugelfläche ein Segment abgeschnitten wurde, zündet darin einen aus Dattelbast, „Tiefö“, oder Baumwolle bestehenden Klumpen an und setzt den Affenkürbis mit seinem brennenden Inhalte an der abgeschnittenen und geglätteten Stelle auf die wundgemachte Hautportion fest auf. Das Feuer verbünnt die in dem Kürbis eingeschlossene atmosphärische Luft um so viel, als zum Blutziehen erforderlich ist. Gewöhnlich setzt man diese Art von Schröpfköpfen auf der, über dem Schulterblatt sich befindlichen Haut auf und läßt sie so lange ziehen, bis sie von selbst abfallen. Nachdem dies auf der einen Seite geschehen ist, schröpft man auf der anderen.

Oft glauben sie sich die Wirbelsäule verrenkt zu haben und lassen sich, um den bedenklichen Schaden wieder zu heilen, von einem Andern so aufheben, daß der Rücken des Leidenden auf den des Arztes zu liegen kommt, und dann tüchtig abschütteln. Hierbei stöhnt der Arzt ebenso gewaltig, als der Kranke, welcher letzterer nach geschehener Zusammenrückelung vollkommen genesen zu sein glaubt.

Leider helfen derartige Kuren Nichts gegen die verderblichen Fieber des Ost-Sudahn, an denen die Eingebornen ebenso oder noch mehr leiden als die Fremden.

Die gewöhnlichen Fieber sind Wechselfieber mit den auch in Deutschland beobachteten Perioden der Wiederkehr des Anfalls und

bei baldigst angewandter ärztlicher Hülfe selten gefährlich. Aber sie entkräften selbst bei kurzer Dauer den Körper so, daß er zu jeder Arbeit und Bewegung unfähig wird. Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und heftiger Kopfschmerz sind ihre ersten Anzeichen. Dann folgt quälender Frost mit krampfhaften Bewegungen des ganzen Körpers, Uebelkeit und trockne Hitze. Das Gesicht des Kranken, welcher während des Frostes sehr bleich aussieht und mit den Zähnen klappert, röthet sich ungewöhnlich; die Neigung zum Erbrechen wird stärker, ein brennender Durst tritt ein; aber der Magen stößt das aufgenommene Wasser unter schmerzhaften Zusammenziehungen der Bauchmuskeln wieder aus. Der Kopfschmerz wird zuweilen so heftig, daß gänzliche Bewußtlosigkeit und Delirium eintritt, der Kranke phantasirt und nicht auf seinem Lager zu erhalten ist; oft leidet er dabei an entsetzlich peiniger Kolik. Die kräftigsten Menschen werden von dem Fieber am Stärksten angegriffen, Frauen ungleich seltner als Männer.

Nach längerer oder kürzerer Dauer des Anfalls mildert sich die trockne Hitze und ein gelinder Schweiß bricht aus allen Poren der Haut hervor. Je mehr er zunimmt, desto wohlthätiger erscheint er dem Kranken. Er fühlt eine große Erleichterung, zugleich aber eine Schwäche, welche ihm keine Bewegung der Glieder gestattet und erst nach einigen Stunden weniger fühlbar wird.

Im Anfange kann man das Wechselfieber durch nicht allzu starke Dosen von schwefelsaurem Chinin bekämpfen; vertreiben läßt es sich aber durch keine Arznei und kehrt bei der geringsten Veranlassung verstärkt zurück. Strenge Diät und Blutentziehung wird von vernünftigen Aerzten im Sudahn beim Wechselfieber nicht verordnet, wohl aber kräftige und gesunde Nahrung, mäßiger Genuß von starken geistigen Getränken und gute, nicht zu leichte Kleidung, vor Allem eine warme Leibbinde und dicke Kopfbedeckung. Bei großer Hitze hüllt man den mit dem türkischen Tarbuhsch bedeckten Kopf noch in die starke und sehr dicht gewebte, buntfarbige Khüffîs ein. Je besser man das Haupt gegen die Einwirkungen der Sonnenstrahlen und den Unterleib gegen Erkältung schützen kann, desto sicherer erhält man sich die Gesundheit. Im Sudahn

ist die belebende Sonne dem Menschen ebenso gefährlich, als der harmlose Mond, der Tag ebenso schädlich, als die Nacht. Während der letzteren sinkt die zuweilen sehr hohe Temperatur oft um mehrere Grade und zwar so plötzlich, daß sich der im Schweiß gebadete Schläfer, ehe er erwacht, bereits eine lebensgefährliche Erkältung zugezogen haben kann. Deshalb schläft der Sudahnese und in Charthum eingebürgerte Europäer stets unter einer ziemlich dichten, wollenen Decke und hüllt sich mit dieser auch das Haupt ein. Zuwiefern der Mond dem Menschen schädlich werden kann, habe ich nie einschen lernen; daß es aber geschieht, unterliegt gar keinem Zweifel. Die Eingebornen fürchten den „guten Mond“ weit mehr, als die gluthstrahlende Sonne.

Ungleich gefährlicher als die Wechselfieber sind die den Europäern unter dem Namen „perniciöse oder Sennahrfeber“ bekannten Krankheiten. Bis jetzt sind sie noch so wenig untersucht worden, daß selbst die besten Aerzte Ost-Sudahn's nichts Bestimmtes darüber mitzutheilen im Stande sind. Heftiger Kopfschmerz und trockne, glühende Haut gehen dem Delirium und ruhrartigem Erbrechen voraus, fürchterliche Krämpfe enden oft schon am dritten Tage der Krankheit das Leben. Die perniciösen Fieber treten gegen das Ende der Regenzeit auf, nehmen zuweilen den Charakter einer Seuche an und dezimiren die Bevölkerung eines von ihnen ergriffenen Orts. Ihre lebenszerstörende Wirkung soll sich vorzugsweise in den Verdauungsorganen aussprechen. Gewöhnlich ist ärztliche Hülfe vergebens; die sicherste Anzeige des tödtlichen Ausgangs der Krankheit ist nach Dr. Penney's Beobachtungen das Anschwellen der Hals- oder Achseldrüsen. Man schreibt ihr Entstehen den schädlichen Ausdünstungen des durch die Sonne Central-Afrika's monatelang durchglühten und plötzlich stark besuchten Erdbodens zu, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entscheiden.

Außer den genannten Krankheiten kommt, wenn auch sehr selten, die Cholera im Sudahn vor. Die Sudahnesen und Araber nennen sie „Häü ä l ä s f ä r“, d. h. die gelbe Luft, und fürchten sie ungemein. Die Dissenterie tritt nicht so häufig, als in

Egypten, aber viel rapider auf und endet fast immer mit dem Tode; der Sonnenstich wird ebenfalls nur selten beobachtet, ist aber viel gefährlicher als in Egypten. Es kommt vor, daß vollkommen gesunde Menschen über Kopfschmerzen klagen, nach wenigen Minuten bewusstlos zusammenbrechen und unter anhaltenden Blutstürzen versterben. Die Lustseuche soll durch türkische Soldaten nach dem Sudahn gebracht worden sein. Bei der Unwissenheit der Heilkundigen des Volks und dessen eigener Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegen alles ihm offenbar Schädliche nimmt sie leider einst einen sehr bössartigen Charakter an und wird der Untergang vieler.

Sehr selten sieht man unter den Sudahneseu einen Lahmen; nie einen Ausgewachsenen. Alle Krankheiten und Uebelstände des Körpers, welche durch das verfeinerte Leben civilisirter Nationen entstehen, fehlen im Sudahn. Der Mensch gleicht in jenem Lande auch in körperlicher Hinsicht den übrigen Säugethieren in höherem Grade, als der auf Unkosten des Körpers geistig verfeinerte Europäer. Das Kind wächst wie ein Thier auf; ungewohnt an sorgsame Pflege und Wartung, kriecht es in wenig Monaten im Sande herum und lernt seine Glieder viel eher gebrauchen, als ein Kind europäischer Eltern. Wie dem Thiere, sind ihnen viele Krankheiten, welche unsere Kleinen dem Grabe zuführen, fremd; der Mensch wird im ungestörtesten Besitz seiner Gesundheit groß: wird er aber von einer Krankheit überfallen, dann theilt er auch die Hinfälligkeit eines kranken Thieres. Er unterliegt einer Krankheit, welche der Europäer leicht übersteht.

Man kann dasselbe Verhältniß auch dann noch beobachten, wenn ein Sudahnese erheblich verwundet wurde. Wie bei dem Thiere zeigt sich bei ihm die Heilkraft der Natur viel stärker, als bei dem Europäer. Ohne geschickte ärztliche Behandlung verharrten tiefe Wunden der Eingebornen schnell und gut. Nur will man beobachtet haben, daß die Regenzeit die Heilung einer Wunde verzögert und dieselbe oft gefährlich macht. Diese Meinung ist ebensowohl unter den Europäern, als unter dem Volke verbreitet. Ein Mann, welcher sich mit der Art am Fuße verletzt hatte, kam

zu mir, um mich um Heilpflaster zu bitten. Er hoffte sehnlichst auf das bevorstehende Ende des Charief, weil, wie er sagte, seine Wunde dann bald heilen würde.

Während des „Seif“ oder Sommers ist die Zahl und die Festigkeit der Krankheiten geringer, aber immer nur verhältnißmäßig geringer als zur Regenzeit. Das Klima Charthum's oder Ost-Sudahn's ist auch, als Ganzes betrachtet, im höchsten Grade gefährlich; Egypten ist im Vergleich mit Sudahn, trotz seiner Pest, Cholera, Ophthalmie und Dissenterie, nicht bloß ein gesundes Land, sondern ein Paradies. Die Regierung hat zwar ihr Möglichstes gethan, um den Erkrankten Hülfe zu schaffen; sie setzte Aerzte und Apotheker in Charthum ein und errichtete das Hospital: — es ist nicht einmal für Charthum genug. Der „Medecin en chef“, Dr. Penney, hat das Hospital, wie erwähnt, aus einer Mördergrube in ein Krankenhaus umgewandelt; jeder Eingeborne und Unterthan der türkischen Regierung ist berechtigt, die Hülfe des Arztes und die Heilmittel des Apothekers unentgeltlich zu beanspruchen: es geschieht damit noch immer nicht genug. Nur zu schnell nimmt der Europäer Charthum's die Gewohnheiten und das Phlegma des Türken an, der Arzt begnügt sich mit einem einmaligen Besuche des Hospitals und steht, von Haus aus nicht viel wissend, oft genug am Bette des Kranken rath- und thatlos.

In den übrigen Städten Sudahn's sind gar keine oder nur arabische Aerzte angestellt. Dann sind die Kranken vollständig ihrem Schicksale überlassen; der Arzt hilft ihnen nicht, — er beschleunigt vielleicht eher ihren Untergang.

Zum Schlusse dieses Abschnittes muß ich noch des wahrwichtigen Gedankens eines, mit den Verhältnissen des Sudahn nur durch die Erzählungen Anderer Vertrauten, gedenken, welcher in einem Schriftchen *) deutsche Auswanderer zur Kolonisation im Sudahn

*) Central-Afrika, ein neuer und wichtiger Ansiedelungspunkt für deutsche Colonisten, von Dr. Ungar. Stuttgart, 1850.

auffordert. Eigentlich hat die Flugschrift im Vorstehenden schon ihre Entgegnung gefunden: Jedermann wird sich wohlweislich hüten, ein Land zu seinem Wohnsitz zu wählen, dessen mörderisches Klima achtzig Prozent seiner Mitbrüder zum Opfer fordert; aber doch könnte sich mancher Waghals bewogen finden, des Geldgewinns wegen sein Leben in die Schanze zu schlagen. Und Diesem soll gesagt sein, daß die vom Verfasser jener, nur einen Wust von Lügen enthaltenden Schrift in Aussicht gestellten Vortheile zum größten Theile reine Illusionen sind. Der Kolonist oder Kaufmann muß, ehe er seine Waare verwerthen kann, erst fast dreihundert deutsche Meilen durchreisen. Dies Eine genügt, um die überspannendsten Hoffnungen zu nichte zu machen.

Charthum kann nie der feste Wohnsitz, wohl aber eine Station der Europäer werden, von wo aus Kaufleute — deren Gewinn jedoch in Kurzem zu den Beschwerden und Strapazen der Reise in gar keinem Verhältniß mehr stehen wird — und Forscher ihre weiteren Reisen in's Innere antreten. Die Geistlichen der Mission kauften sich ein großes Haus mit einem schönen Garten, bauten das eine, bepflanzten den anderen und betrachteten das Besitzthum jetzt als einen Stationspunkt. Von hier aus beginnen sie ihre Befehrsreisen nach dem weißen Flusse und hierher ziehen sie sich nöthigen Falls zurück.

Jeder Reisende, welcher tief in's Innere Afrikas eindringen will, thut wohl, wenn er diesem Beispiele folgt. Charthum ist der letzte Pulsschlag der Civilisation und die letzte Stadt, in welcher er, wenn auch zu hohen Preisen, das ihm unumgänglich Nothwendige kaufen kann. Von hier an hört der Handel mit europäischen Erzeugnissen auf; der Tauschhandel beginnt; kein Basar mehr öffnet seine waarenbergenden Hallen. Nur Durrakörner, Elfenbein und Sklaven, Gummi und andere Pflanzenstoffe sind noch feil; jetzt erst beginnen die Reisen der Entbehrungen und Entsaugungen. Südlich Charthum's kann der Europäer nicht mehr als civilisirter Reisender: er muß als Halbwilber die Steppen und Wälder durchziehen.

Fremdenleben in Charthum.

„Wöcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiederseh'n! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.“

Hart an der Grenze der osmanischen Besitzungen in Central-Afrika finden wir noch einmal eine Vereinigung der Repräsentanten verschiedener Nationen, wie wir sie in den Hauptstädten dieses ausgedehnten, sich über drei Erdtheile erstreckenden Reiches beobachtet haben. Charthum, die südlichst gelegene Stadt von Bedeutung der unter türkischem Scepter stehenden Länder, verleugnet ihr türkisches Gepräge nicht. Die Befenner dreier Religionen leben hier eben so friedlich neben einander, als jetzt — früher freilich nicht — in der übrigen Türkei. Ja, gerade im fernen Sudahn fallen die Schranken, welche sie überall trennen, mehr und mehr. Hier sieht der Christ nicht, wie in Egypten oder Syrien, verachtungsvoll auf den Türken herab oder umgekehrt, denn Beide fühlen es, daß sie so recht eigentlich in der Fremde leben, wo ein Mensch des andern mehr als irgendwo bedarf. Hier unterscheidet Beide nur noch die Sprache; die Sitten sind die der stärksten Partei. Sie sind sogar geneigt, dem sonst tief verachteten Egypter eine fast gleiche Stellung neben sich einzuräumen; nur die im Lande Gebornen bleiben von ihrem Verein ausgeschlossen.

Die Europäer, Türken und Egypter sind die Fremden, von deren Leben und Treiben ich jetzt sprechen will; die andern Fremden im Sudahn, als die Abyssinier, Araber, Nubier und die verschiedenen Negerstämme, unterscheiden sich wenig oder nicht

von den Sudahnesen, deren Sitten und Gebräuche sie, seitdem sie im Lande heimisch geworden sind, angenommen haben.

Ich beginne mit unseren Landsleuten. Es ist nicht der engherzige Begriff, den wir in Deutschland mit dem Worte Landsmann zu verbinden gewohnt sind, welchen ich hier angewendet wissen will. Schon in Egypten erweitern sich die Grenzen des Vaterlandes in jenem engen Sinne, schon in Egypten ist der Deutsche froh, wenn er den Deutschen fand und fragt nicht, ob sein Landsmann dem Süden oder Norden, den Ostprovinzen oder Rheinländern angehört. Nun komme man erst nach Charthum! Da bedarf es weder eines Empfehlungsschreibens noch einer längeren Bekanntschaft, um in den Kreis der dort lebenden Europäer einzutreten; die Worte: „Meine Herrn, ich bin ein Europäer,“ genügen, wenn sie in einer Sprache gesagt werden, welche Einer der Anwesenden versteht, den Neuangekommenen in jedes europäische Haus zu führen. Die Umgangssprachen der Europäer in Charthum sind Französisch und Italienisch; wer nur einige Worte einer dieser Sprachen sprechen kann, ist als Landsmann beglaubigt. Erst nach längerer Unterhaltung wird gefragt: „Mein Herr, welcher Nation gehören Sie an?“

Die Europäer Charthum's bilden gezwungen gleichsam eine große Familie. Fast jeden Abend kommen sie irgendwo zusammen, um sich zu unterhalten, Tabak zu rauchen und Brantwein zu trinken. Alle Monate gelangt ein Heft französischer Zeitungen in ihren Besitz. Dieses wird von Einem nach dem Andern aufmerksam und sorgfältig gelesen, um immer von den Hergängen im Vaterlande unterrichtet zu sein. Das giebt dann Stoff zur Unterhaltung für viele Abende. Es bilden sich dabei aber auch Parteien, vorzüglich unter den Franzosen. Die Einen huldigen der Monarchie, die Andern der Republik. Hefige Streitigkeiten werden in Charthum ausgefochten, wichtige Zeitfragen dort erledigt. Man vertritt die ganze Nation. Der Brantwein kreist in der Mitte der Streitenden und erhitzt die Gemüther. Die früher nur politisch Entzweiten stellen sich jetzt auch in anderer Hinsicht einander feindlich gegenüber. Der Vertreter der Republik muß hören, daß der

Royalist jetzt allen den Schimpf und alle die Schmähungen, welche dem Wesen der Republik galten, auf sein eignes Haupt schleudert. Der Streit droht ernsthaft zu werden. Da springt Dr. Penney vom Divahn auf, ergreift die Flasche mit dem begeisternden Getränk, schüttet Etwas davon in eine breite Trinkschale, vermischt es mit frischem Wasser, tritt zu den heftig Erregten und spricht begütigend: „Mais, Messieurs, laissez donc la politique; allons, buvez!“ Man gehorcht den Ermahnungen, wird ruhiger, versöhnt sich, lacht, scherzt und geht schließlich mit schwerem Haupte heim.

Dr. Penney ist der Friedensengel der in Charthum wohnenden Europäer; er ist nächst den Geistlichen der Mission und dem österreichischen Konsul der einzige Franke, vor welchem man Achtung haben muß. Er ist ein Franzose, in dem wir alle Vorzüge seiner Nation vereinigt finden, ohne sie von den Lasten derselben verdunkelt zu sehen. Dr. Penney ist patriarchalisch in seiner Gastfreundschaft, liebenswürdig in seinem Umgange, freundlich gegen Jedermann. Von ihm ist noch keiner seiner Landsleute beleidigt worden; ich glaube aber nicht, daß in Charthum ein Europäer wohnt, welchem Penney nicht schon eine Beleidigung verziehen hätte. Penney hat im Sudahn keinen Feind.

Dieser Mann ist es, welcher die übrigen, ihm leider nicht ähnlichen Europäer in seinem gastlichen Hause, das wir scherzhafter Weise das „Hôtel du Cartoum“ nannten, vereinigt. Das Haus liegt mitten in der Stadt und bietet alle Annehmlichkeiten einer Charthumer Wohnung. Man sitzt unter der lustigen Vorhalle und hört in dem nahen Garten das eintönige Kreischen des Schöpfrades. Die nicht gerade unmelodischen Klänge erwecken andere im Herzen der Gesellschaft. Man beschließt den Abend — nehmen wir an, es sei einer jener lustigen und frischen der Regenzeit, welcher den Blüthenduft der Mimosen selbst vom andern Ufer herüberführt — den Musen zu widmen. Der Hausherr spielt die Guitarre. „Allons enfants de la patrie“ ertönt von den Saiten. Alle singen die Marseillaise: Franzosen, Italiener, Deutsche, Polen oder was sonst für Europäer gerade in Charthum anwesend sind. Voila, Messieurs, une belle chanson de Béranger: „Mes

jours sont condamnés etc.“ Man schweigt, man ist begeistert, ob von dem Liede, ob von dem Branntwein, — gleichviel!

Dann wird große Oper gehalten, d. h. Jeder singt, was er gerade weiß. Die Kritik verstummt; der Sänger braucht nicht Künstler zu sein, er soll nur singen. Die Barkarole aus der Stummten wurde von dem vereinigten Männerchore mit Guitarrenbegleitung in drei Sprachen zugleich vorgetragen; es ist die Frage, ob sie auf der ersten Bühne Europa's eine größere Begeisterung erweckt hat, als es in Charthun stets der Fall war, wenn wir sie sangen in einer jener tropischen, schönen Nächte.

Diesen Abendunterhaltungen habe ich immer sehr gern beige-wohnt. Der Ernst des Lebens tritt dem Wanderer im Innern Afrika's auf seinen beschwerlichen Reisen so streng entgegen, daß es der Poesie bedarf, um dem durch Entbehrungen aller Art, durch Krankheit und Alleinstehen niedergedrückten Geist eine Spannkraft zu verleihen, welche alles das Schwere und Ungewohnte ertragen helfen muß. Es ist ein eigenes Gefühl, so entfernt zu stehen aller heimischen Sitte und Gewohnheit, es ist eine schwere Aufgabe, den traulichen Klang der heimathlichen Sprache zu entbehren, allen heimischen Genüssen des Geistes und Körpers zu entsagen. Und wenn dann eine vaterländische Melodie ertönt, sie hallt wohlthuend im Innern wieder. Wie manchmal, wenn der Reisende sein Lager in der Wüste aufschlägt, wenn jene Ruhe, jene feierliche, dem Geist zu den mannigfaltigsten Gedanken unbegrenzten Spielraum lassende Stille eintritt, wie manchmal entschlipfen dann den Lippen heimathliche Lieder! Und die Phantaste, die freundliche, geschäftige ist dann bemüht, dem durch die von ihm selbst gesungenen Lieder Beruhigten und Erquickten auch der Lieder Bilder aufzurollen. Wenn ich so ganz allein, mit einem Gefährten deutsche Minnelieder sang, dann trat das Bild der Minne vor uns hin, das liebliche, bezaubernde Bild, an dem das geistige Auge mit stillem Genuße haftete. Mochte es auch verbleichen vor dem grellen Lichte der Wirklichkeit, uns blieb die Befriedigung, es hervorgerufen zu haben.

Erst in der Ferne, in der weiten Fremde würdigt man die

Poesie, erst da empfindet man ihre ganze Kraft. Wer unsrer Dichter Gesänge ganz verstehen will, muß sie in der tiefsten Einsamkeit, muß sie da lesen, wo er sie Niemanden anders, nur seinem eignen Selbst mittheilen kann. Dann wird sich ihre Wirkung und ihr Werth immer mehr steigern. Wir hängen viel zu sehr an dem von Kindheit auf Gewohnten, als daß wir Alles, Alles mit einem Male von uns werfen könnten; und glauben wir uns einmal wirklich ganz befreit von aller Sehnsucht nach der Heimath, ein Wort der Muttersprache führt uns gewaltsam zurück in die Regionen der Kindheit. Uns Deutschen in Charthum wäre der schlechteste Roman ein Genuß gewesen. Wir lasen bedruckte Papierstückchen mit Interesse zu wiederholten Malen. Nicht der Werth dessen, was wir lasen, war es, was uns fesselte; es war nur die Erinnerung an die Heimath. Sie läßt sich nicht verdrängen. Das Heimweh beschleicht oft den stärksten Geist und kehrt, wenn auch manchmal mit Glück bekämpft, doch immer und nur stärker wieder. So lange uns noch gewohnte Gestalten umgeben, hat es vielleicht keine Macht über uns, aber wenn wir allein stehen, dann malt es uns das Bedürfniß der heimischen Sprache und Gewohnheit in immer süßer, reizender werdenden Bildern aus, daß es uns damit zuletzt doch besiegt.

Die Erinnerung an die Heimath ist das Band, welches die Europäer Charthum's vereinigt. So viele einander widersprechende, meist verderbte Charaktere würden sich nirgends im Vaterlande anziehen. Nur die Allmacht der heimischen Sprache, Sitte und Gewohnheit zwingt sie, in ziemlicher Eintracht zusammenzuleben. Deshalb kehrt ihre Unterhaltung auch immer wieder zum Vaterlande oder zum Vaterländischen zurück. Und diese Stunden sind die einzigen, in denen uns der Franke des Sudahn gefällt.

Der Europäer Charthum's erscheint dem Neuangekommenen als ein höchst liebenswürdiger Mensch. Er macht ihm die glänzendsten, freundlichsten Anerbietungen, ist gastfrei und zuvorkommend, — aber bald bemerkt man, daß das, was ihn leitete, nur berechnender Egoismus war. Die fröhliche Abendgesellschaft ist bei Tage nicht wieder zu erkennen. Wenn wir einen tieferen Blick in

das Innere eines europäischen Hauses werfen, lernen wir den Europäer erst beurtheilen. Wir sehen die innere Zerrissenheit des uns so fest scheinenden Verbandes, wir entdecken die Gefeglosigkeit, in welcher er lebt, wir bemerken, daß er der Abschäum seiner Nation ist; wir werden mit Entsetzen gewahr, daß die ganze europäische Gesellschaft fast ohne Ausnahme aus Schurken, Betrügern, Gaunern, Mördern zusammengesetzt ist.

Man wird mir diese harten Worte nicht glauben wollen, weil jetzt ein europäischer Konsul in Charthum Gericht hält und der Anarchie, in welcher die Franken lebten, mit aller Kraft zu steuern versucht; — wohl, das geschieht jetzt, aber — man muß, um meinen Worten unbedingten Glauben zu schenken, in einer ihrer Abendgesellschaften gewesen sein, wenn der übermäßig genossene Brantwein ihrer Zunge Band gelöst und sie ihrer Klugheit vergessen gemacht hat. Dann hört man, wie sie sich ihre Schandthaten gegenseitig vorwerfen; dann erfährt man, daß der Apotheker Lumello mit Hülfe eines französischen Arztes mehrere Personen vergiftete, daß der Sardinier Rollet einen Sklaven so schlagen ließ, daß der Unglückliche seinen Geist aufgab; daß der erst vor Kurzem vor den Thron eines höheren Richters gerufene Nikola Ulivi neben unzähligen Betrügereien, Diebereien und einer offenkundigen Mordthat seine eigene, leibliche Tochter so lange quälte, bis diese verzweifelt in den türkischen Gerichtssaal ging, um gegen einen Vater, welcher der Tochter Gewalt anthun wollte, Schutz zu suchen; dann erzählen sie, ohne nur daran zu denken, daß sie ihre Verbrechen mittheilen, wie viele Sklavinnen sie schon überdrüssig bekommen, wie oft Einer oder der Andere von ihnen glücklicher Vater in „seinem Harem, in welchem sich vier bis fünf bildschöne Abyssinierinnen befinden,“ geworden ist, wie Einer diese oder jene Sklavin verkaufte, wenn sie ihm vielleicht auch schon ein Kind gebar u. d. m.

Der Sklavenhandel ist in ihren Augen ein ganz unschuldiges Gewerbe. Es ist eine Schmach des europäischen Namens, den sie führen, daß sie die von ihren Regierungen lange vergeblich be-

kämpften türkischen Mißbräuche ohne Bedenken annehmen. Die Vielweiberei und der Sklavenhandel finden in Charthum lebhaftere Vertheidiger; das Rechtsgefühl der Europäer des Ost-Sudahn ist so tief gesunken, daß es darin keinen Anstoß nimmt. Was ihren Begierden zusagt, was ihren Wünschen schmeichelt, erscheint ihnen recht und billig. Nikola Ulivi, welcher in der Ausübung aller Laster immer voranging, soll im Sklavenhandel doch noch von einem Franzosen, Vessieur, übertroffen worden sein. Dieser trieb das einträglichste Geschäft im Großen, spedirte unter französischer Flagge ganze Schiffsladungen „der Waare“ nach Kairo und — bewarb sich später um die Stelle eines französischen Konsularagenten für Central-Afrika.

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Sklaven bessere und zuverlässigere Diener seien, als die freien Leute und versucht damit den abscheulichen Menschenhandel zu entschuldigen; man behauptet sogar, daß man im Sudahn gezwungen sei, Sklaven zu halten, weil die eigenthümlichen Landesverhältnisse unmittelbar dazu führten: Beides ist ungegründet. Ich habe stets nur freie Leute in meinen Diensten gehabt und bin mit ihren Leistungen und Eigenschaften stets zufriedener gewesen, als die anderen charthumer Landsleute mit denen ihrer Sklaven. Und wenn die Entschuldigungsgründe wirklich wahr wären und den Einkauf von Sklaven rechtfertigten, den Verkauf derselben können sie nicht vertheidigen.

Ich könnte aus der (von uns „das große Buch“ genannten) Chronique scandaleuse Charthum's noch viele Blätter aufschlagen und meine Leser einige Blicke dahinein thun lassen, aber ich glaube, daß das Wenige, was ich bereits mitgetheilt habe, genügen wird. Auch wollen wir lieber unsere Blicke auf die jetzigen Verhältnisse, welche ein österreichischer Konsul regelt, werfen und es mit Dank anerkennen, daß jetzt der vormaligen Anarchie durch Machthaber gesteuert wird. Dem Deutschen muß es erfreulich sein, daß eine deutsche Regierung das erste Konsulat in Charthum errichtete.

Die rechtlichen Europäer ziehen sich von der übrigen Gauner-

bande möglichst zurück. Ganz isoliren kann man sich leider nicht. Die alte Gewohnheit ist zu mächtig und reißt Einen doch wieder in ihre Mitte. Selbst die Geistlichen der Mission, welche in ihrem eigenen Hause ganz eingezogen lebten, mischten sich zuweilen unter den wilden Kreis ihrer Beichtkinder. Wir Deutschen bildeten, wenn wir auch nicht zahlreich waren, immer eine eigene Gesellschaft. Die Andern gingen ihren mannigfaltigen Geschäften nach. Einige sind Kaufleute, Andere Angestellte der Regierung. Diese thun Wenig oder Nichts, lassen ihre Arbeiten von ihren Untergebenen besorgen und leben in Saus und Braus, für Jene arbeiten ihre Sklaven; nur bisweilen machen sie eine Handelsreise in's Innere oder nach Kairo. Nollat besuchte mehrere Male den oberen Bahyr el abiad und trieb dort Tauschgeschäfte mit den Negern; Nikola Ulivi handelte zumeist mit Korbosahn und als Großhändler mit den kleineren Kaufleuten Charthum's; die Geistlichen lasen Sonntags die Messe in ihrer kleinen Kapelle und unterrichteten in den Wochentagen die christliche Jugend; noch Andere hatten kein eigentliches Gewerbe und lebten doch. Ich will das Bild eines dieser gewerbelosen Landsleute zu zeichnen versuchen und thue dies um so lieber, als Contariny, der Gegenstand meiner Schilderung, ein ziemlich harmloser, zwar grenzenlos leichtsinniger, aber gutmüthiger, nicht lasterhafter Mensch und dabei eine Persönlichkeit Charthum's ist.

Contariny wurde auf einer griechischen Insel von französischen Eltern geboren, besitzt point d'honneur, „amour de sa patrie“ — worunter er Frankreich versteht — und spricht sieben Sprachen. Er begann seine Laufbahn als Schiffszunge auf einem Kriegsschiffe, desertirte aber von diesem „wegen der erbärmlichen Prügel, die ihm überreichlich zugemessen wurden,“ als es sich gerade in Konstantinopel befand, und versuchte sich als Kaufmann. Es gelang ihm nicht so schnell, reich zu werden, als er gedacht hatte, deshalb nahm er als Dolmetscher Dienste und gelangte als solcher, nachdem er sich in aller Herren Länder herumgetrieben hatte, nach Charthum. Hier lebt er seit geraumer Zeit als Branntweindestillateur. Sein Geschäft wirft ihm aber so wenig ab, daß er sich als

ein Mensch, welcher alles Das weiß, was Europäer, Türken, Griechen, Araber und Sudahnesen interessiren kann, durch Schmarozgen ernähren muß. Er ist der erste Europäer, welcher den neu ankommenden Landsmann begrüßt, sucht sich mit meisterhafter Gewandtheit die Freundschaft eines Jeden zu erhalten und übernimmt alle Aufträge. Dem zu Folge erscheint er bald als Unterhändler, Mäkler und Trödler, bald als Dollmetscher, Spasmacher, Neuigkeitskrämmer &c. Kein Mensch begreift, wovon Contariny mit zwei Sklavinnen und deren Kindern — letztere liebt er zärtlich, obgleich das eine ihm von einer sehr häßlichen Negerin geboren wurde, weshalb er auch seine Vaterschaft bisweilen zuzugestehen verweigert — erhalten kann, und dennoch lebt er sorglos in den Tag hinein. In seiner dürftigen Behausung ist er sehr gastfrei, beansprucht aber auch die Gastfreundschaft und speciell den Brantwein Anderer mit großer Freiheit. Seine Bekanntschaft mit allen interessanten Leuten Charthum's kommt ihm trefflich zu statten, sich in jedes Haus einzuschmuggeln und in der Gunst des Hausherrn zu erhalten. Nach jedem neuen Ereignisse ist er unermülich beschäftigt, die Neuigkeit möglichst schnell zu verbreiten, und nicht fähig, irgendwo zu verweilen, bis er allerorts sein Herz erleichtert hat.

Von den Orten und Ländern, welche er auf seinen Reisen berührte, will ich nur folgende nennen: Konstantinopel, Triest, Athen und alle übrigen Städte des griechischen Fest- und Insellandes, Toulon, Marseille, Smyrna, Beiruth, ganz Egypten, Arabien, Jemen, Kordofan und Abyssinien. In letzterem Lande soll es ihm am Schlimmsten ergangen sein. Er machte, auf einem Ochsen reitend, von Allem entblößt, eine dreimonatliche Reise und gelangte mit seinem Reitthiere bis in die Nähe der Stadt Saüäkim am rothen Meere. Dort brach das entkräftete Thier unter ihm zusammen. Contariny besaß außer seiner Ferbah Nichts und konnte seine Reise nicht fortsetzen. Aber der Gouverneur von Sauakim gewann den drolligen Kauz lieb, kleidete ihn, versah ihn mit Reisegeld und schickte ihn nach Jemen, von wo er nach verschiedenen Abenteuern wieder nach Kairo kam. Seine Erlebnisse sind so mannigfaltig, daß eine Erzählung derselben ein eigenes

Werk erfordern würde. Und gewiß, es gehören auch die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse dazu, ehe ein Mensch den fortwährenden Aufenthalt in Charthum für den angenehmsten erklären kann. Contariny's gute Kenntnisse verdienten ein besseres Loos, doch glaube ich nicht, daß er ein solches verlangt; das höchste Ziel seiner Wünsche überstieg nie den einstigen Besitz von zweihundert Thalern unseres Geldes. —

In Hinsicht auf Kleidung, Essen und Trinken leben die Europäer ganz auf dem Fuße der Türken. Nur sind sie weit ausschweifender als die Letzteren, welche auch in Charthum noch immer Zucht und Sitte vor Augen haben. Die Vielweiberei, welcher jene treulosen Befenner des Christenthums ohne Ausnahme hulldigen, hat bezüglich der Frauen auch das Absperrungssystem der Türken bei ihnen in Aufnahme gebracht. Nikola's schöne Sklavinnen blieben dem Auge der übrigen Europäer ebenso unzugänglich, als die Schönheiten eines türkischen Harems. Selbst die Tochter Alivi's, die blasse, mondenscheinige Genoveva, welche ich später in Kairo sah, durfte das Frauengemach ihres Vaters nicht verlassen. Ueberhaupt haben die Europäer viele türkische Gebräuche und — es läßt sich nicht verkennen — darunter auch einige gute angenommen. Aber dafür haben sie so vielen Tugenden ihrer Landsleute entsagt, daß sie sich nicht gebessert haben. Sie sind ihrem Vaterlande verloren, sie handeln nie für etwas Gemeinnütziges, nur für ihr eigenes Interesse. Von ihnen ist keine wissenschaftliche Beobachtung zu erwarten; ihr Streben geht dahin, sich ihren Unterhalt zu sichern und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Edle Genüsse kennen sie nicht mehr, deshalb berauschen sie sich in gemeinen. Wenn wir bei ihnen wirklich einmal Sinn für etwas Erhabenes finden, dann müssen wir ihn als den letzten Hauch des von ihrer Heimath mitgenommenen besseren Lebens ansehen. Ihr Leben in Charthum ist das eines aus allen Banden der Geselligkeit, Freundschaft und Liebe herausgerissenen Menschen; es ist grenzenlos elend! Wohl mögen sie das manchmal fühlen, wohl mögen sie sich manchmal zurücksehnen in die blühenden Lande der Heimath, — sie sind unauf löslich an ihre jezige Cri-

stenz gekettet. Im Vaterlande würden sie, die aller heimischen Sitten Entwöhnten, sich auch nicht mehr wohl befinden. Und darum bleiben sie in der freudlosen Fremde und leben ihre Tage dahin. Und wenn dann das Fieber Einen von ihnen überwältigt, dann verscharren ihn die Uebrigen im Sand der Steppe und wenden sich nach seiner Wohnung, um sich dort bei klingenden Gläsern in seine Habe zu theilen *). Kein Freund betrauert den Todten, keine Thräne fließt um ihn. Der, welcher lebend keine Achtung verdiente und besaß, erwirbt sie sich auch nach seinem Tode nicht. Sein Name ist nach wenig Jahren verschollen. Das ist das Leben der Europäer in Charthum!

Der Grieche des innern Afrika ist nicht schlechter als es seine Landsleute überall sind, d. h. er lügt, betrügt, stiehlt und mordet, wenn es keinen großen Lärm macht, dort ebenso gut, als er es in Konstantinopel, Smyrna oder Kairo thut. Die gute Polizei Alexandriens und Kairo's hat den früher durch die Griechen und Malteser häufig verübten Mordthaten jetzt Einhalt gethan. Der Grieche ist im Sudahn Kaufmann und daher mag es wohl kommen, daß er dort seltner mit dem Dolche in der Faust einem Feinde nachschleicht, denn Handel und Mord vereinigen sich nicht gut. Aber Lug, Betrug und Diebstahl stehen ihm auch im Sudahn immer zu Gebote, um seinem Feinde zu schaden und diese Laster sind ihm nie fremd geblieben. Ein in Egypten gebräuchliches Sprichwort sagt: Zwei Juden wiegen an Verschmittheit erst einen Araber auf, zwei Araber sind nicht so schlecht als ein Malteser, um aber die Schlechtigkeit eines einzigen Griechen zu vergleichen, muß man sich eine Vereinigung von wenigstens drei Maltesern denken.

Ihnen ähneln die Kopten in mancher Hinsicht. Diese finden wir auch im Sudahn in denselben Verhältnissen wie in Egypten.

*) Ob das jetzt, seitdem ein Konsul in Charthum lebt, noch geschieht, weiß ich nicht; früher war es immer der Fall.

Sie sind Schreiber und Rechnungsführer der Beamteten, betrügen diese, wo sie nur können und bedrücken ihre Untergebenen, wie in Egypten auch. Das vorstehend gezeichnete Bild aller im Sudahn lebenden Christen ist kein erfreuliches. Wenden wir uns deshalb von ihm ab und blicken wir auf das Leben der nach Charthum eingewanderten Mahammedaner.

Die Türken Ost-Sudahn's haben wir bereits als die Bekleider der höchsten Ehrenstellen kennen gelernt. Andere in Charthum lebende Dömanen sind Kaufleute, wieder andere befinden sich hier in der Verbannung, weil Abahs-Pascha Alle, die ihm lästig wurden, nach Charthum oder in die Goldbergwerke von Khassahn in das Gril sandte. Wie in Egypten sind die hier unter dem Namen Türken bekannten Kaufaster keineswegs allein aus Konstantinopel, der europäischen oder asiatischen Türkei abstammende Mahammedaner, sondern vielmehr ein Gemisch verschiedener, dem Islahm ergebener, weißer Nationen, welche sich, nachdem sie ihre Heimath verlassen, längere Zeit in der Türkei aufhielten und die Gebräuche des letzteren Landes annahmen. Demnach finden wir unter ihnen Circassier, Georgier, Kurden und Griechen, Bosnier, Wallachen und andere Slaven, welche Renegaten wurden. Bloss die Perser werden von allen diesen Nationen scharf getrennt und unterschieden. In den meisten Fällen wurden die Türken von der ägyptischen Regierung nach dem Sudahn gesendet, um hier irgend ein Amt zu verwalten. Nur die Kaufleute zog Gewinnssucht hierher.

Das Charakteristische des türkischen Lebens ist im Sudahn wenig ausgeprägt, weshalb ich jetzt nur von der hier mehr als irgendwo hervortretenden Gastfreundschaft sprechen will. Hier, im tiefen Innern, wo der Türke vereinzelt dasteht, führt er ein ächt patriarchalisches Leben. Ein Kadschef oder Kaimakahn lebt oft das ganze Jahr hindurch einsam und allein in einem, vielleicht rings vom Urwalde umgebenen oder inmitten der Steppe gelegenen Dorfe. Seine wenigen Bedienten genügen zuletzt nicht mehr, ihm Unter-

haltung zu gewähren, er sehnt sich nach Gesellschaft. Deshalb ist sein Freude, wenn ein Fremder unter sein Dach eintritt, aufrichtiger, als es im Gewühle einer belebten Stadt zu erwarten sein möchte. Er übt mit wahren Vergnügen alle Pflichten der „Thiahfa“ und sucht die Abreise seines Gastes durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern oder wenigstens zu verschieben. Auf jede Weise ist er bemüht, den Gast zu fesseln; er läßt auftragen, was die Küche liefern kann, weiß dem Fremden jeden Wunsch an den Augen abzusehen und entläßt ihn mit Bedauern.

Der Reisende kommt mit seinem Reitkamele vor dem Hause eines Türken an, legt das Thier nieder, springt aus dem Sattel und tritt in das Empfangszimmer des Hausherrn. „El salahm aaleikum!“ — Friede sei mit Euch! — spricht er und geht auf den Divahn zu. Der Gastgeber erhebt sich und antwortet: „Aaleikum el salahm, wu rachmet lillahi wu baraktu oder warakahu!“ — Mit Euch sei das Heil und die Gnade Gottes und sein Segen! *) — „Marhabahkum!“ — Seid mir willkommen! — Diese wenigen Worte genügen dem Wirth, seinen Gast (er sei nur kein gemeiner Fellah oder Sudahnese, sonst aber wer er will) aller Rechte der Gastfreundschaft theilhaftig zu machen und versichern den Gast des freundschaftlichen Empfangs.

Belangt man zu Schiffe oder zu Kamele in eine kleine Stadt, dann erscheinen sehr bald nach der Ankunft des Fremden die türkischen Beamten des Fleckens, um ihn zu bewillkommen. Bisweilen fallen diese Besuche zur Last, man kann ihnen aber nicht entgehen. Die etwa mit in's Spiel kommende Neugierde, einen Fremden kennen zu lernen, ist den Einsiedlern nicht zu verdenken. Der das ganze Jahr auf denselben Umgang beschränkte Türke sehnt jede Abwechslung seines langweiligen Aufenthaltes herbei. Er kommt auf die Barke, trinkt seinen Kaffee, ist sehr artig und bittet den Fremden schließlich um Gegenbesuch. Man nimmt die Einla-

*) Das ist der Gruß, welchen der Prophet den schönsten nennt. „Denn Dem, welcher Gutes thut oder wünscht, soll man das Empfangene zweifältig zurückgeben.“

ding ebenfalls der Abwechslung wegen gern an, raucht einige Pfeifen bei dem neuen Bekannten, erfährt nebenbei so Manches über den Ort und kehrt befriedigt zu seinem Lager oder Schiffe zurück. Ich sage „befriedigt“, denn was will, was erhält man mehr?

Wie angenehm die schöne Sitte der Türken, den Fremdesten freundschaftlich aufzunehmen, kurz die Gastfreundschaft dem Reisenden in einem Lande ohne Wirthshäuser ist, brauche ich wohl nicht aus einander zu setzen. Noch bei seinem Weggange empfängt er Beweise derselben. Der Gastfreund läßt seinen Gast nicht ziehen, ohne ihm noch ein Schaf, Brod oder sonstige Provisiionen „für die Küche“ mitzugeben. Dann geleitet er ihn bis auf den richtigen Weg oder so lange dieser gefahrbringend sein sollte, und wünscht beim Scheiden den Segen Allahs auf den Fremdling herab.

Die aus Egypten in den Sudahn eingewanderten Araber wohnen nur in den Städten des Landes — falls sie nicht Soldaten und als Ortsvorsteher angestellt sind — und treiben dort Handwerke. In Charthum verfertigen sie Schuhe, Sattlerwaaren, sind Blaufärber — denn man versteht nur mit Indigo zu färben — Barbieri, Kaffebereiter, Büchsenmacher, Gahrköche, Bäcker, Kaufleute, Geistliche u. s. w. Sie erhalten sich nicht immer ihre heimischen Sitten und Gebräuche, dünken sich aber hoch erhaben über den Nubier oder Sudahneseu. In Charthum haben sie ihr eigenes, wenn auch inmitten der Wohnungen der Eingebornen gelegenes Quartier und im Basare ein nur von ihnen, den „Aulahd Masseri“ oder „Söhnen Kairo's“, besuchtes Kaffehaus. Durch sie ist die Hauptstadt der Königreiche wohllicher geworden. Sie liefern die nothwendigsten Arbeiten und haben vor Allem einen Mangel, dem an genießbarem Brode, abgeholfen. Früher war man genöthigt, auch in Charthum das eckelhafte Gebäck der Eingebornen zu essen, jetzt bekommt man vortreffliches Weizenbrod.

In den Häusern vornehmer Türken finden wir den Egypter als Diener und dann, wenn auch unter die türkischen, doch immer über die dunklen Bedienten und Sklaven seines Herrn gestellt.

Hierzu berechtigen ihn seine Fähigkeiten. Er ist, von seinem Vaterlande getrennt, ein sehr zuverlässiger und treuer Dienstmann und geht, zumal wenn er über die Jünglingsjahre hinaus ist, seinen Geschäften mit Ernst und Eifer nach. Während man in Egypten nubische Bedienten den ägyptischen oft vorzieht, schätzt man diese im Sudahn mehr als jene. Auch in der Fremde behalten sie ihre ihnen wohl anstehende Kleidung bei und zeichnen sich dem Eingebornen gegenüber immer durch Reinlichkeit aus.

Wenn sich ein Egypter im Sudahn seinen Herd gründen und verheirathen will, erbaut er sich sein Haus nur in der Nähe der Wohnungen seiner Landsleute und späht nicht unter „den Töchtern des Landes“ umher, um sich aus diesen seine Gattin zu erwählen, sondern sucht sich seine Race möglichst rein zu erhalten. Eine mannbare Tochter ägyptischer Eltern ist in Charthum ein sehr gesuchter Gegenstand. Der Egypter preist sich glücklich, wenn er eine solche gefunden. Seine Kinder läßt er Lesen und Schreiben lehren und erzieht sie immer besser als die Sudahnese die ihrigen, wenn man bei diesen überhaupt noch von Erziehung reden kann. Wie die Europäer unter sich, schließt er mit seinen Landsleuten einen engen Kreis; wenn er im Innern desselben etwas Heimisches in's Leben rufen kann, freut er sich unendlich darüber. Man muß einen Egypter von seinem schönen Kairo reden hören, um aus seinen Worten die Tiefe seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande verstehen zu können. Man muß es sehen, mit welcher Wonne sie im Abhwe sich um einen Sänger schaaren, um der Heimath Lieder zu vernehmen, mit welcher Spannung sie den Reden des Meddah lauschen, wenn dieser seine Erzählung in die Gefilde ihrer Heimath lenkt. Sie sind immer des Lobes ihres Vaterlandes voll, ihr Vaterhaus ist ihnen

„Ein Haus an Schimmer der Sonne gleich,
Ein Erdenhimmel mit goldnen Thoren.“

Und sprechen sie erst von ihrem Jugendleben, sie finden nicht Worte genug, um es zu beschreiben. Ich will einen arabischen Dichter zu meinem Gewährsmann machen und seine eigenen Worte hier folgen lassen, um arabisches Heimweh zu schildern:

„O welches Leben, das ich gelebt,
 O welches Eden, das ich verloren!
 Wo ich gewandelt in Füll' und Lust,
 Vom Rost der Jugend und Rausch durchbohren,
 Des Wohlbehagens Gewand geschleift,
 Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
 Bereit zu duften auf meinen Wink,
 Und auf mein Lächeln sich zu besoren.
 Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
 Er müßte tödtlich dies Herz durchbohren.
 Und ließ ein Glück sich zurückbeschwören,
 Mein Seufzen hätt' es zurückbeschworen *).“

Und deshalb versammeln sich die Egypter allabendlich, um in ihrer Unterhaltung Kairo's zu gedenken, um ihre Gefühle auszutauschen. Wenn der Familienvater das Gebet der Nacht gesprochen hat, nimmt er seinen Tschibuk und wandelt nach dem Markte. Dieser vereinigt für ihn und wohl auch für den Türken Alles, wornach sein Herz sich außerhalb seines Hauses sehnen kann. Hier bleibt er bis spät in die Nacht. Und dann geht er, geistig und körperlich erquickt durch süße Rede und würzigen Kaffee, wieder heim in seine dürftige Wohnung und beginnt am nächsten Morgen sein Geschäft in der süßen Hoffnung, den Abend wieder im trauten Kreise „der Söhne seines Volkes“ verleben zu können. Und so versucht er sich von Tag zu Tage, von Jahr zu Jahr zu trösten und bittet das Geschick, ihm doch bald den Weg zur Heimath zu eröffnen.

Wohl mag auch der in Charthum erst neuangekommene, fremde Neger sich zurückwünschen in die Heimath, in seine undurchwandelten Wälder; — sein Heimweh will Niemand fühlen! Auch er ist Fremdling in dem von den Türken unterworfenen Gebiet, aber von seinem Fremdenleben kann ich hier nicht sprechen.

*) Harihri, übersetzt von Rückert.

Skaven und Skavenjagd.

„O, du großer Geist, was thaten meines armen Stamm's Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Hornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?“

„Vor dem Skaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Der Kampf der Völkerschaften des Sudahn mit der türkisch-egyptischen Regierung ist beendet, mit den Skaven währt er noch heute fort; mit ihnen wird er noch so lange dauern, als der freie geborne Mensch sein heiligstes Gut zu vertheidigen im Stande ist, so lange noch kräftiger Mannesmuth mit Todesverachtung gegen List und Schändlichkeit, Habgier und Beknechtungssucht in die Schranken treten kann. Ich verstehe unter den Skaven alle diejenigen freien Völker, denen die türkische Regierung auf ewig den Krieg erklärt hat, weil sie die Kraft ihrer Männer oder die Schönheit ihrer Frauen im Dienste der Knechtschaft verwenden will; weil sie Beide nicht höher achtet, als der gebildete Mensch die Thiere seiner Heerden; weil sie Menschen findet, welche Menschen kaufen. Das unglückliche Loos, als verkäufliche Waare betrachtet zu werden, trifft die Völkerstämme Abyssiniens: die Galla oder Gallass, Schoa, Makahete, Amhahra, und die verschiedenen Regerstämme aus den südlichen Ländern des weißen und blauen Flusses, aus Takhale, Dahr-Zuhr und anderen westlich oder südwestlich von Kordofahn gelegenen Ländern, als die Schilluk, Dinkha, Takhalau, Dahr-Zuhri, Scheibuhni, Kihf, Nuöhr und andere. Die ersteren werden unter dem Namen Habeschi, die letzteren unter der gemeinschaftlichen Benennung Na-

bild, d. h. Sklaven in den Handel gebracht. Der Krieg mit ihnen heißt *Rhassua* oder *Rasswe*. Ich will das Wenige, was ich von diesen armen Menschen und ihrer Jagd durch eigne Beobachtungen oder Aussagen glaubwürdiger Männer erfahren habe, hier mittheilen.

Das Land der Schwarzen zieht sich auf der nördlichen Seite Afrika's wie ein breiter Gürtel von Osten nach Westen durch den ganzen Erdtheil hindurch. Seine Grenzen fallen zwischen den dreizehnten und siebzehnten Grad der Breite, im Osten mehr nach Süden, im Westen mehr nach Norden zu. So weit man sich dem Aequator genähert hat, ist man auf die schwarze (äthiopische) Menschenrace gestossen; wie weit ihre Länder über den Gleichor hinaus in südlicher Richtung sich erstrecken, weiß man nicht. In diesem ungeheuren Ländergebiete ist seit uralten Zeiten der Menschenhandel betrieben worden; die Türken waren es nicht, welche ihn in Ostindien einführten, sie nahmen nur die Barbarei halb wilder Völker an und rüsteten großartigere Menschenjagden aus, als vor ihrer Herrschaft stattfinden konnten.

Während meines Aufenthaltes in Nord-Ost-Afrika bin ich mit den am blauen und weißen Flusse, in Takhale und Dahr-Fuhr wohnenden Negern bekannt geworden. Unter ihnen sind die Bewohner Dahr-Fuhr's, Takhale's und des Gebirges Tahi am obern blauen Flusse die der kaukasischen Race in Bezug auf Geist und Körper am Nächsten Stehenden; die Bewohner des untern weißen Flusses gleichen mehr den Thieren. Ihre Gestalt ist mager, ihre Arme und Beine sind ungewöhnlich, außer allem Verhältniß lang; wie bei den Affen tritt die Stirn zurück; der Schädel mit dem weit nach hinten liegenden Scheitel ist fast kegelförmig zugespitzt; das beinahe bartlose Gesicht zeigt dicke, fleischige, stark aufgeworfene Lippen, eine breitgedrückte unförmliche Nase und etwas schief stehende Augen; Dummheit und Geisteslosigkeit spricht aus allen Zügen. Die abschreckende Häßlichkeit des Gesichts wird noch durch die Unsitte, sich die Vorderzähne der Unterkinnlade auszubrechen, vermehrt; der ganze Mensch ist widerlich. Sie, die Schiluk und Dinkha, sind es, welche wegen der Nähe ihrer Wohn-

sige an der Grenze der von den Türken unterjochten Länder am Häufigsten gefangen und zu Sklaven gemacht werden; sie sind die unbrauchbarsten und böshafteften Diener ihrer sie unterdrückt habenden Herrn.

Dennoch darf man sie nicht als Wilde betrachten. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, wohnen in zusammenhängenden Dörfern, verstehen das Eisen zu schmelzen und zu schmieden, sind geschickt, Thon zu formen und zu brennen, und verfertigen nicht ganz kunstlos gearbeitete Waffen, Kleidungsstücke und Geräthschaften, werden hierin aber von den weiter südlich hausenden, riesengroßen Nühr übertroffen. Die von ihnen angebauten Getreidearten sind Durrakh und Dochen; ihre Heerden bestehen aus Rindern, den schon erwähnten kleinen Ziegen und haaretragenden Schafen; ihre Hütten sind sorgfältig gearbeitete Lothahl, ihre Waffen die Lanze, der Bogen, der Schild und die Keule.

Die Lanzen der Schilluk und Dinkha sind anderthalb Fuß lange, an einem schwachen, oft mit Eidechsen- und Schlangenhaut oder dünnen Eisenbändern umwickelten, biegsamen und elastischen Bambusrohre befestigte Eisen von der Form langgestreckter Radirmesser. Sie gebrauchen dieselben als Wurf- oder Stoßwaffe im Kriege oder Zweikampfe und sind eben so geschickt, die Lanze zu werfen, als sie mit einem kleinen Schilde aufzufangen. Ein in Charthum als Sklave lebender Dinkha erlaubte mir, aus einer Entfernung von nur funfzehn Schritten eine sehr scharfe und spizige Lanze nach ihm zu schleudern und fing sie regelmäßig mit einem nur einen Fuß im Durchmesser haltenden Schilde auf. Die zweite mehr für den Zweikampf berechnete Art der Lanzen ist eine vierseitige, sehr allmählig sich zuspizende Pyramide von Eisen, welche an den in der Diagonale sich gegenüberliegenden Ecken mit fürchterlichen Widerhaken besetzt ist.

Ihre Bogen und Pfeile sind ganz vortrefflich gearbeitet. Der Bogen ist ein ziemlich starkes, an beiden Seiten schwächer werdendes, mit schmalen Bändern biegsamen Eisens umwickeltes, kaum zu biegendes Bambusrohr, mit einer Sehne aus Darmsaiten. Die Pfeile sind glatte, schwache Rohrstäbe mit Eisenspitzen, welche oft

mit gefährlichen Widerhaken versehen, noch öfter vergiftet und dann rettungslos tödtend sind. Zum Vergiften der Pfeile benutzen die Neger den Saft eines mir unbekanntes Baumes, keineswegs aber die Milch der *Aselepias procera*, wie fälschlich angegeben worden ist. Die Lanze wird von ihnen aus einer Entfernung von fünfzig Schritten mit Sicherheit geworfen; mit den Pfeilen treffen sie das Ziel aus einer Entfernung von achtzig Schritten.

Die Keule ist von verschiedener Form und Größe. Sie besteht entweder aus Ebenholz oder einer anderen festen und schweren Holzart. Oft ist sie nach Art der Morgensterne des Mittelalters mit vielen Holzspitzen versehen, zuweilen mit Eisenbändern umwunden, in andern Fällen, wie die Ebenholzkeule, glatt und nach vorn zu wenig stärker, als am Handgriff.

In ihren Hütten findet man buntgefärbte Matten aus zierlich an einander gereihten, sorgfältig mit einander verbundenen Strohhalmern; kleine, nur sechs Zoll hohe, aus einem Stücke geschnittene Stühlchen, Flechtarbeiten, welche unsern Seilern keine Schande machen würden, und ähnliche Geräthschaften. Im Flechten und Fadenspinnen übertreffen alle Neger die Sudahnesen an Gewandtheit und Geschick. Sie verfertigen Stricke und Schnuren, welche wirklich meisterhaft gearbeitet sind; noch künstlicher sind aus Baststricken geflochtene, unten neßförmig und am oberen Ende zu einem Stricke vereinigte Gehänge, in denen man Holzsteller und Schüsselfeln aufhängt, um sie gegen den zerstörenden Zahn der Termiten zu schützen. Man würdigt erst die Vortrefflichkeit ihrer Arbeiten, wenn man ihre erbärmlichen Arbeitsinstrumente kennt. Auch die von ihnen geformten und gebrannten Thongefäße werden von den Sudahnesen wegen ihrer Güte sehr geschätzt.

Wirklich monströs sind ihre Tabakspfeifen, welche zwar nicht die Friedenspfeife der nordamerikanischen Wilden vertreten, dieselbe aber in mehr als einer Hinsicht entsprechen. Die Pfeife besteht aus drei Theilen, Kopf, Rohr und Mundstück. Ersterer, aus gebranntem Thon gefertigt, ist von kolossaler Größe und entsprechender Schwere und steckt in einem ausgehöhlten starken Bambusrohre. An diesem ist das Mundstück aufgesetzt: ein kugelförmiges, ungefähr

vier Zoll im Durchmesser haltender Affenkürbis, welcher mit narcotischen Kräutern gefüllt wird; der ausgehöhlte Stiel des Kürbisses ist das eigentliche Mundstück. Beim Rauchen zieht der Rauch des Tabaks durch die befeuchteten, narcotischen Kräuter des Mundstücks und wirkt nun berauschend auf den Raucher. Wahrscheinlich gebrauchen sie keine eigentliche Tabakart, sondern wohl eher irgend ein anderes Kraut zum Füllen des Riesenpfeifenkopfes. Die von ihnen erhaltenen Tabakproben waren Bruchstücke fest gekneteter, zusammenhängender Kuchen aus grünen Blättern, deren Gestalt sich nicht mehr erkennen ließ. Der Rauchstoff soll sehr stark sein. Zum Anzünden ihrer Pfeife führen sie stets eiserne Feuerzangen bei sich. Man sieht die Dinkha und Schilluk auch in der Sklaverei mit wollüstigem Behagen diese Pfeife schmauchen. Ich handelte die Exemplare dieser Ungeheuer aller Pfeifen, welche ich mit nach Europa brachte, gewöhnlich von Negerinnen ein, obgleich sich diese nicht gern davon trennen wollten.

Von einer Kleidung der Neger kann eigentlich keine Rede sein. Die Männer gehen ohne Ausnahme nackt, rasiren sich aber häufig das Haupt und bedecken dieses dann mit einer sonderbaren, perückenartigen, rothgefärbten Mütze, an welcher die Haare durch dicke, ungefähr zwei Zoll lange Baumwollenfäden nachgeahmt sind. Bei den Frauen und Mädchen deckt eine kleine Schürze aus Lederstreifen oder panzerringartig verbundenen Eisenblättchen die Hüfte. Als Zierrath lieben sie buntfarbige (vorzüglich blaue) Glasperlen über Alles. Beim Tauschhandel gibt der Neger gern einen Centner Elfenbein für eine Handvoll dieser elenden Waare hin.

Bemerkenswerth ist es, daß alle Geräthschaften, Kleidungsstücke — wenn ich die beschriebene Mütze und Schürze so nennen darf —, Waffen u. s. w. der Neger roth gefärbt sind. Entweder lieben sie diese Farbe besonders oder besitzen kein anderes Farbmateriel, als den Röthel, womit sie ihre Kunstwerke bestreichen.

Die Schilluk und Dinkha sind unter sich Todfeinde und machen sich gegenseitig zu Sklaven oder schlagen den Einzelnen, der sich auf das Gebiet des andern Stammes wagt, ohne Umstände todt. Sie sind nicht gerade gute Krieger, aber, wie auch schon

aus ihrer Körpergestalt hervorgeht, treffliche Läufer. Man sieht sie bei ihren Kriegsexpeditionen immer einen leichten, jedoch sehr fördernden Trab laufen. Die Dinkha, welche das rechte Ufer des weißen Flusses bewohnen, plünderten und zerstörten in einem Zeitraume von sechs Jahren mehrere Dörfer *) in der Nähe der Stadt Sennahr, trieben das Vieh mit sich hinweg und machten die bewältigten Einwohner zu Gefangenen. Die volle Breite der Djesihre trennt diese Dörfer von ihren Niederlassungen, aber die Dinkha durchlaufen, nach Versicherung der Sudahneseu, die ganze, wenigstens zwölf Meilen lange Strecke ohne Beschwerde in einem Tage und werden deshalb in den am oberen blauen Flusse, zwischen Sennahr und Kofferees gelegenen Dörfern sehr gefürchtet.

Ueber die Religion der Neger des weißen Flusses habe ich nur erfahren können, daß es nicht die mahammedanische ist. Die Sudahneseu und Araber nennen sie „Kassuhr“**), d. h. Solche, welche die Grundsätze der mahammedanischen Religion oder die Wohlthaten Gottes ableugnen, bezüglich Heiden sind. Man sagt, daß ihre Religion nur dunkle und wirre Begriffe von einem guten und einem bösen Wesen habe, welche sie durch Götzenbilder versinnlichen. Mit der Handelsexpedition nach dem weißen Flusse gelangen gewöhnlich kleine, aus Holz geschnitzte Menschenbilder nach Charthum, welche fälschlich für Götzenbilder gehalten worden sind; es sind nur Bilder zur Erinnerung an verstorbene Kinder und von deren Eltern gefertigt. Ihre Todten begraben sie nicht, sondern werfen sie, den zahllosen Krokodilen zur Speise, in die Fluthen des weißen Flusses.

Geistig und körperlich höher stehend, vermitteln die Neger Takhale's, Dahr-Fuhr's und des Gebirges Tabi einen Uebergang des am tiefsten stehenden Negertypus zu den durch die kaukassische Rasse veredelten Berbern und Sudahneseu. Die Bewohner Dahr-

*) Unter ihnen die drei großen Ortschaften Karahhä, Abü-Dihu und das zur Zeit der Reisen Russsegger's noch in vollster Blüthe stehende Séroh.

**) Kassuhr ist der verstümmelte Plural von Kaffr; eigentlich müßte es „Kafferuh“ heißen.

Fuhr's sind ohne Ausnahme, die Takhale's zum Theil Mahammedaner, die Tabi Heiden.

Dahr=Fuhr, Takhale und Djebel-Tabi haben noch nicht zu befürchten, von den Türken erobert zu werden. Ersteres Land, obgleich bis jetzt dem Europäer unzugänglich, hat durch den mit Egypten, Nubien, Kordofahn und Marokko betriebenen, schwunghaften Handel viel von der Bildung, den Sitten und Gebräuchen dieser mehr civilisirten Staaten angenommen. Der Sultahn Dahr=Fuhr's besitzt Feuerwaffen und weiß sie zu gebrauchen; sein Volk ist größtentheils bekleidet und ähneln in jeder Hinsicht mehr den Sudanesen, als den Negern. Weite, wasserlose Steppen, die große Zahl und die Tapferkeit seiner Bewohner schützten es vor kriegerischen Einfällen der erobrerungslustigen Türken. Gegen Dahr=Fuhr werden keine Sklavenjagden ausgerüstet; der Dahr=Fuhr=Neger gelangt nur als geraubtes Kind in die Hände anderer, ihn zum Sklaven machenden Völkerschaften.

Mit Takhale ist es anders. Dieses Gebirgsland liegt zu nahe an Kordofahn, als daß es von da aus nicht bekriegt werden sollte. Der Nomade und die Regierung Kordofahn's machen dort häufig Einfälle und bringen von ihren Raubzügen den Bewohner des Gebirges mit. Dieser ist ein sehr schöner, brauchbarer und deshalb als Sklave geschätzter Neger. Er führt zwar noch die Waffen der Schilluk und Dinkha, kennt jetzt aber den Gebrauch des Feuergewehres und besitzt nebenbei eine ihm eigenthümliche, höchst gefährliche Waffe, „Trumbasch“ genannt. Es ist ein breites und schweres, sichelförmiges, aber auf beiden Seiten scharf geschliffenes Eiseninstrument, welches, mit Kraft und Geschick geschleudert, sich ohne Unterbrechung um sich selbst drehend, tausend die Luft durchschneidet und tödtliche Schnittwunden hervorbringt. Der Takhali und Tabi versteht damit in einer Entfernung von mehr als hundert Schritten seinen Mann zu treffen oder gebraucht die Waffe anstatt des Schwertes.

Takhale liegt südlich von Kordofahn, seine Grenzen sind von el Obeid nur wenige Meilen entfernt. Es ist Gebirgsland. Die Dörfer liegen auf den Gipfeln der Berge oder im dichtesten Urwalde.

Das Gebirge Tabi, auch „Djebahl Tabia“ genannt, besteht aus mehreren zusammenhängenden Bergen. Es liegt zwischen der Stadt Kofferees und den Goldbergwerken von Khassahn und beherrscht die Straße dahin. Nach Aussage mehrerer Türken und Araber soll es drei Tagereisen im Umfange haben, sehr fruchtbar und quellenreich sein und ungefähr viertausend streitbare Männer beherbergen.

Alle Versuche der Türken, Takhale oder Tabi zu erobern, sind bis jetzt an der Tapferkeit der Neger und der Unzugänglichkeit des Gebirges gescheitert. In den Gebirgen sind die Kanonen eine unnütze Last; das Gebirge ist der Schutz und die unbezwingliche Festung des befehdeten Volkes. Hier kann es sich selbst gegen eine bedeutende Uebermacht verteidigen. Die Takhali sind den Bewohnern Kordofahn's gefährliche Nachbarn; die Tabi sperren willkürlich die Straße nach Khassahn. Beide Länder sind die größten Hindernisse zur Vergrößerung der den Türken unterworfenen Staaten.

Ueber Sitten und Gebräuche beider Negerstämme weiß ich Nichts zu berichten. Sie gelten bei den Türken für Menschenfresser, sind ebenso gehaßt, als gefürchtet und werden ohne Unterlaß von ihnen befehdet. Ihre Wohnungen sind die aller übrigen Negerstämme; sie treiben, wie diese, Viehzucht, Ackerbau und Tauschhandel. —

Doch nicht allein den Negern gilt die Khassua, auch die abyssinischen Völker werden zu Sklaven gemacht. Sie sind die theuersten und gesuchtesten Leibeigenen und finden sich deshalb nur in den Häusern der Vornehmen. Leider stehen die verschiedenen Stämme unter sich im Kriege und verkaufen den Türken mehr gefangene Feinde als Sklaven, als diese auf ihren Raubzügen erbeuten; — ich sage „erbeuten“, denn der zum Sklaven bestimmte Mensch gilt als Beute.

Der Abyssinier, gleichviel, welchem Völkerstamme er angehört, ist von untadelhaftem Körperbau und besitzt alle Formenschönheit der kaukasischen Rasse, welcher er nach der Meinung mancher Gelehrten angehört. Er hat viele Vorzüge vor dem Neger und steht dem weißen Sklaven oder, nach jetzigem Sprachgebrauch, dem Mame-

lufen am Nächsten. Wie dieser erwirbt er sich durch sein Betragen oft die Liebe eines milden Herrn und mit dieser seine Freiheit.

Das abyssinische Mädchen wird höher geschätzt, als der männliche Sklave und verdient es, sei es wegen seiner Schönheit oder bekannnten treuen Anhänglichkeit an seinen, nur zu oft grausamen Herrn. Seine Schönheit macht es gewöhnlich zur Konkubine seines Besitzers. Nach türkischem Gesetz ist jede Sklavin frei, wenn sie ihrem Gebieter ein Kind geboren hat; dasselbe hat sogar alle Rechte des von der Frau „vor dem Gesetze“ stammenden. Deshalb findet man in türkischen Häusern die Abyssinierin oft frei, oft selbst als Gebieterin des Hauses. Mancher Europäer lebt mit einer Abyssinierin in glücklicher Ehe.

Nach Diesem hätte der Abyssinier in der Sklaverei ein erträgliches Loos. Aber dem ist nicht so. Er dient leider oft genug dem Türken in der niedrigsten Sphäre, in welcher überhaupt ein Mensch dem andern dienen kann — als Eunuch. Als solcher gleicht er weniger dem Menschen, sondern eher einem scheußlichen Dämon. Es kann nichts Häßlicheres geben, als einen dieser Unglücklichen im späteren Alter. Schon die Kleidung unterscheidet den „Ar ha“ (wie der Araber den Verschnittenen nennt) von anderen Menschen. Das Gesicht hat etwas Abschreckendes. Fette, aufgedunsene, glänzende und bartlose Wangen; breite, dicke und schwülstige Lippen und wahrhaft teuflisch leuchtende Augen treten dem Beobachter unheimlich entgegen. Von Gesichtszügen ist eigentlich Nichts wahrzunehmen; der ganze Kopf ist eine schwammige, von einem riesigen Turban beschattete Fettmasse.

Der Charakter des Verschnittenen entspricht seinem Aeußeren. Es ist, als ob er sich an der Menschheit wegen des ihm angethanen Verbrechens rächen wolle. Er ist herrisch, tückisch, falsch und rachsüchtig und behandelt die unter seiner Obhut stehenden Frauen eines Harems mit ausgesuchter Grausamkeit. Wegen seiner Unentbehrlichkeit im türkischen Hauswesen steht er über dem übrigen Hausgesinde und tyrannisiert dieses auf mannigfaltige Weise. In den Straßen einer größeren Stadt sieht man den Eunuchen mit erhobnem Stock durch das dichteste Menschengedränge sich Bahn

brechen und da der Fellah Egyptens oder der Subahnese nicht weiß, welches hohen Herrn Diener jener ist, auch ohnedies vor dem Begleiter der im ganzen osmanischen Reiche hochgeachteten Frauen eine gewisse Ehrfurcht hat, hütet er sich wohl, ihn wieder zu beleidigen.

Wenden wir uns, bevor wir mit der Rhassua in die Urwälder eindringen, rückwärts und betreten wir einen Sklavenmarkt in Egypten. Der Reisende, welcher heutzutage dieses Landes Hauptstadt betritt, fragt zuerst mit nach dem Sklavenmarke. Gesättigt und erhoben von all' dem Großartigen, das er in wenigen Tagen gesehen, befriedigt von dem Anschauen eines der Wunder der Welt: den Pyramiden, noch staunend über die Pracht der Gräber der Chalifen, ernst gestimmt von der Stadt der Todten, schwelgend im Genuße eines ewig heitern, unbewölkten Himmels, betäubt vom uralten und immer neuen Gewühl und Getöse in den Straßen der Stadt der Sarazenen, wendet er sich nach dem Sklavenmarke, um auch hier seiner Neugier zu genügen. Glückselig hat er sich durch das Menschengewimmel der Märkte hindurch gedrängt und gelangt in ödere, stillere Straßen. Vor einem alten Gebäude hält sein Führer. Er befindet sich vor der „Bekahle el Nabihd“ (dem Sklaven=Verkaufshause). Ein wirres Gemisch von Höfen, Ställen, Zimmern und Räumen breitet sich vor ihm aus. Schon am Eingange sieht er „die Waare“ vor sich. Auf schlechten, aus Palmenfasern geflochtenen Matten sitzen die dunkeln Kinder des Südens, dürftig bekleidet, um den Fremden oder dem Käufer zur Schau zu dienen. Der Djellahbi raucht, auf einem Ankhareh liegend, ruhig seine Pfeife und ladet den Angekommenen ein, „el Farchah“ (die jungen Thiere) zu besichtigen. Ist dieser ein Kauflustiger, dann erhebt jener sich wohl auch, um ihn zum Aufenthaltorte des Sklaven zu begleiten; unbekümmert um Alter oder Geschlecht gebietet er diesem, die Zähne zu zeigen, um danach, wie in Deutschland bei einem zu verkaufenden Pferde, einen Schluß

auf das Alter und die Brauchbarkeit des Individuums ziehen zu können, verschiedene Stellungen und Biegungen des Körpers vorzunehmen, um die Gelenkigkeit desselben kundzugeben und schließlich sich zu entkleiden, um Untersuchungen gefühlloser und wollüstiger Barbaren auszuhalten: Untersuchungen, die selbst das Schamgefühl eines Wilden auf das Tiefste empören müssen. Scheinbar gefühllos starren die Sklaven den Käufer an; ohne eine Miene zu verziehen, gehorchen sie den Befehlen des Djellahbi; sie lassen Alles über sich ergehen, wandern aus einer Hand in die andere, ohne ein Gefühl des Schmerzes kundzugeben. Und dennoch ist ihr bloßer Anblick für den fühlenden Europäer schauerhaft! Er sieht einen Menschen vor sich, der einem Vieh ähnelt und wie ein Vieh behandelt wird. Indignirt wendet er sich ab und verläßt die Wechsele, — er hat einen Markt verlassen, auf dem der Sklave, im Vergleich zu denen des innern Afrika, mild, menschlich behandelt wird; er hat die wenigen Hellstrahlen des Nachtmaltes gesehen. Erst im Sudahn sieht er die Sklaverei in ihrer ganzen Abscheulichkeit, denn dort begegnet er der Sklavenjagd.

Beknechtung und qualvoller Frohndienst, Unterdrückung der heimischen Sitte, Trennung der heiligsten Banden, Schändung des Theuersten, Vernichtung der edelsten Gefühle steht dem Abyssinier oder Neger bevor, wenn sich die Rhassua oder die auf flügel-schnellen Rossen herankommende Araberhorde seinem Heimathlande nähert. Kein Wunder, daß der Mann mit Mannesmuth dem blutdürstigen, beutelustigen Feinde zum fürchterlichen Kampfe entgegentritt; kein Wunder, daß er mit entsetzlicher Grausamkeit Grausamkeit vergilt. Das türkische Gouvernement will Menschen fangen, um sie an Solbes Statt seinen Beamten zu geben; der Araber will Sklaven haben, um sie als Diener, denen Alles aufgebürdet werden kann, zu benutzen oder als gewinnbringende Waare zu verschachern. Der braune oder schwarze Mann des Gebirges oder des Urwaldes kennt sein Loos; er weiß seinen Heerd zu vertheidigen — und thut es. Die Sklavenjagd ist jetzt nicht mehr einträglich, wie sie es war, ehe der Neger seinen grimmigsten Feind

als sterbliches Wesen kennen lernte; jetzt fallen oft mehr Soldaten, als Feinde gefangen werden.

Es ist noch nicht lange her, da betrachtete der ungebildete Sohn der Wildniß den Weißen als unantastbares, geheiligtes, der Gottheit — oder dem Teufel gleiches Wesen. Im Jahre 1851 befehligte der Italiener Nicola Ulivi, jener in Charthum ansässige, in ganz Ost-Sudahn als Gauner, Betrüger, Dieb und Mörder bekannte Kaufmann, die Handelsflotte, welche jährlich von Charthum aus nach dem weißen Flusse gesandt wird, um dort mit den eingebornen Negern, dem Stamme der Dinka, Schilluk, Nuëhr u. s. w., Tauschhandel zu treiben. Die Habgier des Italieners war mit dem dabei sich ergebenden enormen Gewinn nicht befriedigt. Bei Gelegenheit des Handels im Lande der Kihk bekam ein Neger von den Tausenden, welche sich in der Nähe der Barken versammelt hatten, Streit mit einem Matrosen, von dem er übervorthelt zu sein glaubte und auch wirklich war. Die Männer am Ufer murrten über die schreiende Ungerechtigkeit der Weißen. Da befürchtete Nicola, daß sein Handel gefährdet sein könnte und ließ, um den armen Schwarzen seine Stärke zu zeigen, die fünfzig Neger Soldaten, welche die Handelsexpedition begleiteten, auf das am Ufer versammelte Volk Feuer geben. Mehr als zwanzig Neger fielen nach den ersten Schüssen.

Erbebend, wie vor dem unabwendbaren Gerichte allmächtiger Götter, beugten die unwissenden Naturkinder ihre Kniee vor dem Frevler. Wehelaute des Schreckens und der Furcht ausstößend, fielen sie auf ihr Angesicht; heulend und klagend besichtigten sie die Körper der Gefallenen, deren Wunden das warme Herzblut entströmte; wie Kinder, welche das unbegreifliche Walten der Gottheit nicht zu fassen verstehen, betasteten sie die Wunden der Leichen, in denen kein Pfeil, keine Lanze steckte. Die bleiernen Todesboten aus den Geschossen der Weißen hatten unsichtbar ihren grauenvollen Weg zurückgelegt. Noch war den armen Schwarzen die Feuerwaffe beinahe unbekannt. Sie kannten den Frevler, sie kannten die Waffe in des Frevlers Hand noch nicht. Ihre Brüder lagen dahingeschlachtet wie des Waldes Thiere; sie sahen nur

das Entsetzliche, aber kein Mittel, das Entsetzliche abzuwenden, und entflohen jammernd dem Orte des Schreckens.

Und Nicola Ulivi rühmte sich später dieser That; erst das Fieber hat die Gemordeten gerächt.

Man könnte mir vielleicht einwenden, daß Nicola's Grausamkeit ein Akt der Nothwendigkeit, eine Handlung der Selbstvertheidigung gewesen sei. Das war nicht der Fall. Die Tausende der versammelten Neger hätten das Häuflein ihrer Peiniger erdrückt, wenn sie gewußt hätten, daß es mit ihren Waffen besiegbar wäre. Das sehen wir bei den in neuerer Zeit gehaltenen Sklavenjagden.

Nicht alle Negerstämme sind heutigen Tages noch über den Weißen und seine Waffen so im Unklaren, wie die bethörten Nihk. Die Schilluk und Dinkha, Takhali und Dahr-Fuhri, die Abyssinier und Tahi wissen, welch' ein Feind ihnen gegenübersteht. Und wo der Neger eingesehen hat, daß er mit sterblichen Wesen kämpft, da hat er auch den Weißen jedes Mal besiegt. Immer seltner, immer beschwerlicher, immer gefährlicher wird die frevelhafte Jagd.

In demselben Jahre, welches Nicola's Morden sah, rüstete Latief-Pascha auf Befehl des Vizekönigs eine Rhassua gegen Takhale aus. Der kühne Fürst, denn diesen Namen verdient der Schwarze, hatte versucht, sich an den Feinden seiner Nation zu rächen. Er hatte aufgehört, den Tribut zu entrichten, welchen die Türken seinem Lande nach einem glücklichen Feldzuge auferlegt hatten; er war sogar in das Gebiet der Türken, in die Provinz Kordofahn, eingefallen und hatte dort Dörfer zerstört, Heerden hinweggetrieben, Leute getödtet und in die Gefangenschaft geführt: er hatte einfach das Vergeltungsrecht für unzählbare, seinem Volke früher angethane Grausamkeiten geübt. Dafür sollte er gestraft werden. Latief-Pascha rüstete ein für jene Länder bedeutendes Heer aus. Mehr als tausend Negersoldaten vom blauen Flusse, vom Hause aus grimmige Feinde der Takhalaui, vierhundert berittene Aruauten und sechs Geschütze mit ihrer Bemannung bildeten die Kriegsmacht. Aehnliche Heerhaufen brachten sonst gewöhnlich fünf- bis sechshundert Gefangene mit sich zurück; diesmal wurde das Heer

total auf's Haupt geschlagen; von den vierzehn Hundert kehrten nur drei Hundert zurück. Der Negerkönig hatte sich zum größten Staunen ein mit Feuerwaffen bewehrtes, durch Ueberläufer eingeübtes Heer gebildet. Jeder Ueberläufer, der mit seiner Waffe bei ihm eintraf, erhielt von ihm eine Hütte und zwei Frauen geschenkt und befand sich unter seinen Stammverwandten — denn selbst die angeerbte Fehde lernt der Sklave vergessen — wohler, als er sich in der Knechtschaft der ihn peinigenden Türken befunden hatte. Ehe es noch zum Kampfe kam, verließen Hunderte von Neger Soldaten die Reihen ihrer Bataillone und gingen zum Feinde über. Die Türken, ohnehin von einem erbärmlichen Oberst, dem einäugigen, wie die Italiener sich auszudrücken pflegen: „von Christus gezeichneten“*), von allen gemeinen Soldaten gefassten Mahammed=Arha, schlecht angeführt, mußten trotz aller Tapferkeit der Arnauten das Feld räumen. Mahammed=Arha hatte in dem Könige von Takhale einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Kriegsmann gefunden. Er hatte in der Schlacht die größte Feigheit, der König der Neger die größte Tapferkeit gezeigt. Glücklicherweise hatte dieser den Unbesonnenen in die Berge gelockt, wie Wetterleuchten ihn dort überfallen und geschlagen. Der türkische Befehlshaber rettete nur durch schleunigen Rückzug die Trümmer seines Heeres; von einer Schwadron zu hundert Reitern blieben ihm bloß fünf gesunde Leute übrig.

Eine Sklavenjagd ist der vollkommenste Guerillakrieg. Von beiden Seiten suchen sich die Kämpfenden an List und Grausamkeit zu überbieten. Ich will versuchen, sie nach den Mittheilungen eines mir befreundeten, wahrheitsliebenden türkischen Majors zu schildern.

Die Rhassua ist versammelt; Geschütze und Waffen sind im besten Stande, Bespannungs- und Lastthiere vollzählig, die Soldaten selbst frohen Muths. Kamele tragen das Gepäck der Krieger und kleine Kisten mit Munition; die Soldaten ziehen leicht dahin. Man erreicht die Grenze des den Türken unterjochten Lan-

*) Marcato di Cristo.

des und betritt das Gebiet der freien Schwarzen, die noch von keiner Art entweihten Urwälder. Die Kolonnen theilen sich und machen sich mühsam durch das Gehänge der Schlingpflanzen, durch das Dickicht der niederen Mimosen Bahn. Dichter und dichter werden die Urwälder. Kein Feind zeigt sich; die zufällig aufgefundenen Dörfer sind leer; man begnügt sich, sie anzuzünden. Das Heer zieht weiter in den Wald hinein; die Beschwerden mehren sich. Ungewohnt des ihm fremden Klimas stürzt das Kamel, sei es, wie man annimmt, in Folge der Stiche von tausend kleinen Fliegen, sei es in Folge der ihm nicht zusagenden Kräuter; südlich des dreizehnten Grades gedeiht es nicht mehr. Man vertheilt seine Last unter die Soldaten. Langsamer bewegen sich ihre Reihen. Tagelang schon marschiren sie, noch immer haben sie keinen Feind erblickt. Aber dunkle Gestalten sind ihrem Zuge gefolgt. Von Baum zu Baum schleichend, sich hinter jedem Stamme verbergend, beobachten schwarze Männer jede ihrer Bewegungen, zählen oder schätzen ihre Streitkräfte und benachrichtigen ihre Stammgenossen mit dem Resultate ihrer Erfahrungen. Endlich werden sie von jenen entdeckt, jedoch einzelne Schüsse genügen, die Neger zu vertreiben.

Unbekannt in dem Urwalde schleppt sich die Reihe der durch Beschwerden aller Art schon geschwächten Krieger durch das Ur dickicht des Waldes. Bereits sind die Geschütze nothgedrungen zurückgelassen worden. Müde und matt erreichen die Krieger einen freien, zum Lager passenden Platz. Nach kurzer Ruhe beginnt ein reges Leben. Die Nerte fällen die Mimose, deren stachelige Nester, zur undurchdringlichen Serieba vereinigt, das Lager schützen; ein kleiner Raum beherbergt die zusammengedrängten Bataillone. Dunkel senkt sich die Nacht auf den Wald hernieder. Geprüfte egyptische Soldaten halten, paarweise vereint, die Wache. Tiefe Stille; die Nacht ist anfangs still und dunkel im Urwalde, erst später erschallen seine nächtlichen Stimmen. In der Ferne hört man das grunzende Gebrüll des Panthers, der milchweisse Uhu ruft seinen Namen, sein „Buhm“ klingt schauerlich im Walde wieder; fast verhallend tönt das melodische, glockenreine Gezirp gewisser Grillenarten zum Lager herüber; in einem entfernten Sumpfe quaken die

Frösche; tiefer im Walde heult die Hyäne. Dichte Schwärme summender Musquitos, Hunderte von Fledermäusen umschwirren die Häupter der auf ihre Gewehre gelehnten Wachen.

„Hörst du nicht, mein Bruder? Raschelte es nicht dort im Gebüsch? Siehst du nicht jene dunkle Gestalt?“

„Wohl, es wird der Marasihil*) sein, den wir hörten; schieße nicht nach ihm, wer weiß, ob es nicht einer jener Verfluchten, ein Zauberer — aus billahi min el scheitahn, ja rabbi!**)

— ist, welcher die Gestalt des Marasihil angenommen hat.“

„Verflucht sei der Wald und seine Bewohner! Mein Bruder, mir dunkelt's vor den Augen, ich bin müde, müde! Ah ja rabbi!“

Der ermüdete Soldat kann sich trotz des gegenseitigen, immer erneuten, ermunternden Zurufs der übrigen Wachen des Schlafes kaum erwehren, er schlummert nicht, aber sein Auge ist trübe vor Müdigkeit. Er sieht nicht jene sich in der Schwärze der Nacht leise, wie schleichende Katzen herannahenden, dem Auge kaum wahrnehmbaren schwarzen Männer, und doch kriechen sie schon dicht vor ihm auf dem Bauche, unhörbar an den Wall heran. Endlich bemerkt er sie.

„Allah hu akbar! Esmaa ja achui, hauen aalcina ja rabbi, el aabi—ht***)!“ Weiter sagt er Nichts: eine Lanze hat ihm die Brust durchbohrt. Vor der Scieba erheben sich Tausende schwarzer Männer, ein heulender, langgedehnter, gellender Schlachtruf erschallt, das Grunzen des Panthers, das Geheul der Hyäne, der Todesruf des Uhus erklingt aus dem Munde der Neger; mit dem Schlachtgebrüll durchzischt die kräftig geschleuderte, tödtende Lanze die Luft. Wo sie auch hinsfällt im Lager, sie fällt in die dichtesten Kotten der bedrängten Soldaten; das Blitzen einzelner Gewehre zeigt diesen, daß sich unter den Angreifern auch der Feuer-

*) Marasihil ist der im Sudahn gebräuchliche Name der gefleckten Hyäne.

**) „Schütze mich Gott vor dem Gespenst (dem Teufel)! o schütze mich, Herr!“

***) Gott ist der Größte! Höre, mein Bruder! Hilf uns, o Herr! Die Ne—ger!

waffen kundige Männer befinden. Jetzt entladen Hunderte von Soldaten ihre Feuerwaffen, eine oder zwei leichte Kanonen donnern gegen den Feind — die Kugeln schaden wenig oder nicht. Längst schon sind die Angreifer wieder geborgen. Dichte Bäume, Erdwände, Erhöhungen des Bodens und die Nacht schützen sie. Die Kugeln der Soldaten pfeifen durch die Nester der Mimosen, ohne mehr zu nützen, als den Feind von einem neuen Angriffe abzuschrecken.

Der herandbrechende Morgen endet den Kampf. Sein Licht beleuchtet das kleine Schlachtfeld. Viele der Soldaten haben keine Bewegung gemacht; der Tod hat sie im Schlafe ereilt. Mit den Lanzen sind sie fest an die Erde geheftet, die Stiele derselben starren in die Luft hinaus. Andere sind unter den fürchterlichsten Krämpfen verschieden: ein vergifteter Pfeil hat sie getroffen; Andere liegen im Todeskampfe. Von den Schwarzen sieht man auf der Wahlstatt keinen Todten; die Lebenden nahmen die Leichen ihrer Brüder mit sich hinweg, um sie nach ihrer Weise zu beerdigen oder den Wellen des geheiligten Stromes zu übergeben.

Unter solchen Umständen thut der Führer der Rhassua wohl daran, den Rückzug anzutreten. Seine Negersoldaten werden durch Mißgeschick im Kriege zu leicht Empörungen geneigt und gehen, obgleich man die Vorsicht gebrauchte, sie nur gegen Feinde zu führen, mit denen sie auf Tod und Leben zu kämpfen von Kindheit an gewöhnt sind, gern zu ihren Stammesverwandten über, diesen im Anfange willkommen, später vielleicht eine unnütze, von Neuem gehaftete Last. Dem des Landes ungewohnten Arnauten droht neben dem furchtbaren Feinde noch ein treuer Gehülfe: das Klima.

Mit dem Sinken der Sonne verdunkeln unschätzbare Schwärme blutfaugender Musquitos die Luft und stören die Ruhe des ohnehin genugsam entkräfteten Fremdlings. Milliarden dieser Quälgeister der Nacht peinigen den Besucher des weißen und oberen blauen Flusses oder des Urwaldes. Sie sind in den sumpfigen Niederungen des Bahhr el abiadt so gefürchtet, daß die Riht und Nuëhr in der Asche schlafen, um vor ihnen geschützt zu sein; sie bohren ihren langen feinen Rüssel durch das dichteste Gewebe bis in die Haut ihres Opfers, färben ihren durchsichtigen Körper hoch-

roth mit dem Blute desselben und verursachen durch ihren Stich schmerzhaft, unaussetzlich juckende Beulen.

Den Tag über in steter Bewegung und Aufregung, die Nacht hindurch der nöthigen Ruhe entbehrend, jeder Erquickung nothgedrungen entsagend, ist der weiße Mann nicht fähig, dem in dem höllischen Lande sich seiner unsehlbar bemächtigenden Fieber zu widerstehen. Das Wasser, welches er genießen muß, ist aus den Sümpfen des Waldes oder aus dem langsam dahinschleichenden Flusse geschöpft; sein Brot ist die unverdauliche Kizra, seine Speise die Luthme; nur selten erhält er Fleisch, denn die Neger haben ihre Heerden geborgen. Die giftigen Miasmen der Sümpfe, die Ausdünstungen der Wälder werden ihm gleich gefährlich. Das perniciöse Fieber ergreift ihn. Der Sonne Central-Afrikas preisgegeben, liegt er krank auf bloßer Erde. Glühende Strahlen sendet das leuchtende Gestirn des Tages herab, der Kranke friert wie bei eifriger Kälte; seine Zähne schlagen klappernd zusammen, die Glieder zittern vor grimmigem Frost. Und nun kommt die Hitze des Fiebers über den Obdachlosen. Dieselbe Sonne, die ihn nicht zu erwärmen vermochte, wird ihm zur unerträglichen Qual.

„Bruder, mein Bruder, nur einen Tropfen Wasser!“ fleht er mit matter Stimme. Man reicht es ihm, er schlürft es mit Begierde, — und bricht es unter erhöhten Schmerzen wieder von sich. Bald endet Bewußtlosigkeit, Delirium sein Leiden. Hestige Convulsionen erschüttern das morsche Gebäu des Körpers, die Achsel- und Halsdrüsen schwellen an; ein Schrei — da liegt die Leiche!

In den übrigen Soldaten erwacht der Muth der Verzweiflung. Sie verlangen stürmisch, gegen den Feind geführt zu werden; sie fluchen ihm und, alle mahammedanische Resignation vergessend, ihrem fürchterlichen Loos. Mehr Leute, als die Neger morden, würgt die tödtliche Seuche; über ein Drittheil der Mannschaft fault auf dem Lagerplaze. Der Krieger entgeht nur der einen Todesart, wenn er sich der andern entgegenstürzt; er braucht den Giftpfeil, die Lanze und den Streitkolben sichtbarer Feinde nicht zu fürchten, wenn ihn unsichtbare bedrohen. Mit seinem Bayonnett, mit dem Jata-

gahn in der Faust stürmt man den Berg hinan, den Dörfern der Schwarzen entgegen. Hinter jedem Baumstamme lehnt ein kampfgewüsteter Mann; der sichere Pfeil entgleitet geräuschlos seinen Händen. Hier nützen die Feuerwaffen wenig oder nichts. Der Krieger kämpft Mann gegen Mann mit dem Feinde. Oft werden die Gewehre der schwarzen Soldaten, welche ihre Furcht vor dem Pulver nicht überwinden konnten und mit abgewandtem Gesichte feuern, plan- und zwecklos gebraucht; weder Taktik noch Kanonen helfen im Urwalde; der nach den Regeln europäischer Kriegskunst eingeschulte Soldat unterliegt im Einzelkampfe dem kühnen Schwarzen.

Wohl diesem, wenn er den Feind zwingt, sich zurückzuziehen, aber wehe ihm, wenn ihm dieß nicht gelingt! Dann wird das Dorf der Neger umzingelt und genommen. Tigern gleich stürzen sich die Soldaten auf ihre Beute. Greise, Kranke und zu Sklaven unbrauchbare Feinde werden von den jetzt keine Menschlichkeit mehr kennenden Soldaten ohne Weiteres niedergestochen, die Frauen geschändet. Den wüthenden Grimm der Männer hat man zu bändigen gewußt. Man hat sie längst entwaffnet und in die Scheba*) gesteckt. Sie versuchen, sich darin zu erwürgen; man wehrt es ihnen. Vor ihren Augen schlachtet man Weib und Kind, Vater und Mutter; selbst die unschuldigen Hausthiere werden erbarmungslos niedergestochen. Zur Ehre der Weißen sei es gesagt, daß bei solchen Gelegenheiten die Neger Soldaten im Vergleich zu ihnen ächte Teufel sind, Teufel, welche mit wahrer Virtuosität schauerhafte

*) Die Scheba ist eine roh zugearbeitete Holzgabel, in welche der Hals des Gefangenen gesteckt wird. Vorn ist die Gabel durch ein fest angenageltes Querholz verschlossen, am hinteren Ende besitzt sie einen langen Stiel. Diesen muß der Gefangene selbst tragen oder, wenn man sein Entfliehen befürchtet, einen hinter ihm Gehenden tragen lassen. Der Gefesselte behält die Gabel so lange an seinem Halse, bis er am Orte seiner Bestimmung angelangt ist. Sie ist nicht geglättet oder mit weichen Lumpen umhüllt, und verursacht deshalb böse Wunden, welche so lange nicht heilen, als die Scheba ihre Wirkung äußern kann. Es ist keinem so Gefesselten möglich, zu entfliehen; allein solche Grausamkeit kann schwerlich eine Vorsicht entschuldigen, die man bei Verbrechern — oder Sklaven, welche Nichts verbrochen haben — anzuwenden für nöthig erachtet.

Martern für die Besiegten aussinnen und an ihnen ausüben. Nun werden die Gefangenen gemustert und alle Unbrauchbaren niedergemacht. Nachdem der Sieger auch so viel Vieh, als er finden konnte, zusammengetrieben hat, tritt er den Rückzug an. Von Soldaten eingeschlossen, bewegt sich der Zug der Gefangenen, mehr gestoßen und gepeinigt, als eine Heerde Vieh. Der Kommandirende ruft Halt. Alles wendet die Blicke nach dem brennenden Dorfe. Ob dort ein Schwerverwundeter erst in den Flammen seinen Tod findet; ob dort ein gemartertes Weib mit den Zähnen in die Erde beißt, um ihre Schmerzen zu betäuben, ob sie, unfähig zum Gehen, die vernichtende Feuersbrunst näher und näher kommen sieht und sich bei ihr die Todesangst zum Todeskampfe gesellt; ob inmitten einer vom Feuer ergriffenen Hütte ein verlassenes Kind um Hülfe schreit — den Sieger kümmert das wenig. So geht es mit noch mehreren Dörfern, bis man Sklaven genug hat oder dem Klima und dem immer und immer die Soldaten umschleichenden Feinde nicht mehr widerstehen kann. Sengend und brennend, mordend und plündernd ziehen die Soldaten nach Charthum zurück.

Der Zug geht langsam. Die schmerzgepeinigten Männer, welche noch Wunden vom Schlachtfelde her tragen, deren Hälse die Schebe wund reibt, die armen, halb verdurstenden und verhungerten Weiber, die schwachen Kinder sind nicht im Stande, schnell zu gehen.

Ich habe einen Transport Dintha-Neger in Charthum ankommen sehen. Der Anblick war schauerhaft. Keine Feder kann ihn beschreiben, keine Worte drücken ihn aus. Mir hat er wochenlang wie ein Bild des Schreckens vor der Seele gestanden.

Es war am zwölften Januar 1848. Vor dem Revierungsgebäude in Charthum saßen über sechzig Männer und Weiber im Kreise auf der Erde. Alle Männer waren gefesselt, die Weiber frei. Kinder krochen auf allen Vieren zwischen ihnen herum. Die Unglücklichen lagen ohne den geringsten Schutz in der glühenden Sonne, mit stieren, todten und dennoch unendlich traurigen Blicken auf der Erde, ohne zu klagen, ohne zu wimmern. Eiter

und Blut floß aus den Wunden der Männer hervor, kein Wundarzt bekümmerte sich um sie. Sie hatten nichts als heiße Erde, um das herabträufelnde Blut zu stillen; ihre Nahrung bestand aus rohen Durrahkörnern, demselben Futter, das die Kamele fressen. Unwillkürlich suchte sich der Blick des Beschauers aus dem Entsetzlichen das Entsetzlichste heraus. Dort jene Mutter mit ihrem Säuglinge war es, jene franke Mutter mit jenem verschmachtenden Säuglinge! Mit Thränen in den Augen sah sie das Kind auf allen Vieren zu sich herangekrochen kommen. Das Kind verlangte die Mutterbrust. Aber diese labte nicht mehr. Die Haut lag bei Beiden in großen Falten auf dem Knochengerippe. Ich sah im Geiste den Todesengel über Beiden schweben, ich glaubte das Rauschen seiner Flügel zu hören und habe Gott gebeten, ihn bald, recht bald zu senden.

Ein Egyptianer, der Tschausch oder Unteroffizier der die Wache haltenden Soldaten, trat zu uns. „Siehst du, Herr, Allah war unserm Zuge günstig, wir waren glücklich. Fünf Dörfer haben wir erobert, mehr als fünfhundert Heiden getödtet. Ah ja kelahb, ah ja maläin, ja Allah urkhus *)! Wartet, ich will euch aufhelfen!“ Der Unmensch nahm in die eine Hand eine Peitsche, in die andere ein Musikinstrument, schwang Beides und befahl durch einen Dolmetscher den Negern, zu tanzen und zu singen.

Das ist die Sklavenjagd, welche die Regierung öffentlich betreibt. Es ist kein Wunder, daß sie auch Privatleute ausüben. Zwischen Obeid und dem weißen Flusse wohnen die Kababiesch, ein räuberischer Nomadenstamm, dem Namen nach von den Türken ebenfalls unterjocht. Zwanzig bis dreißig dieser Nomaden besteigen ihre schnellfüßigen, ausdauernden Pferde und jagen dem Gebirge zu. Ehe die muthigen Gebirgsbewohner es ahnen, ist ein Dorf überfallen, zehn bis zwölf Kinder werden geraubt, bevor noch der Neger zu den Waffen greifen konnte, ist die Räuberhorde wieder verschwunden. Sklavenhändler erscheinen nun im Lager der Nomaden, kaufen die Kinder und bringen sie nach Obeid. Die

*) O ihr Hunde, o ihr Nichtsmwürdigen, auf, tanzet!

Knaben werden entweder Soldaten oder, wie die Mädchen, Dienstleute, Sklaven in den Häusern der Vornehmen und Reichen. Wohl ihnen, wenn sie in die Hände milder Türken oder Egyptianer fielen; wehe ihnen, wenn ihr unglückliches Loos sie in die Hände eines Nubiers, Kordofaniesen oder — eines Europäers warf! Die aus der Haut des Hippopotamus geschnittene Peitsche zerfleischte ihren Rücken, ehe sie noch Jünglinge wurden. Die grausame Behandlung dauert auch in der Sklaverei fort. Es ist wahr, der Neger ist in der Knechtschaft ein anderer Mensch, als in der Freiheit seiner heimatlichen Berge. Wie jeder unterdrückte und dabei uncivilisirte Mensch wird er falsch, tückisch und schlecht. Seine Energie verwandelt sich in der Sklaverei in Starrköpfigkeit, seine Kriegslift in Hinterlist und Heimtücke, seine an dem feindlichen Stamme ausgeübte Blutrache in Rachsucht: der frühere Krieger wird jetzt leicht ein zu fürchtender Mörder. Der Sklave, welcher seine Kette nicht brechen kann, sinnt auf Mittel, sich an Dem zu rächen, welcher ihm diese geschmiedet. Ihm ist es einerlei, ob er einen milden oder strengen Herrn bekommt, er haßt diesen, wie jenen. Aber der Weiße trägt daran die Schuld. Er entriß ihm vielleicht sein Weib, seine Kinder, er trennte ihn von Allem, was ihm theuer war, er nahm ihm die Freiheit und gab ihm schmachvolle Knechtschaft dafür, er entwürdigte den Menschen in ihm und erniedrigte ihn zum Thiere. Der Reisende, welcher Kordofan's Hauptstadt betritt, sieht die Sklaven als Diener von Vornehm und Gering, denen man die schwersten Arbeiten aufbürdet und die man, um ihr Entspringen zu verhüten, mit schweren Ketten fesselt. Unangenehm tönt das Gerassel derselben im Innern jedes Braven wieder; er sieht die Sklaverei in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Einem so gemißhandelten Sklaven ist es nicht zu verargen, wenn er sich sehnt, anstatt des lästigen Staubes der Ebene, welche er zu Feld umzuschaffen gezwungen wird, die frische Luft seiner heimatlichen Berge zu athmen; wenn er wünscht, seinen von Peitschenhieben zerfleischten Rücken des lastenden Joches zu entledigen und mit der Lanze in der Hand Dem frei gegenüberzutreten, welche ihn in jahrelanger Knechtschaft quälte. Er entflieht und eilt zurück nach

den blühenden Wäldern seiner Heimath, zu den Brüdern seines Stammes. Aber eine fürchterliche Strafe harret seiner, wenn ihm ein Fluchtversuch nicht gelang und er wieder eingefangen wurde. Der Sklavenbesitzer will seinen Neger, mit dem er schalten und walten kann gleichwie mit vernunftlosem Vieh, nicht gutwillig fahren lassen. Was ist schon für ein Kummer, wenn so ein Sklave stirbt! Wie bedauert sein Herr den Verlust der zwei- oder dreihundert Pfaster, die er gekostet hat! Und welche Wuth erfaßt einen Sklavenbesitzer, wenn es einem seiner Leibigenen gelang, zu entfliehen! Er schwört ihm im Voraus grimelige Rache, unmenschliche Strafe zu. Dann geht er zu einer gewissen Art Menschen, die den Dienst der Bluthunde Nordamerika's übernehmen. Er führt sie in seine Behausung, zeigt ihnen die Fußstapfen des Entflohenen und fordert sie auf, ihn wieder einzufangen, wofür er eine gewisse Geldsumme verspricht. Die Bluthunde machen sich auf, den Flüchtling zu suchen. Sie bewaffnen sich mit Pistolen, einem Feuerge- wehr und der Lanze, nehmen Ketten, Nägel und eine Art mit sich, um sogleich die Schebe zu zimmern. Dann verfolgen sie die Fährte des Entkommenen. Unter Tausenden von Fußstapfen wissen sie dieselbe herauszufinden und zu behalten. Es gelingt ihnen nach stunden- und tagelanger Jagd wirklich, den Sklaven wieder einzufangen oder niederzuschießen, wenn er sich nicht gefangen geben will. Im ersteren Falle bringen sie den Unglücklichen zu seinem Herrn zurück. „Fesselt und bindet den Hund auf diesen Balken!“ herrscht er den Uebrigen zu. Der Befehl wird ausgeführt. Die Henkersknechte, welche die Peitsche schwingen müssen, erhalten von der berausenden Merisa, soviel sie trinken wollen. Die Bastonade beginnt. Kein Laut entfährt dem Gefolterten. Schon ist die Lederhaut seines Rückens zersprungen, die blutgetränkten Peitschen wühlen in den bloßgelegten Muskelfasern. Da und dort hin fliegen die losgetrennten Fleischstücke. Der Gemarterte schweigt: er ist besinnungslos oder gar todt. Ich habe einen so gemißhandelten Menschen gesehen, der mit dem Leben davongekommen war.

Wir waren in dem Grenzorte Melbeß in Kordofahn; es war

im Monat Mai 1848. Mein Bedienter Mahammed bälgte mehrere große Geier ab, deren Fleisch in Haufen vor unsrer Hütte lag. Die Geier fressen nur faulendes Nas, sie selbst nehmen den Geruch desselben an und sinken noch nach Jahren in den Sammlungen, trotz des Kampfers und anderer stark riechender Konservationsmittel. Der Nubier hatte sich, um den Gestank der Vögel ertragen zu können, Zwiebeln in die Nase gesteckt. Da schlich hinend eine menschliche Gestalt zu ihm und bat ihn mit arabischen Worten: „Ja achui, be rachmet lillahi, wu rassuhlu Mahammed, etini hasa el lachem*)!“ Ich trat verwundert aus meiner Nebuka hervor. Vor mir stand ein Mensch — nein, es war kein Mensch mehr! — vor mir stand ein menschliches Knochengeriippe, mit geistiggetödtetem Auge, die Füße in eine mehr als zehn Pfund schwere Kette gezwängt, mit acht bis zehn 4—8 Zoll langen, 1—2 Zoll breiten, eiternden Wunden auf dem Rücken, zitternd vor Schwäche am ganzen Körper und gestützt auf einen Stab, um das wankende, kraftlose Gerippe aufrecht zu erhalten. „Schon der aufrechte Gang des Menschen zeigt das Streben seines Geistes zum Hohen, Himmlischen — zu Gott an,“ lautet die gewöhnliche Erklärung, warum der Mensch aufrecht geht. Fand sie auch hier ihre Anwendung? Wäre dieses Thier, das vor uns stand, wohl fähig gewesen, noch aufrecht, zum Himmel blickend, zu gehen, wenn es sich nicht auf einen Stab gestützt hätte? Nein. Es hätte kaum Kraft genug gehabt, auf allen Vieren herumzukriechen! Aber trotzdem trug es noch die schwere Kette, trotzdem wurde es noch zur Arbeit gepeitscht.

„Unglücklicher, was willst du mit dem Fleische?“ fragte ich die Jammergestalt.

„O Herr, ich will es essen, ich bin so kraftlos und habe seit Monaten kein Fleisch genossen, ich will mich daran kräftigen.“

Ich habe ihm keine Antwort gegeben, ich fand keine Worte. Stumm willfahrte ich seiner Bitte. Hätte er mich gebeten, ihm

*) Mein Bruder, bei der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und seines Gesandten Mahammed, gib mir dieses Fleisch.

die Kugel der neben mir stehenden Büchse durch sein Hirn zu jagen, ich hätte es auch gethan! — Das ist die Sklaverei im Innern Afrika's; das war ein Sklave, der entflohen, wieder gefangen und vor drei Monaten bestraft worden war!

Man erinnere mich hier nicht an die bekannte Thatsache, daß die Schwarzen Hunde, Schlangen, Krokodile und anderes Gethier, vor dessen Genuß wir zurückschauern würden, ohne Ekel verspeisen, — Geierfleisch essen sie nicht. Ich behaupte, daß es einem Menschen, der andere Nahrung erhalten kann, unmöglich ist, eine so ekelhafte Speise zu genießen. Das bewies das Erstaunen und Grauen meines braunen Bedienten bei der Bitte des Unglücklichen, das bewiesen meine lebenden, stinkendes Nas mit Begierde verschlingenden Hyänen, welche sich weigerten, Geierfleisch zu fressen. Ein fast verhungertes, durch Mißhandlung halb wahnsinnig gewordener Mensch ist es, er befindet sich aber in einem so traurigen Zustande, daß er nicht mehr Mensch genannt werden kann.

Ich will, nachdem ich das Bild des tiefsten Elendes gezeichnet, auch der lichterem Seiten des Sklaventhums gedenken und bemerken, daß der Neger oft durch seine Störrigkeit und Tücke Strafe verdient; ich weiß, daß oft nur fürchterliche Strenge ihn im Zaume halten kann, und daß mancher Mahammedaner seine Sklaven besser hält, als seine freien Diener. Die als Kinder zu Sklaven gemachten oder in der Sklaverei geborenen Neger vergessen ihre Knechtschaft leicht, weil sie die Freiheit nie gekannt haben; sie werden von vielen Mahammedanern milde behandelt, von ihren Herrn gekleidet und ernährt, wie zur Familie gerechnet und erhalten Alles, nur ihre Freiheit nicht. Und diese, ein ihnen, wie gesagt, unbekanntes Gut, wünschen sie nicht einmal; ja, sie würden sich vielleicht unglücklich fühlen, wenn sie dieselbe erhalten sollten. Nur ganz unmenschliche Herrn, etwa Europäer, trennen ihre Kinder von ihnen, um diese zu verkaufen; sie würden von ihren Mitbürgern hart angegriffen werden. So geschieht es, daß sich der in der Sklaverei geborene Neger den Freigeborenen gleich achtet; — denn seine schwarze Farbe ist nicht, wie in Amerika, ein Zeichen der Schande: der Islam vereinigt alle Völkerschaften — er nimmt

die Sitten und Gebräuche des Volkes an, unter dem er aufwächst und ist nur Sklave dem Namen nach. In diesem Falle sind die meisten Neger Charthum's, wenn auch nicht die der Europäer, denn diese sind Sklaven im vollsten Sinne des Wortes.

In Charthum erlaubt den Negern ein sonderbarer Gebrauch, sogar ihre Herrn zu wechseln. Wenn nämlich ein Sklave mit Recht oder Unrecht mit seiner Lage unzufrieden ist, geht er zu einem andern, als menschenfreundlich bekannten Türken oder Araber und schneidet einem diesem gehörigen Esel, Pferde oder Kamele ein Ohr ab. Nach dem Gesetze oder an Gesetzes Statt gültigem Gebrauche wird der zahlungsunfähige Thäter Eigenthum des Besitzers eines so verunstalteten Thieres, wenn sein früherer Herr nicht Schadenersatz leisten sollte. Kamele und Pferde sind in Charthum häufig nominell werthvoller, als Sklaven und deshalb wird selten Schadenersatz geleistet. Auch würde der Sklave so lange Esels- oder Kamelohren abschneiden, bis es sein Herr überdrüssig bekäme, dieselben zu bezahlen.

In diesem Gebrauche kann man, wenn man das Loos des Negers kennt, abgesehen von der Thierquälerei, nichts Strafbares finden, aber eine gewisse Lücke leuchtet unverkennbar hindurch. Diese, verbunden mit einer grenzenlosen Undankbarkeit, kann man sehr oft bei ihm wahrnehmen. Von letzterer erlebten wir selbst ein Beispiel. Bei unserer Ankunft in Kordofahn's Hauptstadt erfuhren wir, daß der Sohn des aus Dahr-Fuhr vertriebenen „Sultahn“ Abū-Mödyän *) daselbst in großer Dürftigkeit lebe. Der Baron beschloß, ihn zu sich und, wenn er es zufrieden, mit sich nach Europa zu nehmen. Früher war er schon einmal in England gewesen und hatte sich dort so wohl befunden, daß er wünschte nach Europa zurückzukehren. Abd-el-Sämaa-āht **) erschien in den zerlumptesten Kleidern bei uns und schien entzückt über die sich ihm darbietende Gelegenheit, wieder in bessere Umstände zu gelangen. Er fiel auf sein Angesicht, küßte die Füße des Barons und sagte:

*) Zu deutsch: Vater (Begründer) der Städte.

**) Sklave der Himmel.

„Herr, ich bin Dein Slave, thue mit mir, wie Du willst, ich bin Deiner Gnade nicht werth!“ Der Baron schenkte ihm Kleider und Geld, ließ ihn mit sich an einem Tische speisen und behandelte ihn mit ebensoviel Liebe, als Auszeichnung. Acht Tage später hatte der armselige Prinz uns verlassen und — bestohlen.

Ich könnte Thatsachen erzählen, welche darzuthun scheinen, daß die Schwarzen aller Laster fähig sind. Aber das wäre nur dann eine begründete Behauptung, wenn wir den Weißen fehlerfrei nennen. Und das ist dieser leider nicht, am allerwenigsten fern von seiner Heimath. Es ist sehr zweifelhaft, ob der Neger den übermannen Weißen oder ob dieser den in seine Hände gefallenen Schwarzen mit größerer Grausamkeit behandelt. Ein einziger Rückblick auf die geschilderte Sklavenjagd möchte nicht zum Vortheil des Weißen entscheiden. Ich finde es sehr erklärlich, daß der Neger in der Knechtschaft alle Tugenden des Freien vergißt und die Laster des Sklaven dafür annimmt; ich finde es erklärlich, daß er, von dem Glende seiner zu Sklaven gemachten Mitbrüder unterrichtet, den Weißen aus tiefster Seele haßt.

Und dieser oft genug bethätigte Haß scheint dem Türken die Rechtfertigung seiner grausamen Jagden zu sein. Er bedenkt nicht, daß sein Vorfahr giftigen Samen gestreut hat, der jetzt aufgeht; er vergißt, daß er den Keim zu jenen entsetzlichen Vernichtungskriegen gelegt hat. Der Neger, den Alle, welche den weißen Fluß bereissten, als gutmüthigen, arglosen Menschen schildern, wird im Kriege mit den Türken zum Tiger. Es ist nicht zu verwundern, wenn der rohe, ungebildete Bewohner des Urwaldes, um dem beim Erscheinen des Feindes ihm bevorstehenden furchtbaren Loose zu entgehen, des Menschen heiligstes Gut, die Freiheit, mit einem Muth vertheidigt, der ihn der Civilisation und Bildung würdig machen könnte; aber es ist ebenfalls nicht zu verwundern, wenn er sich blutig rächt an den Feinden, welche sengend und brennend in sein Land einfallen, wenn er aus Rache ihre Besitzungen plündert, Reisende des feindlichen Volkes und zuletzt alle Weißen verfolgt und tödtet und dem ganzen Volke seiner Peiniger offenen und heimlichen Krieg erklärt hat. Man beurtheilt die schauerhafte

Sitte der Abyssinier, jeden gefangenen Feind zu entmannen, milder, wenn man weiß, daß den Schritten dieses Feindes Schrecken und Fluch, Elend und Verzweiflung nachfolgen. Der Haß der dunkeln Völkerschaften ist gerecht; die ausgefuchte Grausamkeit, mit welcher der in ihre Hände fallende Weiße hingeschlachtet wird, ist nur die Ausübung einer furchtbar begründeten Rache. Die Sklavenjagd ist es, welche dem Forscher den Weg in's Innere Afrika's verschließt.

Die Steppe.

„Unabsehbar breitet vor Dir sich der dichteste Graswald,
Einzelne Sträucher nur sprossen dazwischen empor.
Jögernd betritt ihn Dein Fuß; von nun an theilst Du mit Löwe,
Panther, Hyän' und Genossen dasselbe Gebiet.“

Bevor ich meine Leser nach Nordafahn geleite, muß ich sie erst einen Blick auf denjenigen Landstrich, in welchem wir uns von nun an bewegen werden, werfen lassen. Die „Chala“ Nord-Ost-Afrika's ist weder die Prairie Südamerika's, noch die Steppe des südlichen Rußlands: sie ist das Bindeglied zwischen Wüste und Urwald; sie steht zwischen beiden mitten inne. Wir wollen sie Steppe nennen, weil dieses Wort dem Begriff am Besten entsprechen dürfte. Sie zieht sich wie ein breiter Gürtel durch Afrika hindurch und geht nach Süden zu unmittelbar in die Urwälder, nach Norden zu in die Wüste über. Diese Uebergänge erfolgen aber so mählig, daß man oft nicht sagen kann, ob man sich in der Steppe oder der Wüste, der Chala oder dem Urwalde befindet.

Der Reisende gelangt mit dem siebenzehnten Grade n. Br. in das Gebiet der Steppe. Er sieht eine Ebene vor sich, deren Ende sein Auge nicht erreicht. Hier und da erhebt sich ein Hügel aus ihr, hier und da wohl auch ein niederer Bergrücken; niemals sind die Berge so schroff und todt als in der Wüste. Die Sandsteinformation ist vorherrschend, der Sand selbst durch Eisenoryd gefärbt und an manchen Stellen so eisenhaltig, daß der Eingeborne einen kunstlosen Schacht eintreiben und auf das von ihm geschätzte Metall bauen kann. An allen übrigen Erzen ist Mangel, die Brenze fehlen gänzlich und nur die Salze sind durch wenige Arten repräsentirt. Der Charakter der Steppe ist ein ungleich milderer als der der Wüste. Während in dieser das Urgestein noch

häufig zu Tage tritt, gehört in jener die Granitz, Syenitz, Porphyr- und Basaltformation zu den Ausnahmen von der Regel.

Dieser mildere Charakter macht sich aber noch weit mehr bei dem Pflanzenreiche und am Meisten bei dem Thierreiche bemerklich. Daß die im Bereich der tropischen Regen liegende Steppe eine reichere Vegetation erzeugt, als die unter ewigem Sonnenstrahl glühende Wüste, ist erklärlich, und daß die Fauna mit der Flora stetig zunimmt, eine anerkannte, natürliche Thatsache, auf welche ich nicht hinzuweisen brauche. Im Gegensatz zur Wüste beginnt die Steppe bereits zu malen, d. h. sie formt und zeichnet ihre Thiere und Pflanzen auf das Mannigfaltigste, während wir bei der Wüste fanden, daß diese allen ihren Geschöpfen mit geringer Ausnahme das gleiche Gewand ertheilt. In der Chala erstarkt das Gras zu sechs bis acht Fuß hohen Stängeln, wird reich an Arten und Exemplaren, die Gebüsche treten dichter zusammen, die Bäume erreichen eine beträchtliche Höhe, viele Geschöpfe tragen schon hier ein prangendes, farbenprächtiges Kleid.

In den von mir bereisten Ländern gelangt man, sobald man die Steppe betritt, in einen ziemlich hohen, von einzelnen, spärlich zerstreuten Bäumen unterbrochenen Graswald. Das „Gras“ ist meilenweit der unleidige „Askani“, eine alle Reisenden entsetzlich peinigende Pflanze mit klettenartigen Samenkolben, welche bei der geringsten Berührung feine, gelbe, kaktusähnliche, das dichteste Zeug durchbringende Stacheln fahren läßt. Diese werden dann gemeiniglich erst bemerkt, nachdem sie schon Eiterung veranlaßt haben. An anderen Stellen sieht man in ebenso großer Ausdehnung eine Pflanze, deren Aehren an den Kleidern hängen bleiben, auf anderen scharfshneidiges Niedgras, auf noch anderen ein Gras mit höchst wohlriechenden Aehren und endlich auf wieder anderen alle möglichen dornigen, disteligen, stechenden, schneidenden und quälenden Gräser und Pflanzen in wirrem Gemisch vereinigt.

Dazwischen erheben sich die Bäume und Gesträuche. Man bemerkt am Häufigsten mehrere Mimosenarten und eine Leguminose, welche die Eingebornen „Murdj“ nennen und, weil ihnen das

dürre Holz des Strauches ein Reibfeuerzeug *) liefert, besonders schätzen. Ihre Kamele lieben die saftigen Astspitzen mit den kleinen Blättern und benagen den Strauch, soweit sie können. Die schon in Egypten häufige *Asclepias procera* überzieht humusreichere Strecken mit ihren blüthenvollen Gebüsch, der Tabakstrauch bildet zuweilen kleine Wäldchen; auch noch andere fruchttragende Gesträuche sind vorhanden.

In diesen Wäldchen bemerkt man die kunstvollen Gebäude der Termiten, in denen sich wiederum andere Thiere eingenistet haben; aus dem Grasdickicht ertönt zuweilen der Ruf des kleinen nubischen Trappen, welchen die Eingebornen nach diesem „Mäthär“ nennen, bisweilen sieht man eine Antilope das Haupt über die Halmen erhoben. Vorzüglich häufig sind die Gazellen, denen man hier in Rudeln von dreißig und mehr Stücken begegnet; wegen ihrer unbeschreiblichen Anmuth und Geschwindigkeit ist man geneigt, sie eher für Gebilde der Phantasie, als für wirklich existirende Wesen zu halten. Der Sand zeigt überall die Spuren größerer Steppenthiere. Die Fährte des Straußes wechselt mit denen der Antilopen, nicht selten auch mit der der Gieraffe.

Das sind ungefähr die ersten Eindrücke, welche die Ghala auf den sie Betretenden macht. Aber sie ändern sich mit den Jahreszeiten. Während die Steppe zur Zeit der Regen einem blühenden Garten gleicht, ist sie zur Zeit der Dürre oder in den Monaten Februar bis Mai oder Juni ein wirklich grauerregender Ort.

Die „Chuah“ **) sind versiecht, die Bäume blätterlos, die

*) Sie spizen zu diesem Behufe einen geraden dünnen Stock an einem Ende zu und bohren in einen zweiten ein der Spitze des ersten entsprechendes Loch. In dieses wird der erste Stock gesteckt und möglichst schnell herumgedreht. Durch fortgesetzte Reibung entsteht ein dunkles, brandig riechendes Pulver, welches sich bald vollständig in Kohle umwandelt und zu glühen anfängt. Der Steppenbewohner fängt es auf seiner Sandale auf, zündet langsam glimmendes Durrahstängelmark oder feines Gras durch starkes Bewegen in der Luft an und bekommt bald eine hellfodernde Flamme. Ein geübter Sudahnese macht mit diesem Reibzeuge binnen drei Minuten Feuer an.

**) Plural von „Chohr“, Regenstrom.

Gräser dürr geworden. Wohin das Auge schaut, begegnet es einer verbrannten, gleichfarbig strohgelben Fläche, über welcher der Südwind Staubwolken herumwirbelt. Große Strecken des Graswaldes sind von weidenden Viehheerden niedergetreten worden und ähneln einer vom Hagel zerschlagenen Flur. Alles Frische, Lebendige, Schöne ist verschwunden, das Verwelkte, Todte, Lästige blieb zurück. Der Chamassih hat den Gesträuchen ihren Blatt- und Blüthenschmuck geraubt, aber die Dornen starren noch in die trübe, nebelige, stauberfüllte Luft hinaus. Die munteren Gazellen haben sich in die Niederungen zurückgezogen, aber giftzähnige Schlangen, gefährliche Skorpionen, ekelhafte Taranteln, Spinnen und anderes Ungeziefer treibt sich lustig auf denselben Plätzen, auf denen jene ästen, herum. Des innerafrikanischen Sommers volle Gluth liegt auf der weiten Ebene. Müde und matt schleppen sich die Säugethiere von einer Stelle zur anderen, für sie herrscht eine böse Zeit, nur das giftige Gewürm und die unschuldigen, in allen Farben glänzenden Eidechsen befinden sich jetzt wohl. Der Mensch glaubt verschmachten, verenden zu müssen in dieser Dede.

Allein das Ende der furchtbaren Zeit ist nahe. Im Süden zeigen sich dunkle, regen kündende Wolken schichten. Nachts leuchten aus ihnen zuckende Blitze auf. Der Donner rollt in weiter Ferne. Unnächtlich wiederholt sich das glückverheißende Schauspiel. Die gewitterschwangeren Wolken werden mächtiger und schwerer, ein Regenguß steht bevor. Jetzt eilt der Eingeborne auf seinem flüchtigen Hebiß hinaus in die Steppe und zündet den Graswald an. Der Sturm jagt das gefräßige Element mit seiner eignen Schnelle über die Ebene dahin. Meilenweit röthet ein Feuermeer den nächtlichen Himmel; zur Tageszeit lagert dichter Rauch über der brennenden Fläche. Mit immer gesteigerter Eile verbreiten sich die Flammen, alles dürr Gewordene giebt ihnen neue Nahrung. Schreckenfüllt fliehen die Thiere der Wildniß, denen der Brand naht. Die Antilopen laufen mit dem Sturm um die Wette, die Schlangen eilen, so schnell es ihnen ihr fusfloßer Leib gestatten will, davon. Doch näher und näher kommt ihnen das Verderben. Sie spähen ängstlich nach schützenden Erdlöchern, der Giftzahn muß

deren Bewohner beseitigen. Unzählige sterben den Flammentod, mit ihnen zugleich Tausende von Scorpionen, Taranteln und anderem ähnlichen Gethier. Die fliegenden Insekten erheben sich, um der allgemeinen Vernichtung zu enttrinnen: sie harret ihrer in der Höhe. Hunderte von Bienensressern lauern dort auf sie. Sie wissen, daß das Feuer alles Fliegende aufstreibt und sind geschäftig, die ihnen entsprechende Beute zu machen. Vor der Feuerlinie sieht man auch andere geflügelte Räuber. Dort treiben sich drei Arten schlangenvertilgender Vögel herum, der Sekretär, der Gaukler und der Schlangenußfard; ersterer verfolgt die bedrohten Reptilien laufend, die beiden andern fliegend.

Alle übrigen Thiere zeigen unverkennbar eine große Angst. Wenn ja einmal ein Erbeidhörnchen neugierig aus seinem sicheren Bau hervorsteht, beim Anblick der Flammen eilt es gewiß in den tiefsten Kessel desselben zurück. Das Wild flüchtet mit allen Kräften, der beutegierige Leopard denkt nicht daran, eine der Gazellen, unter denen er dahinjagt, anzugreifen, der schnellläufige Gepard vergißt seine Mordlust. Unmuthig schaut der Löwe nach seinem kühlen Ruheorte zurück, von dem ihn das Feuer vertrieb, er brüllt vor Grimm laut auf, dann aber sucht auch er sein Heil in der Flucht. So reinigt der Nomade sein Weideland.

Mit dem Aufhören des Sturmes ersterben die Flammen. Die Steppe ist rasirt, fruchtbare Asche liegt überall auf dem sandigen Boden, hier und da glimmt noch ein starker Ast oder dürr gewordener Baumstamm. Und nun senden die dunklen Wolken ihre Güsse herab. Schon nach wenig Tagen überkleidet saftiges Gras die vor Kurzem noch so öde, verbrannte Fläche. Der Eingeborne zieht mit seinen Heerden hinaus in das üppige Weideland, der Nomade wandert von einer Hochebene zur andern. Neue Gewittergüsse befördern das Wachsthum. In den Niederungen bilden sich Seen, die Chuahr enthalten Wasser. Alle Bäume schlagen aus, der Frühling ist gekommen, bald herrscht er überall.

Den Kronen der Mimosen entströmen balsamische Wohlgerüche, ihren Nester und Zweigen entquillt das anfangs krystallhelle, später immer dunkler werdende arabische Gummi, die Quelle des Un-

terhalts für tausend Menschen. Die dickhäutige Abansonie kleidet sich in ihren höchsten Schmuck, die Rankengewächse blühen und bringen Früchte. Vor wenig Wochen waren die Kinder der Nomaden nur Skelette, die Fetthöcker der dürren Kamele waren aufgezehrt: jetzt glänzen die Herden und die Kamele werden täglich feister. Mit frischen Kräften kehrt Lebens- und Liebeslust zu den Thieren zurück. Der Antilopenbock schreitet mit stolz erhobenem Gehörn durch seinen Halmenwald, der „Edlihm“ kämpft mit seinen Genossen um die „Ribehda“*), der „Makhar“ ruft seinen Namen laut den Nebenbuhlern zu. Des Nachts verläßt die jetzt Junge säugende Löwin ihr Lager, um sich und jenen Beute zu erjagen, mit dem behenden Gepard schleicht der Leopard dem liebestollen Gazellenbock nach. Gesellschaften des schöngezeichneten wilden Esels (ob *Equus zebra* oder *E. Burchelli* ist noch unentschieden) und kleine Trupps der panthergefleckten Gieraffe durchstreifen das Land, das „Kind der Steppe“ (*Antilope leucoryx*) äst behaglich mit seinem unlängst gebornen Kalb. In den Mimosenbüschen tragen die Finken zu ihren kunstlosen Häusern zusammen, der Lappenliebzig scharrt sich in einem Grasbusch eine Vertiefung, um da seine Eier hineinzulegen; die Regenteiche bezieht die Sporengans mit einem Heere verschiedener reierartigen Vögel, unter denen die ächten Reiher wohl sehen wollen, ob die Erzählung der Eingebornen, nach welcher die Regenteiche große Fische beherbergen, auch wahr ist. Hoch in den Lüften schweben die Raubadler, über ihnen kreisen die Geier in ungemessener Höhe, der Steppenweih gleitet geräuschlos über das wogende Halmenmeer dahin. Allüberall offenbart sich des Frühlings Macht und Leben.

Doch auch diese Herrlichkeit hat ihre dunklen Schattenseiten. Unter den unzählbaren Schaaren der Insekten sind die lästigen am häufigsten. Wo Wasser ist, erscheinen die Musquitos zur Qual

*) Edlihm ist der arabische Name des männlichen, Ribehda der des weiblichen Straußes.

der Menschen, die „Fliegen“ *) zur Qual der Thiere. Das Wild, unter dessen Oberhaut sich gefräßige Maden eingenistet haben, rennt wie toll von einer Stelle zur andern, um seine ungeheuren Schmerzen zu betäuben, der Mensch stöhnt unter der Marter, welche ihm kaum sichtbare Peiniger bereiten. Zu diesen höllischen Gefellen kommen die Krankheiten der Regenzeit. Mit dem verdunstenden Wasser entströmen dem Erdreiche Miasmen, welche das Fieber gar bald in das bewegliche Haus des Nomaden bringen. Ueber dem Hirten und seiner Heerde kreisen, unheilweisagend, die Geier; ihnen gilt es gleich, mit ihrem scharfen Schnabel einem Schafe den Leib aufzureißen oder Menschengewebe zu benagen: daß ihnen Nahrung werden wird, scheinen sie zu wissen.

Noch andere Feinde bedrohen Menschen und Thier. Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Heerden in der sicheren Serieba eingehörtet. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöcken nach ihren Zungen; die Kinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt in einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthende, bellende Laute und grimmiges, heißeres Gebrüll — sodann Triumphgeläut — eine Hyäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Heerden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es nicht besser gegangen sein. Urpötzlich scheint die Erde zu beben — in nächster Nähe brüllt ein Löwe. Dreimal — so sagen die Eingebornen — kündigt er mit donnernder Stimme seine Ankunft, dann nähert er sich der Serieba. In dieser offenbart sich die größte Bestürzung. Die Schafe rennen gegen die Dornenhecken, die Ziegen schreien laut, die Kinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen. Und die muthigen Hunde,

*) Die „Fliege“ (el Tubahn) ist ein den Heerden jener Länder äußerst schädliches Thier, von dem ich weiter unten sprechen will.

welche Leoparden und Hyäne bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich zu ihrem Herrn. Dieser aber wagt sich nicht hinaus in die Nacht; er wagt es nicht, nur mit seiner Lanze bewaffnet, einem so mächtigen Feinde gegenüberzutreten und läßt es geschehen, daß er mit einem gewaltigen Satze die oft zehn Fuß hohe Dornenmauer überspringt und sich ein Opfer auswählt. Ein Schlag seiner furchtbaren Pranken betäubt ein zweijähriges Kind, das kräftige Gebiß zermalmt die Wirbelknochen des Halses und damit den Lebensnerv des widerstandsunfähigen Thieres. Dumpf grollend liegt der Räuber auf seiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier. Dann tritt er seinen Rückweg an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute mit sich nehmen. All' seine ungeheure Kraft ist erforderlich, mit dem Kind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt *) und nun schleppt er die schwere Last mit Leichtigkeit seinem, vielleicht eine Meile entfernten Lager zu. Alles Lebende am Lager athmet freier auf, es schien durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirt ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal, er weiß, daß der Löwe seiner Heerde immer auf dem Fuße folgt, mag er sich wenden wohin er will. Der Verlust, den er durch den König der Wildniß erleidet, ist ebenso groß als die Steuer, welche er in untadelhaften Viehstücken dem Könige des Landes geben muß. Zwei Könige fordern Tribut von ihm, er muß beiden gerecht werden; beider Forderungen sind unabwendbar. Er ist froh, wenn ihn der Himmel noch vor größerem Unheil bewahrt.

Zur Zeit der Regen nämlich ist die Steppe auch den wilden Banden der Neger zugänglich. Derselben vom weißen Flusse streifen dann die langbeinigen Schilluk und Dinkha, westlich davon

*) Ich bin erst durch vielseitige Versicherungen der Eingebornen und eigene Anschauung überzeugt worden, daß der Löwe wirklich ein derartiges Kraftstück auszuführen vermag. Man hat mir am blauen Flusse eine Serieba von mindestens acht Fuß Höhe gezeigt, über welche ein Löwe mit einem Kind im Rachen gesprungen war. Wenn sich meine Leser ein Bild des Löwen der Wälder Ost-Sudahn's machen wollen, bitte ich sie, die halberwachsenen, halberkrüppelten Exemplare, welche man in Menagerieen sieht, nicht zum Maasstäbe zu nehmen.

die Schwarzen Takhales, Dahr-Fuhr's, Rubas und Scheibuhn's. Sie überfallen, wenn sie stark genug sind, sogar größere Dörfer und sind der Schrecken der festwohnenden und nomadirenden Eingebornen des Sudahn. Was in ihre Hand fällt, ist verloren; sie rauben Menschen und Hausthiere, sei es auch nur um sich für ihnen angethanes Unrecht zu rächen. Derselbe Nomadenschech, dessen Weib sie mit sich nehmen, war vielleicht der Anführer einer Horde berittener Räuber, welche ihnen vor wenig Monden ihre Kinder entriß. Frevelhaftes Beginnen wird immer bestraft!

Zwischen dem Charief und der trocknen Zeit liegen drei bis vier Monate, welche beide vermitteln. Es sind die Monate Oktober bis Januar, oder November bis Februar. Sie sind die glücklichste Periode des Steppenlebens, die Zeit, in welcher die Himmelsfaat, der Regen, Früchte trägt. Sie sind es, während deren der einem Igel ähnliche junge Strauß seinem Eighäuse entschlüpft, während deren die Jungen der meisten Vögel flugbar und die Kälber der Antilopen kräftig werden. Noch ist des Regens Einfluß durch den Sonnenstrahl nicht aufgehoben, dieser bringt die Aehren nur zur Reife. Erst wenn die Sonne höher nach Norden heraufsteigt, wird sie übermächtig. Das bisher in den Chuahr fließende Wasser versiecht, die Regenteiche vertrocknen. Jetzt wühlt sich das Krokodil, welches in den größeren, wasserreichen Steppenflüssen lebte, in den feuchten Betten ein, um dort mehrere Monate im todähnlichen Schlafe zuzubringen, die leichtbeschwingten Wasservögel fliegen den immerfließenden Strömen zu. Schon im März ist das Wasser aller Biraket *) und Chuahr verdunstet und der Steppenbewohner muß, um sein Vieh zu tränken, zum Zugeimer greifen. Das milchreiche Guter der Kühe schrumpft zusammen wie die bereits verdorrten Blätter der Bäume, welche mit dem ersten Südwinde vollends ihren Zweigen entführt werden. Bei vielen Pflanzen ist der Herbst längst eingetreten: wenn die langgestielten Früchte der Abdansonie sichtbar werden, fallen die sie bisher verhüllenden

*) Plural von „Biraket“, See oder großer Regenteich.

Blätter. Im April sind die kühlenden Nordwinde erstorben, von nun an treten ihre Gegner auf; das Leben erlischt, die Vernichtung beginnt.

In diesem flüchtig skizzirten Landstriche herrscht, wie ich schon angedeutet habe, ein reges Thierleben. Man würde irren, wenn man die Steppe arm nennen wollte: sie ist reich und erzeugungsfähig. Ganze Länder liegen in ihr, noch nicht gezählte Nomadenstämme nennen sie ihre Heimath, Hunderttausende von Kamelen, Rindern, Ziegen und Schafen werden in ihr geboren. Ackerbau und Viehzucht sind die Quellen des Wohlstandes ihrer Bewohner, sie werden beide stark betrieben, doch steht die Viehzucht oben an. Zur Mittagszeit gewähren die in den Niederungen liegenden Tränkplätze ein eigenes Schauspiel, aber ein Bild des Wohlstandes der Steppe selbst. Da kann man acht- bis zwölfhundert durstige Kamele, drei- bis viertausend nach Wasser lechzende Rinder vereinigt sehen, welche hier von ihren Hirten getränkt werden. Das begehrtlichere Volk der Ziegen und Schafe kommt zweimal des Tages zu gleichem Zwecke hierher. Viele Hirten, vielleicht die Hälfte der Männer eines Stammes, haben vollauf zu thun, ihrer ungeduldigen Schaar Genüge zu leisten. Jeder Stamm hat seine bestimmten Tränkplätze und wechselt nach der Jahreszeit oder der eben erkorenen Weidegegend, bald mit diesem, bald mit jenem. Die in Dörfern hausenden Viehzüchter sättigen ihre Heerden aus der Gisterne ihres Dorfes. Ursprünglich waren auch sie wandernde Nomaden, jetzt warten sie mehr des Ackerbaues als der Viehzucht*).

Eigenthümlicher als die gezähmte ist die freilebende Thierwelt der Steppe. Ich bemerke, daß ich bei einem kurzen Ueberblick der

*) Die Steppenbewohner, über welche ich meinen Lesern im Verlaufe meiner Erzählung hier und da noch Einiges mittheilen werde, theilen sich in mehrere Hauptstämme und viele Nebenzweige, unterscheiden sich aber in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von einander und den andern, uns schon bekannten Bewohnern des Sudahn.

Steppenthier die mehr in größeren Waldungen wohnenden Geschöpfe, weil ich diese dem Urwalde zuzähle, nicht berücksichtige. Die Ghala hat übrigens selbst interessante Erscheinungen genug und braucht dem Urwald Nichts zu entnehlen.

Unter den Säugethieren der Steppe sind die Ordnungen der Raubthiere, Nager und Wiberkäufer am Zahlreichsten vertreten. In der Nähe ausgedehnter Waldungen finden sich alle Raubthiere der Urwälder, welche wir später kennen lernen werden; überall aber trifft man den afrikanischen Gepard (*Felis — Cynailurus — guttatus*), den Steppenluchs (*Felis caracal*), die gefleckte und gestreifte Hyäne (*Hyaena erocuta und striata*), den Schakal (*Canis variegatus*) und Fennek (*Megalotis pallidus*) an. Eine der selteneren Erscheinungen dürfte der gemalte Hund (*Canis pictus*) sein, welcher in Kordofahn gefunden worden ist. Zwei Arten der Genetkaze (*Genetta senegalensis und G. alra*) sind häufig, aber wegen ihrer Behendigkeit schwer zu erlangen, die Sippe *Herpestes* zählt drei Arten: *H. caffer, H. zebra und albicaudatus, Smith.*

Die Nager sind durch viele Sippen und noch mehr Arten von Mäusen, welche ich jedoch nicht kenne, vertreten; außerdem bemerkt man den Steppenhasen (*Lepus aethiopicus*) und mehrere Arten der „Säberä“ der Eingebornen, des Erreichhörnchens, worunter *Sciurus brachyotos, Ehrenb.*, oder *Sc. leuco-umbrinus*, die gemeinste ist.

Am Ausgebildetsten ist jedenfalls die Ordnung der Wiberkäufer, für welche die Steppe als die eigentliche Heimath angesehen werden muß. Schon in Kordofahn ist die Gieraffe keine Seltenheit. Man trifft ihre Spuren sehr oft, wenn man sie selbst auch nicht gerade häufig zu sehen bekommt. Sie scheint dazu geschaffen zu sein, die Baumblätter abzufressen, denn niedere Weide wird ihr beschwerlich. Wenn sie trinken oder auf die Erde gestreutes Futter aufnehmen will, muß sie ihre Vorderbeine so weit aus einander spreizen, daß die Hufen derselben sechs bis acht Fuß von einander zu stehen kommen; erst dann, nachdem sie so den Vorderkörper be-

deutend erniedrigt hat, ist sie im Stande, ihre Lippen bis zu der Fläche, auf welcher sie fußt, herabzubringen. Ihre Schwerfälligkeit ist übrigens eine nur scheinbare, sie ist ein behendes Thier und vermag im Laufen das beste Pferd zu ermüden. In der Gefangenschaft macht sie ihr sanfter Charakter und die Zutraulichkeit, welche sie bald gegen ihren Wärter zeigt, zu einem höchst liebenswürdigen Thiere. Ich glaube, daß auf dieser Wahrnehmung die Bedeutung ihres arabischen Namens „Sērāhfe“ — die Liebliche — beruht.

Von den in der Steppe N. = D. = Afrikas hausenden Antilopen kennt man bis ungefähr zwanzig Arten. Die bekanntesten sind: Antilope dorcas, die Gazelle, *A. arabica*?, der Aëriell, *A. leucoryx*, das Rind der Steppe (Bāhkr ēl chālā), *A. bezoartica* (von *A. oryx* des Cap unterschieden), der Tetal, *A. montana*, *A. Soemmeringii*, *A. caame*, von den Eingebornen ebenfalls „Tetal“ genannt, *A. nasomaculata* (von *A. adax* Südafrika's getrennt); seltene Arten sind die *A. Cuvieri*, *A. dama*, die „Madra“ der Sudahneseu, *A. bubalis*, die reizende *A. hemprichiana* und andere. Das System hat sie in fast ebenso viele Sippen, als ich Arten aufgeführt habe, getrennt, worauf ich nicht näher eingehen will. Alle Antilopen haben mit den Hirschen eine zierliche Gestalt gemein und nur sehr wenige Arten ein etwas plumperes Ansehen, als diese. Sie sind behende, flüchtige Thiere, welche truppweise die weite Steppe durchziehen. In der Größe unterscheiden sie sich sehr von einander. Man kennt Antilopen, welche so groß als ein fast ausgewachsenes Rind werden, während die *A. pygmaea* des Cap einem kaum geborenen Reh gleicht. Im Sudahn wird letztere Art durch *A. hemprichiana* repräsentirt, welche sie nur wenig an Größe, aber an Anmuth und Zierlichkeit übertrifft. An manchen Orten sind sie sehr scheu, an anderen weit zutraulicher.

Zu den seltensten Bewohnern der Steppe gehört das innerafrikanische Schuppenthier (*Manis* — *Phatages* — *Teminkii*), welches wir in Nordafahn erbeutet haben. Später sah ich ein zweites Exemplar dieses merkwürdigen Geschöpfes in der Gefangenschaft bei Nikola Ulivi in Charthum, welcher es mit Milch und

Weißbrod ernährte. Mein Freund Heuglin hat auch den äthiopischen Ameisenbär (*Orycteropus aethiopicus*) aus der Steppe erhalten.

Genau den Ordnungen der Säugethiere entsprechend, sind auch die in der Steppe auftretenden Ordnungen der Vögel. Die Raubvögel und die Renner sind am Zahlreichsten vertreten. Man findet alle Geierarten des Innern ohne Ausnahme in der Steppe, die eigentlichen Adler leben mehr in den größeren Wäldungen, die Schlangenadler hingegen sind ächte Steppenbewohner. Vier Sippen und fünf Arten dieser interessanten Thiere zählt die Chala: zwei dem europäischen *Circaëtus brachydactylus* ähnliche (den *C. zonurus* und *C. meridionalis*), einen auffallenden, falkenartigen (den *Polyporoides typicus*), den Sekretär (*Gypogeraus serpentarius*), arab. „*The'ir el Nes'ieb*“ und den Gaukler (*Helotarsus fasciatus*, *Mus. Vindob.*), die sonderbarsten aller Raubvögel. Ersterer steht als Bindeglied zwischen den Raub- und Rennvögeln und ist, wie seine Jagdgesellen, welche eine gleiche Nahrung mit ihm theilen, ein höchst nützlicher Vogel. Er hat sehr hohe Ständer und ungefähr die Größe eines Kranichs, dem er auch in der Farbenvertheilung seines Gefieders ähnelt; an Körperstärke übertrifft er ihn. Seine Füße sind kurzschichtig und schwach, sein Schnabel ist stark und kräftig. Auf dem Kopfe trägt er eine aus einzelnen langen Federn bestehende Haube; der Schwanz ist stufenförmig, die mittelsten Steuerfedern sind sehr verlängert. Die Hauptfarben seines Gefieders sind aschgrau und schwarz, das lebhafte Auge ist von einer breiten, hochroth gefärbten Wangenhaut eingefasst.

Der Sekretär zieht laufend auf den Fang der Schlangen, welche seine ausschließliche Nahrung sind, aus, fürchtet sich nicht im Geringsten vor dem Zischen und Pfauchen der widerlichen und gefährlichen Reptilien, welche in ihm ihren ärgsten Feind erkennen, und weiß die Bisse der giftigen Arten geschickt mit seinen Vorderflügeln abzufangen. Ein einziger Schnabelhieb tödtet die kleineren Schlangen unfehlbar, mit den größeren kämpft er, jedoch stets ohne gefährdet zu sein. Er ist ein starker Fresser, welcher große

Strecken der Steppe von Schlangen zu reinigen versteht, hat deshalb auch einen sehr großen Jagdbezirk und kommt dem Reisenden selten zu Gesicht. Den Menschen flieht er und sucht die ödesten Steppen der Ghala auf. Sein Horst soll nach Aussage der Eingebornen auf der Erde stehen.

Sein Gewerbsgenosse, der Gaukler, ist häufiger. Er führt seinen Namen, welchen ihm le Valliant und Wiegmann gaben*), mit vollem Recht. Schon von Weitem macht er sich durch seinen beispiellos schönen Flug kenntlich. Wie ein Schiff durch die Wogen segelt er durch die Lüfte. Mit spielender Leichtigkeit und außerordentlicher Geschwindigkeit kommt er plötzlich auf die Erde herab; — in wenig Sekunden ist er wieder in den Wolken. Gewöhnlich hält er sich hoch in der Luft und läßt so nur das tiefe Sammtschwarz des Körpers und das Silberweiß der Schwingen erkennen; kommt er aber dem Beobachter zufällig nahe genug, dann kann dieser die schöne Farbenabwechslung und Pracht seines Gefieders wohl wahrnehmen; hauptsächlich leuchtet ihm die brennendroth gefärbte Wachs- und Wangenhaut schon von fernher entgegen. Den jungen Vogel ziert das lebhaftige Gefieder nicht; doch kann man auch in ihm den anmuthigen Flieger nie verkennen. Ihm gegenüber erscheint jeder andere Adler plump und unbeholfen.

Die Phantasie der Eingebornen hat für den auffallenden Vogel eine Anekdote erfunden, welche an weiland Peter Bloch's Abenteuer mit dem Schwarzspecht erinnert. Man nennt unseren Vogel in Kordofahn „Sükr el häkim“, Arztadler, und läßt ihn, nachdem man seine Jungen geblendet, eine nur ihm bekannte Wurzel, welche wunderthätige Heilkräfte besitzt, herbeischaffen. Durch ein ähnliches Manöver, als Peter Bloch anwandte, um in den Besitz der Springwurzel zu gelangen, bemächtigt man sich des Heilmittels und ist nun im Stande, damit die schlimmsten Uebel zu heben.

*) Ersterer nennt ihn oder seinen Gattungsverwandten *H. caudatus* „le bateleur“, Letzterer *ayyozes*.

Außer den Schlangenaablern begegnet man dem gemeinen Singesperber (*Melierax polyzonus*) überall in der Chala. In Kordofan lebt ebenda auch der seltene Gabelgleitaar (*Nauclerus Riocourii*). Die Eulen sind durch den häufigen *Otus leucotis* repräsentirt.

Alle Ziegenmelker N.-D.-Afrika's sind stetige Bewohner der Steppe. Der schon erwähnte *Caprimulgus climacurus* ist eine gewöhnliche Erscheinung, nächst ihm sind *C. isabellinus* und *C. infuscatus* die häufigsten; der prachttolle, strohgelbe *C. eximius* ist seltner. Unter den Schwalbenarten des Sudahn scheint die große *Cecropis senegalensis* der Steppe eigenthümlich zu sein. Von den Bienenfressern findet man in ihr drei Arten, welche durch zahlreiche Exemplare vertreten sind.

Ich überspringe viele Ordnungen des Systems, denen wir im Urwalde wieder begegnen werden, um zu den der Chala angehörenden Kennvögeln zu gelangen. Vorher bemerke ich noch, daß fast alle Taubenarten Ost-Sudahn's in unserem Gebiet zahlreich vorkommen, die Perlhühner überall gemein und die Frankoliën (*Perdix Clappertonii* oder *Rueppellii*) dagegen seltner sind. Von den europäischen Vögeln erscheint die Wachtel zur Winterzeit regelmäßig in großer Anzahl in der Chala, welcher ein höchst niedliches, hühnerartiges, aber kaum lerchengroßes Vögeltchen, der *Hemipodius Meiffrenii*, angehört.

Unter den Kennvögeln steht der Strauß hinsichtlich seiner Größe oben an. Er findet sich überall einzeln oder in kleinen Trupps von mehreren Individuen. Zahlreicher, aber weniger bemerkbar sind die Trappen, die Antilopen der Vögel. Im Sudahn kennt man hauptsächlich drei Arten von ihnen: *Otis arabs*, *Linné*, die „Chübährä“ der Eingebornen, *O. nuba*, den Makhar, und *O. melanogaster*, *Rueppell*. Ich bezweifle, daß die in Algier lebende *O. houbara*, welche allgemein unserem Gebiete zugezählt wird, in ihm wirklich vorkommt; eher dürften noch andere afrikanische Trappen dort leben.

Man kennt zwei Läufer, *Cursorius isabellinus* und *C. chal-*

copterus, *Tem.*, mehrere Lappenfibiße, worunter *Lobivanellus senegalensis* der gemeinste, und zwei Dickfüße (*Oedinemus affinis* und *Oe. senegalensis*), welche die Chala bewohnen.

Sumpfs- und Wasservögel erscheinen nur während der Regenzeit in der Chala; von ersteren brüten einige Arten daselbst. —

Die Reptilien der Steppe, für welche diese ein Paradies ist, das ihnen alle Annehmlichkeiten bietet, kenne ich nicht. Das Vorkommen der Fische in den größeren Regenteichen ist noch manchem Zweifel unterworfen.

Reise nach Kordofan.

Die wohlbemannte Dahabie, welche uns und Mr. Pethe-
rik bis zu dem Walddorfe Torrah den weißen Fluß hinauffüh-
ren sollte, verließ am 25. Februar gegen Abend die „Mischeräh“
— den gangbaren Weg zum Flusse — von Charthum, glitt unter
kräftigen Ruderschlägen rasch den blauen Fluß hinab, bog bei
Nahs el Charthum in den weißen Fluß ein und öffnete ihre
Segel einem frischen Nordwinde, welcher den Fluthen des letztge-
nannten Stromes entgegenwehte. Der Wind war gut, das Wet-
ter herrlich. Wir waren vergnügt über die voraussichtlich schnelle
Fahrt und gespannt auf das uns noch gänzlich unbekannte Step-
penland. Aber es war an einem Freitage und Contariny hatte
uns noch warnend das Sprichwort:

„Venerdi ed marte, non si sposa, non si parte“*),
zugerufen. Der Freitag ist den Seefahrern ein böses Omen. An
diesem Tage sticht in Italien kein Schiff in See, geht keine Braut
zum Traualtare, tritt Niemand, wie wir Freigeister es thaten, eine
wichtige Reise an. Die Seeleute haben auch ganz recht: Der Frei-
tag ist kein glücklicher Tag zur Abreise.

Wir flogen an den Ufern des Stromes vorüber und setzten,
so lange der Wind „fahrend“ blieb, unsere Reise fort. Am ande-
ren Morgen befanden wir uns beim Erwachen schon wieder mitten
in dem hier mehr als dreitausend Schritte breiten Strome. Bei
dem mittelhohen Wasserstande desselben waren bereits ausgedehnte
Schlammhäufe und Sandinseln an beiden Ufern bloßgelegt wor-
den. Auf ihnen trieb sich eine unzählbare, ununterbrochen sich am
Ufer fortziehende Vögelschaar herum. Wir sahen den Tag über
viele Tausende von Nilgänsen (*Chenalopex aegypticus*), Reihern

*) Freitags und Dienstags heirathet und reist man nicht.

(*Ardea cinerea*, *Sturmii*, *Egretta alba*, *Lindermayeri*, *Ardeola bubulcus* etc.), Störchen (*Ciconia alba* im Winterquartier), Kranichen (*Grus cinerea*), Nimmersatten (*Tantalus Ibis*), Königskranichen (*Anthropoides pavonina*), heiligen Ibsissen, Strandläufern und anderen Sumpf- und Wasservögeln. So weit das Auge reichte, waren beide Ufer mit Mimosenwäldungen bedeckt, welche schon hier zuweilen den Charakter der tropischen Urwälder Nord-Ost-Afrikas annahmen. Große Strecken von ihnen waren noch jetzt unter Wasser gesetzt, an den trocken liegenden kündeten uns die Stämme den höchsten Wasserstand des Stromes, welcher an einigen Stellen zehn Fuß über dem Boden emporgestiegen war. Wenn die Wälder sich einmal von den Ufern zurückzogen, zeigte sich eine unabsehbare Ebene mit hier und da aufsteigenden, nackten Hügeln dem Auge. Die Dörfer waren im Walde versteckt, aber große Heerden verriethen ihr Dasein. Unschätzbare Massen von Schafen, Kindern und Kamelen weideten das kurze Gras der schlammigen Ufer oder benagten die blättertragenden Aeste der Bäume.

In den weiten Schlammhängen fielen uns tiefe, nach dem Walde führende Furchen auf. Es sind Gangstraßen der Nilpferde (von den Arabern richtiger „Flußbüffel“ — *Dj am u h s e l b a h r* — genannt), welche diese dem weichen Schlammboden eindrücken, wenn sie, zur nächtlichen Weide gehend, den Fluß verlassen. Bei ihrer ungeheuren Schwere versinken ihre kurzen Beine im Schlamm, der Bauch schleppt auf der Erde und zieht jene Rinnen. Die Flußbüffel sollen hier sehr häufig sein und in den Durrahfeldern großen Schaden anrichten. Wo sie vorhanden sind, fehlt auch ihr steter Begleiter, das Krokodil, nie; wir sehen diese gefürchteten Saurier, Baumstämmen gleich, in langen Reihen auf den Sandbänken liegen und beim Erscheinen eines Bootes langsam in's Wasser kriechen.

An beiden Ufern wohnt ein Stamm jener Halbnomaden, welche zwar ganz das Leben der ächten führen, aber nicht wandern. Hier sind es Hassanie, deren Heerden ihr einziger Reichtum sind. Sie treiben nebenbei wohl auch etwas Ackerbau, immer bleibt aber die Viehzucht ihr eigentlicher Nahrungszweig.

Der weiße Fluß scheint um so breiter zu werden, je mehr

wir uns Gleis, dem letzten Orte unter türkischer Herrschaft, nähern. Er muß bei seinem höchsten Wasserstande schon in der Nähe des Dorfes Būēh dā über eine deutsche Meile breit sein. Die Wälder werden zum Urwald. Wir finden Schlingpflanzen, deren Ranken, weil sie mehr als sechs Zoll im Durchmesser haben, Stämme genannt werden können. Im Innern der oft unzugänglichen Dichtigkeit herrscht ein ächt brasilianisches Tropenleben. Der langgeschwänzten Affen Schaaren gurgeln in der Tiefe des Waldes oder erscheinen mit komischen Sprüngen am Ufer, um zu trinken; die Papageien fliegen freischend von Baum zu Baum. Bei jedem neuen Schritte sieht der Jäger neue, fremdartige Erscheinungen. Die Jagd fällt immer befriedigend aus.

Am 28. Februar landeten wir in der Gegend des anderthalb deutsche Meilen landeinwärts liegenden Dorfes Torrah und schlugen, bis zur Ankunft der erforderlichen Lastthiere, unsere Zelte auf. Der Naturforscher braucht im Innern eines fremden Erdtheils nie über Langweile zu klagen. Während Mr. Betherik sehnlich die Weiterreise herbeiwünschte, bot uns der nahe Wald so viele Unterhaltung, daß wir gern noch einige Tage hier geblieben wären. Leider endigte das klimatische Fieber schon am folgenden Tage meine Jagdfreuden. Ich kam krank von einem Ausfluge zurück und fühlte bald den peinigenden Frost jener unseligen Krankheit. Der Baron öffnete mir eine Ader, weil wir, von den Rathschlägen eines einfältigen italienischen Arztes bethört, damals noch Blutentziehungen für zweckmäßig hielten, doch wollte der Anfall nicht weichen. Die mittlerweile angekommenen und schon beladenen Kamele standen zur Abreise bereit; ich mußte mich im vollsten Fieber auf eins von ihnen packen lassen, um nur nach Torrah zu gelangen. Zu schwach, um mich aufrecht erhalten zu können, versuchte ich mich in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung an einer der Kisten, mit denen das Thier noch überdem beladen war, festzuhalten und litt dabei fürchterlich. Jeder Schritt des Thieres wurde mir zur Qual. Die schaukelnde Bewegung verursachte mir Erbrechen, die Anstrengungen, welche ich, um nicht herabzufallen, machen mußte, lähmten vollends meine ohnehin schon geschwächten Kräfte. Nach drei

wie auf der Folter verbrachten Stunden kam ich todesmatt im Dorfe an und brach kraftlos in dem ersten Tothul desselben zusammen.

Ich unterlasse, um nicht zu ermüden, die Aufzählung der Reihe von Krankheiten, welche uns — auch der Baron bekam schon am folgenden Tage das sogleich mit Delirium beginnende klimatische Fieber — von nun an unablässig quälten, und schicke voraus, daß wir während der vier Monate unseres Aufenthaltes in dem Steppenlande Kordofahn das Fieber in seinen verschiedenen Gestalten und Arten gar nicht los werden konnten. Mehr als dreißig Tage mußten wir auf elendem Schmerzenslager zubringen; dreifach schwer wurden uns die Beschwerden, denen jeder Reisende in diesem Lande ausgesetzt ist, dreifach schwer alle Entbehrungen, welche er zu ertragen hat.

Wir blieben bis zum 9. März in Torrah. Nur einmal — am 3. März — wurde unser trauriges, einförmiges Leben durch ein Ereigniß, welches uns vom Krankenlager scheuchte, unterbrochen. Ein Tothul hatte Feuer gefangen und stand im Nu in hellen Flammen. Fünf Minuten später war er ein Aschenhaufen. Glücklicher Weise wehte kein Lüftchen, sonst wäre, bei der unglaublichen Geschwindigkeit, mit welcher hier ein Brand um sich greift, das ganze Dorf ein Raub der Flammen geworden.

Das Dorf Torrah besteht aus einigen und dreißig Strohhütten und besitzt wenige Durrahfelder, aber große Heerden. Ich sah in den nahen Wäldern Kamelheerden von fünf- bis sechshundert Stücken. Sie wurden nur von einigen Hunden und mehreren Hirten bewacht. Letztere boten mir, wenn ich sie bei ihren Heerden besuchte, freiwillig Milch von Kamelstuten an. Diese schmeckt säuerlich und im Ganzen widerlich, ist aber ungemein fett und wird deshalb von den Hirten zur Speise benützt. Jeden zweiten Mittag trieb man die Kamele, um sie vor Angriffen der Krokodile zu schützen, nach muldenartigen, mit Schlamm undämmten Tränkteinchen, in deren Wasser man salzhaltige Lehmerde — welche fast überall gefunden wird — auflöste, weil die Kamele, wie alle Wiederkäuer, das Salzwasser mit großer Begierde trinken. Wir fanden unter den Heerden wunderschöne Thiere und erstaunten über die nie-

deren Preise derselben. Gerade die Ufer des weißen Flusses gelten, nächst denen des Atbara, für die besten Kamelzuchtereien. Wir kauften zu der bevorstehenden Reise einen, als „vorzüglich“ angepriesenen, Hedjihn für die Summe von ungefähr dreißig Thalern unseres Geldes.

Mit der Karawane des Mr. Petherik verließen wir Torrah und ritten an dem schönen Morgen des 9. März dem ersten Dorfe Kordofahn's zu. Wir bestiegen die Hedjihn mit schwerem Herzen. Der Baron war noch sehr leidend, ich noch keineswegs genesen. Um der langsamen Reise mit den Lastkamelen zu entgegen, eilten wir diesen im scharfen Trabe voraus, hatten uns aber noch nicht fünfhundert Schritte von ihnen entfernt, als der „vorzügliche Hedjihn“ des Baron im vollen Laufe durchging, den Baron mit Sattel und Zeug, Gewehren und Wasserschläuchen abwarf und bald darauf zwischen den Bäumen verschwand. Die Treiber der Lastkamele erkannten, nach einigen vergeblichen Versuchen, die Unmöglichkeit, das Thier wieder einzufangen und schickten deshalb einen ihrer Gefährten mit dem Auftrage, den Unfall kund zu machen, nach dem Dorfe zurück. Nothgedrungen mußten wir jetzt unsere Reise mit den Lastkamelen, von denen ich eins bestiegen hatte, fortsetzen. Der Chabihir führte uns im Zickzack in der Steppe herum und machte uns den Weg dadurch nur um so langweiliger.

Nach viertündigem Ritte sahen wir die Spitzen der Tokhahl des Dorfes el Edjehb aus der Steppe austauchern. Zugleich bemerkte einer der Treiber einen mit Bindeseile auf uns zukommenden Hedjahn. Es war ein Araber, welcher uns das durchgebrannte Kamel wieder überlieferte. Er hatte es, vier Stunden von Torrah entfernt, fröhlich in der Steppe weidend, angetroffen, erkannt und nach Torrah gebracht, von wo er uns nachgeschickt wurde. Trotz des Spaziergangs von ungefähr sechs Meilen, welchen der vorzügliche Hedjihn heute gemacht hatte, schien er nicht übel Lust zu haben, seine Fluchtversuche zu wiederholen. Aber Idriess, unser Diener, ein so zu sagen auf dem Rücken der Kamele aufgewachsener Nubier, war nicht so leicht aus dem Sattel zu heben, als sein früherer Reiter, legte ihm einen Nasenzaum an und jagte mit ihm eine

halbe Stunde lang dergestalt in der Steppe herum, daß der Muthwille und Troz des störrischen Thieres bald gebrochen war.

Wir waren in el Gdjehd kaum abgestiegen und in eine Hütte getreten, als eine Schaar junger Mädchen erschien, um uns zu bewillkommen. Sie begannen unter Chorgesang einen ebenso sinnlichen, als unästhetischen Tanz und schienen es darauf abgesehen zu haben, unsern Beifall zu erringen. Aber wir waren viel zu müde und hungrig, um für etwas Anderes als Ruhe und Essen Sinn zu haben, fertigten sie mit einem sie zufriedenstellenden Bathschiesch ab und bestellten, weil es nichts weiter gab, junge Hühner unter dem in Egypten gebräuchlichen Namen „Farcha“. Der Schech schüttelte verwundert den Kopf.

„Ihr zieht, wie ich höre, nach Oberid und wollt hier Farcha kaufen? Ich besitze eine, aber sie ist alt und häßlich.“

„Es schadet Nichts, bringe sie uns.““

Er erschien und brachte — eine Sklavin! Und diese entsprach in der That der Beschreibung des guten Mannes vollständig. Wir lachten und versicherten ihm, daß wir diese Ghahdime nicht brauchen könnten, weil wir die Farcha essen wollten. Der Schech verließ uns voll Entsetzen. Wir staunten ihm verwundert nach. Erst Idrieß löste das Räthsel, indem er uns mittheilte, daß die Kordofanesen auch junge Sklaven unter der Rubrik „junge Thiere“ begriffen, Hühner aber mit „Faruhdj“ bezeichneten. Er eilte dem mißtrauisch gewordenen Manne nach und forderte das Verlangte mit seinem richtigen Namen, worauf uns auch alsbald Hühner im Ueberflusse gebracht wurden.

El Gdjehd wird schon zu Kordofahn gezählt, obgleich es von Haschahba, dem ersten eigentlichen Dorfe dieses Landes, volle elf deutsche Meilen entfernt ist. Zwischen el Gdjehd und Haschahba liegt die Chala el Akäbä*), welche der Engländer mit seinem Begleiter und einem Bedienten in einem Tage zu durchreiten

*) Chälä bedeutet die Einöde, im Sudahn, wie wir wissen, die innerafrikanische Steppe oder Sawanne; Akäbä bezeichnet einen wüsten unbewohnten Ort oder die eigentliche Wüste selbst.

gesonnen war. Mit einem guten Hebjihn ist eine Strecke von zwölf Meilen keine übermäßige Tagereise; uns Fieberkranken wäre die Tour zu stark gewesen. Wir hielten es für gerathener, mit den Lastkamelern zu ziehen und ritten am folgenden Tage gegen Mittag dem mit Tagesgrauen aufgebrochenen Major nach. Nachdem wir noch einige Stunden durch Minosenvälder gezogen waren, betraten wir die Chala. Mit Sonnenuntergang lagerten wir uns, um Kaffe zu bereiten. Dann zogen wir in der Nacht noch einige Stunden weiter. Unsere Kamele jagten ein zahlreiches Ritt Perlhühner auf, welche sich mit lauten Rufen nach allen Seiten zerstreuten. Es waren die ersten, welche wir in der Freiheit zu sehen bekamen, aber die Thiere waren so scheu, daß wir keins von ihnen erlegen konnten. Nach zehn Uhr lagerten wir uns auf einer vom Grase freien, sandigen Stelle mitten in der Steppe. Nach Süden zu stand sie meilenweit in Flammen; man hatte das dürre Gras angezündet, um den mit dem ersten Regen emporschießenden jungen Weibepflanzen Platz zu machen.

Am 11. März. Die Weiterreise verzögerte sich, weil der Baron in der Nacht wieder einen starken Fieberanfall gehabt hatte und der Ruhe bedürftig war. Unser Weg war heute einsörmiger als gestern. Die Steppe hatte überall dasselbe Aussehen. Von ihrem reichen Thierleben zeigte sich außer den zuweilen in Rudeln erscheinenden Gazellen gerade heute keine Spur.

Von Edjehd aus begleitete eine Pilgerkarawane unseren Zug. Es waren schwarze, von Mekka zurückkehrende Takruhri. Unter ihnen befand sich ein ungefähr funfzehn Jahre altes Mädchen, welches wir ebensowohl wegen ihrer Schönheit — ich bitte meine geneigten Leserinnen um Verzeihung, aber dunkle Hautfarbe beeinträchtigt niemals wirkliche Schönheit, — als auch wegen ihrer Ausdauer bewunderten. Der Takruhri pilgert, fast immer zu Fuße gehend, betelnd von Ort zu Ort, um seine Wallfahrt aus dem Herzen Afrika's nach dem fernen Asien zu vollbringen. Er erscheint mit einer hölzernen Schreibrtafel, auf welcher er „Nischi“ — Verse — aus dem Khorahn niedergeschrieben hat, und einigen Kürbischalen schweigend vor dem Tothul, der Tankha oder dem Zelte des Arabers, Nomaden,

Beduinen oder Nubiers, hält mit stummen Bitten die leere Schale dem Bewohner der Hütte entgegen und wartet, bis dieser ihm eine Handvoll Durrah oder ein Stückchen Durrahbrod hineinfallen läßt. Er ist der arabischen Sprache nur insoweit mächtig, um sein Glaubensbekenntniß hersagen, einige Stellen des Khorahn verstehen zu können*). Seine Pilgerreise dauert oft Jahre; er durchwandert die glühende Wüste, die wasserlose Steppe und wandelt, alten Groll vergessend, auf seinem gegen dreihundert deutsche Meilen langen Wege friedlich neben seinem Todfeinde.

Man versteht unter Takruhri jeden schwarzen Pilger aus dem tiefsten Innern Afrika's, z. B. aus den Ländern Tombaktu, Dahr-Fuhr, Bornuh, Barhrarmi u. s. w. Diese Pilger sind Neger, welche aber den verschiedensten Stämmen angehören. Im Sudahn sind sie wenig angesehen, weil man sie in dem, wie ich glaube, unbegründeten Verdachte hat, daß sie Kinder rauben, um diese als Sklaven zu verkaufen. Daß sie Nahrungsmittel stehlen, ist begründet. —

Gegen Mittag lagerten wir uns im Schatten einiger Mimosen und bereiteten uns das gewöhnliche Mittagmahl in der Wüste: Kasse und Schiffszwieback. Nach zweistündiger Rast ritten wir der Karawane im scharfen Trabe nach und erreichten sie in den ausgedehnten Doehenselden des Dorfes Haschahba — zu deutsch „Holzdorf“ — dessen Torkulspitzen sich in der Ferne erkennen ließen, weil sie von dem im Abendrothe flammenden Himmel dunkel abstachen. Bald darauf trafen wir den mit zwei erlegten Gazellen von der Jagd heimkehrenden Engländer und kamen mit ihm nach stündigem Ritte im Dorfe an.

*) Der Khorahn darf nach mahammedanischen Grundsätzen in keine andere Sprache übersetzt und nie gedruckt werden. Der Mahammedaner ist zu fromm, als daß er das Wort seines Propheten ungehen sollte, welcher hervorhebt, daß das Wort Gottes arabisch gegeben sei; so in Sure 41, Vers 1 u. 2: „Dies ist eine Offenbarung vom Allbarmherzigen. Eine Schrift, deren Verse deutlich erklärt sind, ein arabischer Khorahn zur Belehrung für verständige Männer.“ Gedruckt darf das Buch nicht werden, weil das Wort Gottes den Druck der Presse nicht aushalten darf.

Haschahba wird von Madjanih, einem Zweig des großen Nomadenstammes der Haffanie, bewohnt. Sie sind keine Nomaden, sondern hausen in festen Wohnsitzen und zwar hauptsächlich in den Dörfern Haschahba und Djoëmahb, bauen Dochen, etwas Baumwolle und Durrah, nähren sich aber vorzugsweise von der Viehzucht. Ihre Heerden bestehen aus Rindern und Ziegen, für welche man, wie in allen Dörfern Kordofahn's, in der Nähe der Wohnsitze das Gras der Steppe stehen läßt, weshalb man die Felder wohl eine halbe Meile von den Häusern entfernt anlegt, um dem Vieh ja recht ausgedehnte Weideplätze zu erhalten. Ich schicke hier voraus, daß die Ortschaften Kordofahn's einander selten näher als anderthalb Meilen, oft aber vier bis sechs Meilen von einander entfernt sind.

Die Weideplätze sind überall mit dem abscheulichen Askanit, jener Steppenpflanze, von welcher ich oben sprach, bedeckt, nur in den Feldern hat man ihn vertilgt. Diese bringen bei aller Trockenheit dennoch einen reichlichen Ertrag. Der Dochen trägt so außerordentlich ergiebig, daß man nur ungefähr fünf Sechstel der Erndte, d. h. nur die schwersten und schönsten Kolben einsammelt und das Uebrige, ohne jemals eine Hungersnoth befürchten zu müssen, den Vögeln des Himmels überlassen kann. Die Erndte geschieht wie in der Provinz Charthum und wird auch ebenso aufbewahrt. Aus den Körnern bereiten die Frauen und Mädchen unter ziemlich melodischem Gesange poesiereicher Lieder in der oben angegebenen schwierigen Weise wohlschmeckendes Brod und vorzügliche Meriesfa, welches Getränk das in Charthum gebraute an Güte weit übertrifft. Dies mag seinen Grund ebensowohl in der Beschaffenheit des Getraides als auch in der eigenthümlichen Zubereitung der Meriesfa haben. Man reibt hier zuerst den sehr zuckerhaltigen Dochen zu einem feinen Mehle, rührt dieses mit Wasser zu einem dicken Brei an und läßt letzteren in saure Gährung übergehen. Wenn er die gewünschte Säure erlangt hat, zündet man im Sande vor der Hütte ein mächtiges Feuer an, schüttet den Teig auf die erwärmte Bodenfläche, bedeckt ihn mit Asche und schürt das Feuer von Neuem an. Nach dreistündigem Backen wird das

brodähnliche Gebäck aus den Kohlen genommen, heiß zerbrockt und in einem Gefäße mit Wasser übergossen. Schon nach wenigen Stunden beginnt eine zweite Gährung, welche man erst am folgenden Tage unterbricht. Schließlich wird die Masse durchgeseiht, auf Burahm gefüllt und verschenkt. Die Meriesa Kordofahn's ist ein höchst angenehmes, erfrischendes Getränk und gilt als ein Labfal für Jung und Alt, Reich und Arm. Jedenfalls ist sie gesünder als das salzige Wasser der meisten Brunnen der kordofanesischen Hochebene. Hier in Hachahba tranken Menschen und Thiere aus einer Cisterne, welche siebenundzwanzig Klaftern tief war und ein abgestandenes, brackes und faulschleimiges Wasser enthielt. Der Salz- und Salpetergehalt desselben war so groß, daß sich beim Kochen in Geschirren davon eine starke Kruste an den Wänden der Gefäße ablagerte. —

Auch in ihrer Kleidung unterscheiden sich die Madjanihn nicht von den Hassanie. Die kleinen Mädchen tragen, wie überall im Sudahn, den Rahhad und wissen recht wohl, wie hübsch er sie kleidet. Unter den erwachsenen Mädchen — d. h. unter denen, welche das zwölfte oder dreizehnte Lebensjahr erreicht haben — findet man idealisch schöne Gestalten, mit oft recht ansprechenden Gesichtszügen. Sie verzieren sich Kopf und Hals mit Bernsteinstücken, farbigen Steinen, z. B. Carniol, Glasperlen und dergleichen; die Arme schmücken sie mit Messing-, Horn-, Elfenbein- oder Eisenringen; bei den Reichen findet man auch wohl silberne Spangen. Die Frauen sind ohne Ausnahme sehr eitel, versuchen sich auf alle Weise zu putzen und erachten es für eine Schande, nicht stark betalgtes Haar zu haben. Sie altern schnell und werden dann ebenso häßlich, als sie früher schön waren. Ihnen wird fast alle Arbeit aufgebürdet, die Männer thun Wenig oder Nichts; ihre einzige Beschäftigung besteht darin, Holz herbeizuschaffen, Wasser zu schöpfen und das Vieh zu hüten; den übrigen Theil des Tages verbringen sie in träger Ruhe im Tokhul.

Die Madjahnin lieben Gesang und Tanz. Herr Petherik schaute den schönen, üppigen Tänzerinnen gar gern zu, ermunterte sie durch reichlichen Bakhschiesch und versammelte dadurch tagtäglich

die Mädchen des Dorfes vor seinem Tokhul zur Fanthasie. Ihr Tanz ist von dem der Rhauasicht oder Fellahhiacht*) Egyptens verschieden. Sie bilden einen weiten Halbkreis, singen und klatschen mit den Händen; ein Mädchen tritt aus dem Kreise heraus und beginnt zu tanzen. Sie geht mit taktmäßigem Schritt und mit zurückgebeugtem Oberkörper auf den Gefeierten zu, entblößt sich vor ihm mit ausgesuchter Gefallsucht nach und nach den bisher von der Ferdaß verhüllten Busen und schleudert, sich vorbeugend, die fettgetränkten Haare ihm in's Gesicht. Dann geht sie mit schwachtenden Blicken langsam zurück, eine Andere tritt an ihre Stelle und verfährt ebenso, die Uebrigen folgen, bis Alle getanzt haben. Wir Europäer finden die Berührung der Haarzöpfe für unnöthig, aber man muß die leuchtenden Blicke eines kordofanuessischen Jünglings, welcher an dem Tanze Theil nahm und mit dem Haarfett der Schönen beglückt wurde, gesehen haben, um begreifen zu können, welch' eine hohe Auszeichnung diese fatale Zärtlichkeit ist oder sein soll. Stolz steht er da, betrachtet liebeberglüht die Tänzerin und reibt das seinem Gesichte mitgetheilte Fett freudig in seine Haut ein. Beide Geschlechter sind sinnlichen Genüssen in hohem Grade ergeben, doch bleiben die Frauen hinsichtlich ihrer ehelichen Treue in engeren Grenzen als die eigentlichen Hassanie. Vollkommen unwahr ist die von einem Reisenden mitgetheilte Erzählung, daß die Frauen kordofanuessischer Dörfer dem Fremden aufslauern und ihn mit einer angebrohten Bastonade zur Annahme ihrer Gunstbezeugungen zwingen sollten.

Der Aufenthalt in Haschahba war nicht der angenehmste. Der Mangel an guter Nahrung würde von uns leicht ertragen worden sein, wenn nicht der Genuß des aus dem Birr des Dorfes geschöpften Wassers, bei der großen Hitze, Trockenheit und dem mit beiden verbundenen brennenden Durste zur Qual geworden wäre.

*) Plural von Rhauasie und Fellahhe, Tänzerinnen und Fellahmädchen.

Das im Vergleich zu dem des blauen Flusses verachtete Wasser des Bahr el abiadt würde uns hier in Haschahba Nektar gewesen sein. Es war kein Wunder, daß uns das ungesunde Getränk das Fieber bald wieder brachte. Der Baron litt mehr als ich. Während ihn der Fieberfrost im Tofhul zusammenschüttelte, konnte ich mich wenigstens mit der immer aufheiternden Jagd befassen. Ich ritt mit meinem Hedjihñ tagtäglich in die Steppe hinaus und erlegte, obgleich mir der böse Askanit und meine den Thieren ungewohnte Kleidung oft hinderlich wurden, manchen seltenen Vogel. Meinen Hedjihñ hatte ich abgeschult, bei einem von seinem Rücken aus abgefeuerten Schusse ruhig stehen zu bleiben; im Anfange ging er mir nach jedem Schusse regelmäßig durch. Hinter dem Sattel hockte gewöhnlich noch ein Kordofanese, welcher die erlegten Thiere herbeiholte und trug. Auch er mußte erst für meine Jagd abgerichtet werden, weil er gewohnt war, allen geschossenen Thieren mit einem „Be issm lillahi el rachmahn el rahhibm“ *) die Kehle durchzuschneiden. Im Dorfe selbst hielten wir eine eigene Jagd. Ein Araber besaß zwei halb wilde Strauße, welche wir ihm abkauften und, um sie zu präpariren, todt schossen. Das köstliche Straußenfleisch aßen wir; es ist zarter als Rindfleisch und hat einen trefflichen Wildpretsgeschmack. —

Wir verließen Haschahba am 22. März Abends vor Sonnenuntergang, ritten dem uns am Morgen vorausgeeilten Bimbashi nach und lagerten uns nach einem drei- bis vierstündigen Ritte mitten in der Steppe. Am anderen Morgen zogen wir in der Frühe weiter. Ich konnte mich, weil mir ein Fuß erkrankt war, auf dem noch außerdem schlecht gesattelten Kamele nur mit Mühe festhalten und wurde in der Nähe des sechs deutsche Meilen von Haschahba entfernten Dorfes Djoëmahd von meinem wieder einmal durchbrennenden Reitthiere ab- und mitten in einen Mimosenbusch geworfen. Zerschunden, zertrast und mit zersehten Kleidern kroch ich mühsam aus den Dornen heraus und setzte auf

*) Im Namen Gottes des Allbarmherzigen. S. S. 181.

einem bescheidenen Eselchen meine Reise fort. Das schwächliche Thier blieb leider bald hinter den rasch gehenden Kamelen zurück; ich ritt allein der Karawane nach, bekam einen Fieberanfall und erreichte mit großer Noth das Dorf, in dessen ersten Tothul ich eintrat. Dort bat ich um ein Ankhareb, Trinkwasser und, weil ich krank war, um Ruhe. Die gutmüthigen Hüttenbewohner nahmen mich freundlich auf und gewährten mir alles Gewünschte. Bald erschien auch der in der Nähe wohnende Scheck, erkundigte sich nach meinem Befinden und bemühte sich, mir Linderung zu verschaffen. Man brachte mir Wasser, welches durch hartgebackene Durrahfladen gesäuert worden war und mir als wahres Labsal erschien. Gegen Abend verschwand das Fieber, ich verließ mein Lager und mit dankbarem Herzen die gastlichen Leute.

Zwar haben die Alschiaeh der Dörfer des Subahn die Verpflichtung, alle ankommenden Reisenden zu beherbergen und man findet deshalb in jedem Dorfe eine geräumige, lustige Wohnung für sie, aber es war gewiß ein Beweis wirklicher Gastfreundschaft, daß mich der mir ganz fremde Mann nach besten Kräften pflegte und bediente. Ich würde ungerecht sein, wenn ich annehmen wollte, daß er mir die geleisteten Dienste als einen den Eroberern des Landes — denn für einen Türken hielt er mich — schuldigen Tribut betrachtet habe. Man muß vielmehr die Gastfreundschaft als das erkennen, was sie ist: als uneigennützigte Ausübung eines von Alters her geachteten, ja für heilig gehaltenen Gebrauches, welches der Aermste wie der Reichste mit gleicher Gewissenhaftigkeit beobachtet.

Ich fand den Baron mit dem Bimbaschi in einem Tothul am anderen Ende des Dorfes und erfuhr von Letzterem, daß man noch diese Nacht den Lastthieren bis zu dem Dorfe Tohm vorausreiten wolle. Das war bei meinem Zustande für mich eine gar trübe Aussicht, aber — Entbehrungen und Strapazen sind immer das Loos des in jenen Gegenden Reisenden — ich mußte bei all' meiner Schwäche wieder zu Kamele steigen. Mit Aufgang des Mondes verließen wir Djoëmahd und ritten weiter; ich wurde jedoch

bald so schwach, daß ich schon nach kurzem Wege absteigen und einige Stunden ruhen mußte. Mein Lager war ein dünner, auf den Sand der Straße gebreiteter Teppich; ich hätte früher nie darüber geklagt, heute that ich es unwillkürlich. Erst am andern Morgen kamen wir in Tohm an. Doch lag ich den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht beständig im Fieber. Das nennt man „Reisen im Innern Afrika's!“ —

Am Morgen des 25. März setzten wir unsere Reise fort. Mittags ruhten wir in Tendar, Abends in Wadi-Sakhie, zwei kleinen, mitten im Steppenwalde gelegenen Dörfern. Der Baron ritt von letzterem Orte aus mit dem Engländer der Karawane voraus, weil er mit diesen bald nach Bara, nach el Dbeid dem größten Flecken Kordofan's, gelangen wollte. Ich folgte mit den Lastthieren und kam dort gegen Mittag an.

Bara ist ein großes Tothuldorf, welches wohl über eine halbe Meile im Umfange haben mag. Es liegt in einem sanft abgeflachten Kessel, besitzt viele Brunnen von nicht allzu großer Tiefe mit ziemlich trinkbarem, wenn auch etwas schleimigem Wasser und enthält mehrere Gärten, deren frisches Grün dem von dem einförmigen, gelben Steppengras ermüdeten Auge ungemein wohl thut. Einige hier angepflanzte Dattelpalmen erscheinen wie freundliche Bilder aus milderen, besseren Ländern, saftiggrüne Mimosen gruppieren sich zu schattigen Lauben, dicht belaubte Tabaksträucher stehen zwischen den einzelnen Hütten herum. In den Gärten baut man Weizen, Zwiebeln, Tabak und einige Gemüse. Durch Vieh getriebene Schöpfräder oder den „Schatuff“ *) bewegende Sklaven bewässern sie. Das herausgeschöpfte Wasser schüttet man zuerst in ein weites Bassin und leitet es Abends auf die einzelnen Beete.

Der Ort ist sehr weitläufig. Die Tothuhl liegen zwischen Gebüsch, Dochen- und Durrahfeldern zerstreut in der Wüste. Wenn mit Beginn der Regenzeit das junge Gras überall empor-

*) Der Schatuff ist eine ganz nach Art unserer Ziehbrunnen eingerichtete, in Egypten sehr gebräuchliche Vorrichtung zum Wasserschöpfen, welche durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt wird.

schießt, weiden die Kamel-, Rinder-, Ziegen- und Schafsheerden mitten im Orte. Die Besitzungen der Einwohner sind von der Serieba umzäunt, die der Wohlhabenderen bestehen zuweilen aus zwölf Strohhütten und bilden ein kleines Dorf für sich.

Zur Zeit unserer Ankunft hielt sich Musthafa-Pascha, der Gouverneur von Kordofahn, gerade in Bara auf. Er hatte sein Zelt an dem westlichen Ende des Dorfes unter schattigen Bäumen aufgeschlagen und empfing den ihn besuchenden Baron mit großer Freundlichkeit. Als er hörte, daß er einen Naturforscher vor sich sehe, beschenkte er ihn sogleich mit einer Giraffe, welche uns aber durch die Nachlässigkeit oder Treulosigkeit eines seiner Diener verloren ging.

Wir verließen Bara, uns der Hauptstadt des Landes zuwendend, am 6. April. Der Baron war mit dem Kadschef des Orts bekannt geworden, weil er diesem heilsame Arzneien gegen ein ihn quälendes langjähriges Uebel gegeben hatte und erhielt von ihm Kamele zum Transport unserer Effekten, nebst einem Empfehlungsbrieft an einen Freund des Kadschef in el Obeid, welcher uns von ihm als ein „Kadjel aasim“ — ein vortrefflicher Mann — geschildert wurde. Des Kadschef eigener Diener wurde unser Führer. Der Weg nach der Hauptstadt zieht sich durch einen lichten Mimosenwald, in welchem hier und da Dochenfelder zerstreut liegender Dörfer liegen, dahin. Ungefähr vier deutsche Meilen von Bara übersteigt die Straße einen niederen Bergrücken, den Diebel el Kurbatsch, zu Deutsch „Berg der Keitpeitsche“, von dessen Gipfel man in weiter Ferne die Tokhulspitzen der Hauptstadt aufsuchen sieht. Links vom Wege erblickt man ein Wäldchen der Abanfonien, jener von den Eingebornen Tabaldie, Boabab oder Khunklehs genannten Niesenbäume der alten Welt. Graugrüne, wahrscheinlich schon nach Nistlöchern spärende Papageien flogen kreischend in den jetzt entlaubten Wipfeln der Baumkolosse herum. Etwas weiter nach der Hauptstadt zu kommt man zu einer von hohen Mimosen umschatteten „Fuhla“, einer durch die Regengüsse des Charief gefüllten Niederung, welche auch noch lange nach der Regenzeit trinkbares Wasser enthält.

Nach den Versicherungen unserer Kameltreiber und den später vernommenen Aussagen anderer glaubwürdigen Personen enthält diese und manche andere Fuhla Kordofahn's, während sie mit Wasser gefüllt ist, viele und große Fische. Pallme glaubt, daß sie aus Laich, welcher von den früher vorhandenen Fischen zurückgelassen oder durch fischfressende Wasservögel vom weißen Flusse hergeschleppt wurde, entstehen. Ich bezweifle das Eine wie das Andere, weil die Fische, welche gefangen werden, sehr groß sein sollen und alle Wasservögel viel zu rasch verdauen — eine Ente braucht zur Verdauung ihrer Nahrung höchstens eine halbe Stunde — als daß sie aus so großer Entfernung unverkehrten Laich herbeitragen könnten. Der am schnellsten fliegende Wasservogel würde, um die über zwanzig Meilen weite Entfernung vom Bahyr el abiadt bis Obeïd zu durchfliegen, immer noch ungefähr eine Stunde brauchen. Es ist begründet, daß die Regenteiche ganz austrocknen, — wir selbst haben die erwähnte Fuhla bei unserer Rückkehr wasserleer gefunden — und wohl nur die Annahme möglich, daß sich die Fische, wie es mehrere Amphibien thun, in den tiefen, feuchtbleibenden Schlamm einbohren und dort bis zur Wiederkehr des Wassers in einer Art von Lethargie verharren. Diese Meinung scheint eine Beobachtung des glaubwürdigen Naturforschers Faber zu rechtfertigen. Auf Island gefrieren die Teiche im Winter bis auf den Grund und dennoch erscheinen im nächsten Frühjahr die Forellen frisch und munter wieder, während in Deutschland bei starkem Froste und dem dadurch bedingten Luftmangel viele Fische zu Grunde gehen. Daß Letzteres auf Island nicht geschieht, ist ebenso unerklärlich, ja vielleicht noch unerklärlicher als die merkwürdige Erscheinung der periodisch wiederkehrenden Fische des innern Afrika. Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich mich von der Wahrheit des Gehörten nicht persönlich überzeugen konnte, würde aber den fraglichen Punkt gar nicht berührt haben, wenn mir die Erzählung nicht als „eine Thatsache“ wiederholt gegeben worden wäre.

Eine ähnliche Fuhla gab der sich jetzt vor uns ausbreitenden Stadt el Obeïd ihren Namen. Ehe die Türken das Land eroberten, stürzte das Pferd eines Häuptlings der Kordofahnesen in

einen Regenteich (welcher an der Stelle, wo sich die Iohulstadt jetzt ausbreitet, gelegen haben soll), blieb im Schlamm stecken und ertrank. Die Kordofanesen nannten die Fuhla von jenem Vorfalle an „Fuhla chossahn el abiadt“, — den Regenteich des weißen Pferdes — und später gerade zu „el abiadt.“ Einige in der Nähe des Regenteichs erbauten Hütten, zu denen sich bald mehrere gesellten, wurden anfangs ebenfalls „el abiadt“ und zuletzt „el obeid“ genannt. Die aus dieser Ansiedelung hervorgegangene Stadt wird noch heutigen Tages „el Abiadt“ geschrieben. —

Unter der Leitung unseres Führers betraten wir das Haus des „vortrefflichen Mannes.“ Zu unserem Befremden ritten wir in einen schmutzigen Hofraum ein; man nahm gar keine Notiz von uns und ließ uns, ohne uns zu unterstützen, für unsere Unterkunft selbst sorgen. Müde und erschöpft, wie wir waren, mußten wir zuletzt froh sein, eine elende Kefuba, aus welcher Sklaven murrend auszogen, zum Schlafplatze eingeräumt zu bekommen. Mitten in der Nacht erweckte uns ein furchtbarer Lärm. Unsere Kameltreiber hatten sich mit den Dienern des Hauses betrunken, gezankt und fingen nun an sich gegenseitig zu prügeln. In dem Hause eines so vortrefflichen Mannes, welcher so ausgezeichnet die Gastfreundschaft handhabte, konnte unseres Bleibens nicht länger sein. Wir beschloßen, noch in der Nacht uns ein anderes Quartier zu suchen. Der Baron befahl den Kameltreibern, das Gepäck aufzuladen und ritt fort, um uns ein anderes Unterkommen ausfindig zu machen; ich wachte, mit der Nilpeitsche in der Hand, auf strenge Befolgung des Befehls. Wir fanden in der im Schlafe begrabenen Stadt nun zwar für heute kein anderes Obdach, hatten aber doch vor den inzwischen nüchtern gewordenen Leuten Ruhe erlangt.

Am folgenden Tage wurden uns, vermöge der mächtigen Fürsprache des Bekih-el-Mudirie oder des in Abwesenheit des Gouverneurs die Geschäfte besorgenden Beamten der Provinz Kordofahn, die Pforten der Wohnung des jetzt gerade abwesenden Franzosen Thibaut eröffnet. Wir wurden, nachdem wir uns als Europäer kund gegeben hatten, von dem Hausgesinde dieses braven

Europäers auf das Zuverlässigste behandelt und mit allem uns Nöthigen versehen.

Ich lernte den Mann, dessen Gastfreundschaft wir in Obeid genossen, später kennen. Er ist im ganzen Sudahn unter dem Namen „Schech Ibrahim“ wohl bekannt, seit dreißig Jahren im Lande heimisch, bei Arabern, Türken und Europäern gleich beliebt und ein Busenfreund aller Beduinen. In europäischer Gesellschaft ist er ein heiterer, fast zu lustiger Geselle, in Gegenwart der Mahammedaner ein ernster Schech, welcher den Namen des Propheten nie ausspricht, ohne die Worte „Allah musellem wu sellem aaleihu“*) hinzuzufügen und dabei seine eigene Hand inwendig und äußerlich zu küssen. Er scheint die mahammedanischen Heiligen ebenso zu ehren als die Gläubigen selbst, weiß über Kamel- und Pferdezucht zu sprechen und handelt als ächter Kaufmann mit Türken, Arabern und Beduinen auf die verschiedenartigste Weise; er kennt die ächten Damaszenerklingen genau und unterläßt nicht, sie den Türken zum Unterschiede der weniger edlen „Tabahn“ gehörig anzupreisen, ehrt den Gouverneur der Provinz und nennt ihn nie anders als „Effendina“ — unsere Herrlichkeit — kurz, er versteht den „Tartieb el belled“ — die Sitten und Gebräuche des Landes — meisterlich. In seinem eigenen Hause ist er gastfrei wie ein Araber und herrscht wie ein Patriarch unbeschränkt über Heerden von Sklaven, Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen; im Divahn seiner besten Freunde tanzt er, trotz seiner achtundfunfzig Jahre, gelegentlich noch mit dem Feuer eines Jünglings die graziose Polka. Bis jetzt hat er den Anfechtungen des Klimas glücklich getrozt und ist rüstiger, als er zu sein scheint. Sein Bart- und Haupthaar ergraute auf einer äußerst beschwerlichen Reise durch die Bahiuda, auf welcher er tagelang kein Wasser zu trinken bekam, drei seiner Gefährten an Durstesqualen verenden sah, zu dem Urin der Kamele seine Zuflucht nehmen mußte und endlich mehr als halbtodt den Fluß noch erreichte.

Thibaut würde es verstanden haben, uns länger in Obeid

*) Gott sei gepriesen und über ihm — dem Propheten — das Heil!

festzuhalten, als wir vielleicht selbst gewünscht hätten. Jetzt wollte es uns in der Tokhulstadt gar nicht gefallen. Die Jagd fiel in der Nähe der Hauptstadt höchst unergiebig aus, es fehlte uns an Beschäftigung und damit trat eine Langeweile ein, wie ich sie später nur noch in Alexandrien erlitten habe. Deshalb verließen wir Obeid schon am 13. April und ritten nach Melbes, einem im Süden Kordofahn's, inmitten der hier wieder beginnenden Urwälder gelegenen Dorfe, welches uns reiche Ausbeute versprach. Hinter der Hauptstadt wandte ich mein Dromedar, um noch einmal auf sie, deren Ausdehnung ich jetzt erst beurtheilen konnte, zurückzuschauen.

El Obeid liegt in einer unabsehbaren Ebene, im Süden Kordofahn's, nach Küppell unter $18^{\circ} 11'$ n. Br., $27^{\circ} 48'$ östl. Länge (Paris) und ist vom Bahr el abiadt ungefähr fünf- unddreißig, von der Ostgrenze Dahr-Fuhr's höchstens zwanzig deutsche Meilen entfernt. Die Stadt besteht aus mehreren Theilen, nach der Beschaffenheit ihrer sehr zusammengesetzten Bewohner. In Urbi*) — dem Lager — haufen die Türken und die unten ihren Befehlen stehenden Soldaten, in Danakhla oder Danagla die aus Nubien Eingewanderten (welche selbst Danagla**) genannt werden), in Marharba die früher im Dienste der Regierung gestanden habenden „Abendländer“, d. h. Algerier, Fezzaner, Morokaner u. s. w. und in Takarni oder Tarharni die hier angestiedelten Takruhri oder Tarhuhri. Der Haupttheil der Stadt ist el Urbi. Hier befindet sich der Palast des Gouverneurs: ein einstöckiges Lehngedäude mit plattem Dache; der Diwahn: eine weite lustige Halle mit ungeweißten Wänden; die Wohnungen der Beamten: Tokhal mit soliden Erdmauern; die Kaserne, das Hospital und der Markt. Die Kaserne ist ein von einer zehn Fuß hohen und fünf Fuß dicken, undurchdringlichen Serieba umschlossener, freier Platz, welcher ungefähr vierzig in zwei langen Reihen neben einander gebaute Tokhahl enthält; das Hospital ist ähnlich

*) Von „aarid“ sich ausbreiten.

**) Plural von „Dongolawi“ oder „Dongali“ (Bewohner Dengola's).

eingerrichtet, steht aber dem von Charthum in jeder Hinsicht nach: unwissende Aerzte und unkundige Apotheker wirthschaften in ihm in einer so furchtbaren Weise, daß der dort eingesperrte Kranke die in ihm verbrachten oder zu verbringenden Martertage für eine grausame Strafe hält. Ueber den Häuptern der gesunden und kranken Soldaten der Kaserne und des Hospitals haben die kleinen schwarzen Störche des Sudahn ihre Wohnungen aufgeschlagen und legen unter den die Spizen der Tothahl krönenden Straußeneiern die ihrigen in das feste, wohlgebaute und geräumige Nest. Zuweilen soll sich auch der heilige Ibis auf einem mitten in der Stadt stehenden Baume ansiedeln. Wenigstens sieht man auf einer einzigen Harahst zwanzig bis sechszig Nester verschiedener, aber unter sich mehr oder weniger verwandter Vögelarten.

Die Basars sind erbärmlich, obgleich der Handel von Bedeutung ist. Erst Nachmittags nach drei Uhr beginnt der Markt; die große, auf dem schattenlosen, staubigen Plage doppelt fühlbare Sonnenhitze erlaubt die Versammlung vieler verkaufender und kaufender Menschen nicht früher. Man bietet die Waaren nicht in einer kühlen, bedachten Halle, sondern unter einfachen, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen mit Matten bedeckten Gerüsten aus; der Verkäufer ordnet seine Kaufgegenstände auf einer ungegerbten Ochsenhaut. Die gewöhnlichen Handelsartikel sind Baumwollenzeuge, Glasperlen, schlechter Landestabak, Durrah- und Dochenkörner, Tamarindenfuchen und Lebensmittel. Weißbrodbäcker giebt es nicht; mitten im Sande sitzen Sklavinnen und bieten dünne Dochenmehlfladen, von denen man fünf Stück für einen Para oder Heller unseres Geldes zu kaufen bekommt, an Diejenigen feil, welche sich das einfache Gebäck nicht selbst bereiten. In der Nähe des Sukh sind einige Tothahl zu schmutzigen Kaffehäusern eingerichtet worden.

Der Haupthandel Obeid's wird nicht auf dem Markte, sondern in den Wohnungen der Kaufleute abgemacht. Dort kann man jede beliebige Menge von Sklaven, Elfenbein, arabischem Gummi, Tamarindenfuchen und anderen Erzeugnissen des Innern zu kaufen bekommen. Obenan steht der Sklavenhandel, dann folgt der des arabischen Gummi's und dann der des Elfenbeins. Das Gummi

wird im Lande Kordofahn in großer Quantität eingesammelt, das Elfenbein, von welchem man hier jährlich viele hundert Centner umsetzt, gelangt zumeist von Dahr=Fuhr nach Obeid.

Auch hier befindet sich der Handel fast nur in den Händen der Danagla. Sie sind in Nord=Ost=Afrika, wie die Juden in Europa, überall verbreitet, treiben verschiedene Handwerke, aber auch nebenbei noch andere Gewerbe, gleichviel ob diese entehrend sind oder nicht. Unter letzteren will ich bloß die Umgestaltung der Negerknaben in Eunuchen anführen, weil gerade aus Obeid die meisten jener, der Eifersucht der Türken unentbehrlich geworden und von diesen theuer bezahlten Unglücklichen hervorgehen. Der bei der Verstümmelung der Negerknaben sich ergebende Geldgewinn entschuldigt die grausame Barbarei in den Augen der innerafrikanischen Völkerschaften leider noch immer. Eigentliche Handwerker giebt es wenige in Obeid. Die Türken brauchen nur Schneider, Schuhmacher, Sattler, Schmiede, Blechschmiede, Goldarbeiter und Schreiner, die Kordofahnesen gar keine. Auch diese Leute hat man in der Nähe des Marktes aufzusuchen.

Mit den Negern der umliegenden Länder betreibt man einen ziemlich regen Tauschhandel. Aus Tathale und den Ländern der Nuba=Neger tauscht man Gold und Sklaven, aus Dahr=Fuhr Sklaven, Elfenbein, Straußensfedern u. s. w. gegen Glasperlen, Schießpulver — obgleich dieses auszuführen streng verboten ist — Baumwollenzeuge u. s. w. ein. Das Gold kommt, wie überall im Sudahn, in Ringen, welche die Neger in Thonformen gießen, in den Handel und soll nach Untersuchungen sachverständiger Männer mit das beste der Erde sein und dem venezianischen Dukatengolde an Reinheit nicht nachstehen. Vormalß sollen die Goldbringe von den Kordofahnesinnen allgemein als Schmuck getragen worden sein; die Türken ließen dem Volke Nichts von ihrem Reichthum. Ost wurden die grausamsten Mittel angewendet, um Gold zu erpressen. Jetzt erscheint es nur als Handelswaare, aber dennoch thut der Besitzer so köstlichen Gutes wohl, ein Geheimniß daraus zu machen; er dürfte sonst leicht mit hohen, ganz indirekten Steuern belegt oder gar in einen Prozeß, welcher seine Schätze

völlig fressen könnte, verwickelt werden. Nur die Frauen der in Kordofahn ansässigen Türken tragen heutigen Tages ungestraft im Lande gefertigtes Geschmeide. Es sind meistens ebenso einfache, als schöne, aus vier bis sechs verschieden starken, an beiden Enden zusammengeschmiedeten und strickartig zusammengedrehten Golddrähten bestehende Spangen. Zuweilen wiegt ein einziger Armreif vier bis sechs Unzen und hat dann, da man während unseres Aufenthaltes in Kordofahn die Unze Ringgold mit 380 Piaftern verkaufte, 96 bis 150 Thaler (unseres Geldes) reinen Goldwerth. Die Goldarbeiter oder „Seiarh“*) verfertigen mit erstaunlich schlechten Werkzeugen vortreffliche Arbeiten. Ich sah türkische Tassenhalter oder „Seruhf,“ Leuchter und andere in Filegrain gearbeitete Gefäße, deren Ausführung auch einem europäischen Goldschmied keine Ehrende gemacht haben würde.

Wie überall im ganzen egyptischen Reiche ist auch in Kordofahn der Mangel an Kleingeld unangenehm fühlbar und hindert den raschen Betrieb des Handels gar sehr. In Charthum verliert man beim Wechseln großer Geldstücke (Marien-Theresien-, Fünffrankenthaler und Landesmünzen) regelmäßig funfzehn bis zwanzig Prozent des Werthes, in Obeid würde das Mißverhältniß noch greller hervortreten, wenn man nicht daran gedacht hätte, ihm abzuhelfen. Man schmiedete kleine Eisenplatten, gab ihnen die Gestalt der früher beschriebenen Haschafsch und deshalb auch denselben Namen. Man rechnet vierzig von ihnen auf einen Piafter und verwerthet sie demnach genau mit einem Heller unseres Geldes. Zur bequemerer Führung in Taschen hat man den unteren Theil, welchen ich den Stiel nennen möchte, umgebogen und alle scharfen Ecken möglichst abzustumpfen versucht. Der Haschafsch giebt zugleich einen Maßstab zur Schätzung des Arbeitslohnes eines kordofahneseischen Handwerkers, weil Jeder, welcher Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten versteht, sich so viele Haschafsch anfertigen kann, als er will. Er wird, auch wenn er einen ganzen Tag

*) Von „seirh“, schmelzen.

lang Geld schmiedet, doch nicht mehr als höchstens zwei bis drei Pfaster verdienen. —

El=Deid ist sehr weitläufig gebaut. Weil fast jedes Besizthum mit einer Serieba umgeben ist, bilden sich überall in der Stadt kleine Abtheilungen, zwischen denen sich die Wege dahin ziehen. Diese sind so sandig und staubig, daß man bis über die Knöchel in den lockeren Boden einsinkt und bei der immer herrschenden, fürchterlichen Hitze zu ersticken fürchtet. Jeder Bewohner der Hauptstadt nimmt, wenn er sein Gut mit Erdmauern versteht, das dazu nöthige Material mitten aus der Stadt von der Straße weg. So entstehen Löcher, in denen sich aller Unrath sammelt. Da finden sich dann häufig auch Thierleichen, welche die Indolenz der Eingebornen, ohne sie zu verscharen, ruhig der Verwesung überläßt. Früher soll man sogar Menschenleichen mitten in der Stadt unbeerdigt liegen gelassen haben; jetzt geschieht es, wenn es auch neuere Reisende behauptet haben, nicht mehr. Aber die Bewohner Deid's verunreinigen die Gruben in jeder anderen Weise, weshalb sich aus ihnen auch immer ein kaum zu ertragender, die Luft von Deid verpestender Gestank entwickelt.

Das Trinkwasser der Hauptstadt ist schlecht. Nur wenige Brunnen enthalten trinkbares, d. h. nicht zu salziges. Man hält sich an die Meriesä, welche man hier vortrefflich zu bereiten versteht. Außer fortwährend bestehenden Meriesäfeipen, in denen die blühenden, braunen, simbildustenden Schenkknädchen auch noch auf andere Wünsche der Gäste Rücksicht nehmen, findet man jeden Nachmittag auf allen größeren Plätzen Sklavinnen, welche das von ihnen bereitete, labende Getränk dem Durstigen anbieten und aus kleinen Kürbisschaalen verschenken. Auch brauen einzelne Familien Meriesä und Bilbil, um sie öffentlich auszuschenken. Wie in manchen Dörfern Deutschlands wird dann ein an einer langen Stange befestigter Strohwisch als ein niemals unberücksichtigt bleibendes Schenkzeichen ausgesteckt.

Die sehr gemischte Bevölkerung Deid's mag nahe an zwanzigtausend Seelen betragen. Man hört ebenso viel Arabisch, als Berberisch und nebenbei noch drei bis fünf Negersprachen reden.

Die Einwohner leben unter ganz ähnlichen Verhältnissen, als die Charthum's, sind aber, falls dies möglich, noch mehr sinnlichen Genüssen ergeben, grenzenlos ausschweifend und deshalb häufig zu Verbrechen geneigt. Erst nach Sonnenuntergang geht das eigentliche Leben an; während der Hitze des Tages bleibt man schlafend im Tothul und verläßt diesen nur gezwungen, z. B. um auf den Markt zu gehen oder wirklich einmal eine Arbeit zu verrichten. Nachts hört man Gesang, das Klatschen tafischlagender Hände, Tarabufenschall und andere Tanzmusik: man macht irgendwo Fantasia. Da geht dann die Liebe ihre heimlichen Wege und mit ihr der behutsam von Tothul zu Tothul schleichende Dieb, denn an ihnen ist die Hauptstadt sehr reich. Man darf Das, was die türkische Regierung, um diesem Uebel zu steuern, gethan hat, nicht verkennen. Noch vor einem Jahrzehnt war Niemand seines Eigenthums sicher. Jetzt macht man mit einem eingebrachten Diebe kurzen Prozeß: er wird ohne Weiteres vor dem Palaste des Gouverneurs aufgeknüpft. Musthafa-Pascha, der damalige Mudih, war eine wahre Geißel aller Diebe und Räuber; die ersteren wurden gehängt, die letzteren vor die Mündung eines Geschüßes, welches dann abgefeuert wurde, gebunden.

Zu allen Arbeiten, welche die Faulheit der Einwohner scheut, gebraucht man hier die Packesel aller Stände, die Sklaven. Sie müssen Gärten und Felder bewässern, das Vieh hüten, Häuser bauen, Dornengehege errichten, das Feld bebauen u., während ihr Herr unthätig im Tothul liegt oder sich mit der edlen Meriesa beschäftigt. Bei allen ihren schweren Arbeiten sind sie dennoch mit gewichtigen Ketten gefesselt. Wegen geringer Vergehen werden sie unmenslich bestraft.

Die Frauen Kordofan's haben ebenso gut ihre Sklavinnen, als die Männer ihre Sklaven. Sie selbst arbeiten nur höchst Wenig, gehen gern müßig und scheuen die Sonne, um sich eine lichtere Hautfarbe, als die derjenigen Weiber ist, welche sich den Sonnenstrahlen oft aussetzen müssen, zu erhalten. Man findet auch wirklich, daß ihre Farbe zuweilen so hell, als die dunkler Europäerinnen ist. Ihre Körpergestalt ist idealisch schön zu nennen.

Der Umgang beider Geschlechter mit einander ist noch freier, als in Charthum und ähnelt dem leichtfertigen Wesen der Hassanie. Die Frauen unterscheiden sich in ihrem Betragen von den öffentlichen Mädchen Egypten's oder Charthum's, welche dem Fremden unverhohlen ihre Gunstbezeugungen anbieten, wenig oder nicht. Deshalb ist die Hauptstadt Kordofahn's dem sinnlichen Nubier stets ein Ort der Freude; dem gebildeten Europäer erscheint Obeid als Das, was es ist: als die unerträglichste, langweiligste Stadt von ganz Nord-Ost-Afrika.

Der Weg nach Melbeß führt durch die von mehreren Chuahr durchschnittene Chala. Während der Regenzeit fällt so viel Wasser auf jene Gegenden herab, daß diese periodischen Flüsschen auch noch eine Zeit lang nachher Wasser zu erhalten und an ihren Ufern eine blühende Vegetation hervorzurufen im Stande sind. Ueberall machte sich im Walde ein reges Thierleben bemerklich. Wir ritten deshalb langsam und beschäftigten uns mit der Jagd. Nach Einbruch der Nacht erreichten wir das Dorf, dessen Berg, der Djebel Melbeß, schon lange sichtbar gewesen war und bezogen eine geräumige Refuba, in welcher wir uns so gut als thunlich einrichteten.

Melbeß oder Mülpeß ist ein ziemlich großes Dorf mit einigen schlecht gehaltenen Gärten und vielen, mit vorzüglichem Wasser begabten Brunnen. Es liegt in einer von allen Seiten her abgeflachten Niederung, ist während der Regenzeit ein Paradies und zur Zeit der Dürre unzweifelhaft der angenehmste Ort Kordofahn's. Die das Dorf von allen Seiten einschließenden Wälder gehen nach Süden zu in die Urwälder der Negerstaaten Takhale, Scheibuhn und Nuba über und beherbergen eine an Individuen und Arten außerordentlich reiche Thierwelt, zu deren Jagd die Bewohner des Dorfes allwöchentlich an bestimmten Tagen ausziehen. Tausende von Kindern, Ziegen und Schafen wei-

den unter Aufsicht der Hirten eines Nomadenstammes (der Kaba-
biesch oder zu deutsch „der die Widder Hütenden“) das Gras und
die saftigen Baublätter der Wälder ab und vereinigen sich jeden
Mittag in der Nähe des Dorfes, um das ihnen von den Hirten
inzwischen aus den Brunnen geschöpfte Wasser zu trinken.

Der Naturforscher verlebt in Melbes, so lange ihn das tödli-
sche Fieber nicht erfasst und geistig und körperlich niederdrückt,
herrliche, genussreiche Tage. Ich hatte vollauf zu thun, unsere
mit Leichtigkeit errungene Jagdbeute zu präpariren und zu beschrei-
ben. Die Jagd fiel immer reichlich und stets zu unserer Zufrie-
denheit aus. Verschiedene Adler-, Falken- und Geierarten waren
dem Kenner, die Prachtvögel der Wälder dem Auge ergötzlich, meh-
rere Arten wilder Hühner lieferten ihr köstliches Fleisch für die ge-
wöhnlich schlecht bestellte Küche. Nachdem mich der Baron in Bes-
gleitung unseres Kochs verlassen hatte, war ich genöthigt, diese
selbst zu besorgen. In der Wahl der Lebensmittel unendlich be-
schränkt, wurde es ein Festtag für uns, wenn wir ein leckeres Ge-
richt Perlhühner, Frankoline oder Hasen erbeutet hatten. An Ge-
müse fehlte es uns stets. Ganz Kordofahn ist nicht mehr geeig-
net, gute Gemüse zu erzeugen. Das Land ist zu glühend, der
Boden zu mager; die bekannten Pflanzen Egyptens, welche zu Ge-
müse verwendet werden und an welche sich die Türken gewöhnt ha-
ben, gedeihen nicht mehr. In den einigen wohlhabenden Ein-
wohnern der Hauptstadt gehörigen Gärten sahen die Citronensträu-
che verkrüppelt aus und trugen nur noch kleine, grüne, nie zur
Reife gelangende und deshalb saftlose Früchte; die Melonen, wel-
che in Charthum noch wohlschmeckend sind, können hier kaum mehr
genossen werden; mit anderen Früchten ist es nicht besser. Aber
wir litten auch oft an anderen Nahrungsmitteln Mangel. Fleisch
und Butter waren trotz der zahlreichen Heerden nicht aufzutreiben,
weil uns die Bewohner des Dorfes nur mit Widerwillen etwas
Genießbares verabreichten; der Milch mußte ich aus Gesundheits-
rückichten entsagen, ein Huhn war eine seltene Speise. Wir aßen
gewöhnlich die hier aus Kohlswarzen, schliffigen Durrahmehlkluchen

bestehende Lufthme der Eingebornen oder einen höchst einfach zubereiteten Reisbrei.

Sch würde alle diese Entbehrungen über der herrlichen Ausbeute unserer Jagden vergessen haben, hätte mir das gar nicht mehr zu lindernde Fieber das Leben in dem einsamen Dorfe nicht so verbittert. Die Zeit meines Aufenthaltes in Melbes war leider die ungesundeste des ganzen Jahres; die Nähe der Regenzeit machte sich mit jedem Tage fühlbarer. Heiße Südwinde warfen uns Wolken von Staub und Sand über den Hals, erschwerten uns das Athmen und wirkten bei ihrer starken elektrischen Spannung lähmend auf den Körper. So schlichen mir die Tage zuletzt doch recht langsam dahin und nur die Jagd erhielt mich aufrecht. Ohne sie wäre das Leben ein sehr trauriges gewesen.

Den Tag über war es still in Melbes, die Nacht brachte mehr Leben. Sie ermunterte die trägen Einwohner und führte uns, wenn auch nicht immer gern gesehene Gäste aus dem nahen Walde zu. Die Ziegenmelker schnurrten dann gemüthlich auf den im Dorfe stehenden Bäumen, die Gulen kreischten ihren nur dem Laien unheimlichen Ruf von den Spizen der Tokhahl herab. Mit ihnen erschienen auch andere Thiere. Hyänen besuchten das Dorf allnächtlich, wurden aber von den Hunden schon vor ihrem Eintreffen ausgewittert, mit heftigem Bellen begrüßt und von der vereinigten Meute des ganzen Dorfes zurückgetrieben. Dann kehrten sie heulend in die Wälder zurück. Während meiner Anwesenheit in Melbes kam aber auch ein Löwe zweimal bis vor die Hütten des Dorfes und tödtete das erste Mal ein Kamel, das zweite Mal einen Dshen. Von Beiden fraß das edle Thier nur höchst wenig; am andern Tage schossen wir Geier auf den Ueberresten der königlichen Tafel; die nächsten Nächte versammelte sich eine Schaar hungriger Hyänen auf dem saftigen Nase. Bei seiner Ankunft, welche er durch mehrmaliges donnerndes Brüllen verkündete, benahmen sich die sonst muthigen Hunde feig. Sie wagten sich nicht zu einem Angriffe aus dem Dorfe hervor, sondern verkrochen sich heulend in einem Winkel der Serieba. Außer Löwen und

Hyänen umschlichen wohl auch Panther und Jagdleoparden (*Felis guttata*) bei nächtlicher Weile das Dorf.

Am 17. April verließ mich der Baron Müller, um sich mit Musthafa-Bascha und Herrn Petherik über eine von uns beabsichtigte Reise nach Takhale zu besprechen. Ich blieb mit einem von mir in dem Abhäuten der Vögel und Säugethiere unterrichteten Diener in Melbes zurück.

Abends zogen Gewitterwolken am Horizonte auf, einzelne Regentropfen, die Boten der kommenden Regenzeit fielen in unserer Nähe nieder; ich begrüßte sie als traute Bekannte aus der fernern Heimath, denn seit meiner Abreise aus Europa hatte ich keinen Regen gesehen. Im Süden erhellten einzelne Blitze von Zeit zu Zeit den dunklen Himmel, das Gewitter war fern, aber dennoch hörten wir dann und wann ein leises Grollen des Donners.

Aus einem mir am 26. April zukommenden Briefe des Barons erfuhr ich, daß am dreiundzwanzigsten April Ostern gewesen war. Ich hatte es nicht gewußt und war am Ostersonntage gerade sehr krank gewesen. So sehr aller heimischen Sitte entfremdet, verlebte ich meine Tage in dem wie von der übrigen Welt abgeschiedenen Walddorfe.

Mein Gefährte kehrte am zweiten Mai zu mir zurück. Wir bereiteten uns nun ernstlich auf die projektirte Reise vor, obgleich man uns die Neger von Takhale als furchtbare Feinde der Weissen geschildert und noch außerdem vor den Bakhahra-Arabern*)

*) Die Bakhahra — von „Bakhr“, das Rind — sind Nomaden, welche sich zwischen dem vierzehnten und elften Grade nördlicher Breite herumtreiben. Sie besitzen ausgezeichnet schöne Rinderheerden und ganz vorzügliche Pferde, sind ein sehr wohlgebauter Menschenschlag, aber wegen ihrer Grausamkeit und Kinderräuberei in Kordofahn übelberüchtigt. Dem Namen nach unterjocht, liegen sie dennoch mit den Beherrschern des Landes und anderen Araberstämmen (z. B. den Kababiesch, Dahr-Samer) in beständiger Fehde und sind ebensowohl als Krieger, als auch als Räuber gefürchtet.

gewarnt hatte. Die letzteren waren vor nicht langer Zeit fünftausend Mann stark in Kordofahn eingefallen, hatten dort Heerden und Menschen geraubt und sollten von der Regierung gezüchtigt werden; Grund genug, sie gerade jetzt besonders zu fürchten. Wir wollten jedoch unseren Lieblingsplan, ein noch von keinem Europäer betretenes Land zu besuchen, nicht aufgeben und beschlossen dennoch, aber mit äußerster Vorsicht, zu reisen.

Die Ausführung unseres schönen Projekts scheiterte an Etwas, woran wir gar nicht gedacht hatten. Wir waren, behufs der noch nöthigen Einkäufe für die Reise, in Obeid gewesen und kehrten am 10. Mai nach Melbes zurück, um dort die nöthigen Kamele zu miethen. Es fanden sich auch bald Kamelbesitzende Araber bei uns ein, alle aber waren, trotz der ihnen versprochenen reichlichen Trinkgelder, nicht zu bewegen, uns ihre Thiere für eine Reise nach Takhale zu überlassen. Wir waren recht misanthropisch, sahen aber schon wenige Tage später ein, daß wir alle Ursache hatten, unserem in Gestalt dunkelbrauner Kordofahnesen verkörperten Geschick zu danken.

Vor ungefähr vierzehn Tagen war eine große Handelskarawane, welcher wir uns sehr gern angeschlossen haben würden, wenn wir von ihrer Ausrüstung Kunde gehabt hätten, nach Takhale abgegangen. Sie zog unter der Führung eines hochgeachteten und wohlhabenden Scherief oder Nachkommen des Propheten, um dem Könige dieses Staates von ihm gewünschte Waaren zu überbringen. Man versicherte uns allgemein, daß wir unter der Leitung jenes Mannes vollkommen sicher hätten reisen können. Am 14. Mai kamen einige Kameltreiber der Karawane nach Kordofahn zurück. Nach ihren Erzählungen hatte sie der Regerkönig schon an der Grenze seines Reiches empfangen und bewillkommt. Ohne Argwohn zogen sie mit ihm seiner Hauptstadt zu. Aber noch ehe sie diese erreichten, fiel ein Haufen Schwarzer plötzlich über sie, warf sie zu Boden, fesselte sie, prügelte sie halbtodt, nahm ihnen Waffen und Lastthiere weg und überließ sie ohne Nahrungsmittel hohnlachend ihrem Schicksale. Drei Kameltreiber des ungefähr zwanzig Personen starken Reisezuges waren in Kordofahn angekommen, von den Uebrigen wußte man Nichts.

Diese einzige Thatsache erklärt die Schwierigkeit, in Afrika neue Länder zu bereisen, hinlänglich. So weit die Weißen den Schwarzen bekannt wurden, sind sie ihnen auch verhaßt geworden. Erst dann, wenn der Reisende jene Länder der Neger, in denen man noch weiß, daß es weiße Menschen giebt, glücklich durchzogen hat, ist er vor der Rache der Schwarzen sicher; ihr Jähzorn ist aber auch dann noch in sehr ernste Erwägung zu ziehen. Der mit den Sitten und Gebräuchen halbwilder Völker unbekanntere Reisende kann gar zu leicht durch ein bloßes Mißverständnis den schnell aufbrausenden Zorn jener Naturkinder erregen und ihm zum Opfer werden. Möglich, daß der Neger später die Handlung seiner Hitze bereut, — aber der Forscher hat unnütz sein Leben verloren. Von dem allen Forschungen früher oder später ein Ziel setzenden, mörderischen Klima habe ich bei Erwähnung dieser Gefahren noch ganz abgesehen.

Ich will die Möglichkeit, Afrika zu durchwandern oder die Quellen des Nils zu entdecken, nicht bezweifeln, glaube aber nur dann an die Verwirklichung derselben, wenn sich eine ziemliche Anzahl junger und entschlossener, mit allem Nöthigen wohl versehener und von einer europäischen Regierung thätig unterstützter Europäer, in der Voraussicht, funfzig Prozent ihrer Gefährten zu verlieren, auf die Reise macht. Nur eine deutsche Großmacht oder England würde ein solches Vorhaben kräftig unterstützen und nur Deutsche oder Engländer scheinen mir zur Ausführung desselben geeignet. Dies beiläufig; es kann meine Absicht nicht sein, das nur auf meine eigene Ansicht gegründete „Für und Wider“ innerafrikanischer Entdeckungsreisen hier genauer aus einander zu setzen. —

Die mehr und mehr herannahende Regenzeit, unsere fortwährenden Krankheiten und das Zu-Ende-Gehen unseres Reisegeldes bestimmten uns zur baldigen Rückreise nach Charthum. Ich verließ mit meinem sämmtlichen Gepäck Melbes am 20. Mai und zog nach Obeid, wo wir noch einige Tage verweilten, zurück. Am 25. Mai traten wir unsere Rückreise an. Wir ließen die Lastkamele vorausgehen und behielten nur einen Bedienten, welcher einen lebenden, halberwachsenen „Bakhr el Chala“ oder Steppenrind (Antilope leucoryx) auf seinem Kamele transportiren sollte, bei

uns zurück. Das Letztere konnte aber nicht so leicht, als wir gedacht hatten, in's Werk gesetzt werden. Zuerst hatten wir alle Mühe, das große unbeholfene Thier, welches nach der albernen Ansicht der Araber noch nicht marschfähig sein sollte, auf dem Kamele zu befestigen; es rutschte bald auf der einen, bald auf der anderen Seite herunter. Der zweite Uebelstand war, daß sich weder der Bediente, noch das Kamel mit dem sonderbaren Reisegesellschaftler vertragen konnte. Die Antilope stieß Beide mit ihren spitzigen Hörnern oder gab ihnen mit den starken Läufen so nachdrückliche Rippenstöße, daß Kamel und Reiter murrten, und Ersteres zum großen Verdruß des Letzteren schließlich noch entrüstet durchging. Nach langen Bemühungen gelang es uns, den Bakhr el Ghala so in Teppiche zu wickeln, daß er sich nicht regen konnte, und wir verließen nun die Hauptstadt erst mit Einbruch der Dunkelheit.

Ich hatte bis drei Uhr Nachmittags einen Fieberanfall gehabt und war so schwach, daß ich mich kaum im Sattel erhalten konnte. Mein hochbepacktes Kamel ging den anderen beiden langsam voraus und schritt bedächtig zwischen den verschiedenen *Serieah* *) des Bezirkes Tarharni, in denen wir uns fast verirrt hatten, dahin. Plötzlich machte der durch irgend Etwas erschreckte Hehjihn einige tolle Sprünge und warf mich, weil ich mich nicht darauf vorgesehen hatte, sammt dem Sattel ab. Man fing das erbohte Thier; ich sattelte es von Neuem und fiel wegen meiner Schwäche zum zweiten Male. Ich ritt nun recht mißgestimmt weiter. Die Nacht überraschte uns ganz in der Nähe der letzten Tokhahl Obeid's; meine grenzenlose Mattigkeit erlaubte mir die Weiterreise nicht; wir mußten uns nach kurzem Ritte in der weiten Steppe lagern. Nach Aufgang des Mondes verließen wir unseren Lagerplatz und zogen dem Djebel Kurbatsch zu. Bei anbrechendem Morgen hatten wir ihn noch nicht erreicht und irrten rathlos in der Steppe herum. Ein dichter, den Sonnenstrahlen undurchdringlicher Nebel deckte die Ebene. Wir waren vom Wege abgekommen und konnten, weil auch unser Kompaß sich zufällig

*) Plural von *Serieba*.

unter dem übrigen, mit der Karawane vorausgegangenen Gepäc befand, uns nicht einmal mehr nach den Himmelsgegenden orientiren. Da sahen wir zwei Holz einsammelnde Neger und baten sie, uns den Weg zu zeigen; sie weigerten sich, es zu thun. Noth kennt kein Gebot. Wir hätten, wenn wir ohne Führer weiter geritten wären, inmitten der Steppe verhungern oder verdursten können. Deshalb zwangen wir einen der Neger, unser Führer zu sein, bedrohten ihn, wenn er uns absichtlich auf einen falschen Weg bringen würde, mit dem Tode, und versprachen ihm im entgegengesetzten Falle einen reichlichen Bakhshiesch. Sein Kamerad bat uns vergebens um die Freigebung des in unseren Dienst Gekreften und entfernte sich dann unter lauten Schmähungen. Der Erstere brachte uns nach mehrstündigem scharfen Ritte wirklich auf den Rücken des „Beitschenberges“ *) und von dort auf eine sehr begangene Straße. Er wurde nun entlassen und beschenkt, zog es aber vor, noch bis zu dem nächsten Dorfe mit uns zu gehen, um dort sein Kapital sogleich in Mericsa anzulegen.

Ehe wir die wenigen Hütten desselben erreichten, hatten wir ein neues Mißgeschick. Die zahme Antilope entsprang und spottete allen Bemühungen, ihrer wieder habhaft zu werden. Als ob sie den Vollgenuß der Freiheit fühle, entrannt sie mit großen Sägen bald dem Bereiche unserer Augen.

Es war fast Mittag geworden, als wir in der kleinen Hilla **) To m a h t anlangten. Die Sonne lag, nachdem sie die Dünste des Morgens zertheilt hatte, mit ihrer ganzen Kraft auf der staubigen Ebene. Wir waren durstig und sehr müde. Man bot uns brühwarmes Schlauchwasser, welches unsern Durst nur noch vermehrte. Um so mehr hofften wir durch den uns fehlenden Schlaf erquickt zu werden und betraten deshalb sogleich eine kleine

*) Djebel el Kurbatsch.

**) Unter Hilla versteht man in Kordofahn ein kleines Dorf mit wenigen Hütten, — einen Weiler. — Die Egypter gebrauchen dafür das Wort Kaffr. Ein größeres Dorf wird in beiden Ländern Belle d genannt; ein Städtchen heißt Bander, eine Stadt Medihue, eine Hauptstadt Massr.

Refuba, wo wir auf elastischem Ankharehb auch alsbald die gewünschte Ruhe fanden. Ein wüthendes Geheul schreckte uns vom Schlafe auf. Ich schaute verwundert nach der Thür der Hütte und sah durch sie einen halbnackten, schwarzen Kerl hereinkommen und mit einem langen, gezogenen Schwerte auf mich zustürzen, wobei er den vor der Hütte Brüllenden zurief: „Kommt, hier sind sie, die Hunde, kommt und schlägt sie nieder!“ Mit einem furchtbaren Kolbenschlage warf ich den Wüthenden zurück, dann erweckte ich den im Innern des mit der Refuba verbundenen Tokhul schlafenden Baron und unseren Diener Nali. Wir griffen zu unseren Waffen und drohten jeden Eindringling niederzuschießen. Da glaubte Nali, von Jenen gehört zu haben, daß sie uns die Hütte über unserem Haupte anzünden wollten. Jetzt waren wir genöthigt, diese zu verlassen, wurden aber im selben Augenblick von ungefähr fünfzehn Negern, welche auf uns einstürmten und uns ihre Lanzen in einer Entfernung von weniger als einem halben Fuß auf die Brust setzten, umringt. Die Uebermacht der Schwarzen war so groß, daß, wie ich sofort einsah, jeder Vertheidigungsversuch unseren sicheren Untergang zur Folge gehabt haben würde. Aber ich hatte alle Mühe, davon auch den Baron, welcher beide Pistolen gespannt vor sich hielt und schießen wollte, zu überzeugen. Wir wären, selbst wenn wir sechs oder acht von ihnen getödtet hätten, noch immer verloren gewesen. Jedem von uns standen vier oder fünf Schwarze so nahe gegenüber, daß sie uns ihre Lanzen mit einer einzigen Armbewegung in die Brust stoßen konnten. Es war jedenfalls das Klügste in unserer Lage, uns, bei all' der im Innern tobenden Wuth und Rachelust, auf's Bitten zu legen, aber das thierische Gebrüll der Neger verschlang unsere Worte. Wir zogen uns, um einigermaßen geschützt zu sein, langsam nach der Thür der Refuba zurück.

Die Hülfe kam von einer Seite, von welcher wir sie nicht erwarten konnten. Ein Araber, mit milchweißem Barte, eilte, ohne zu wissen, um Was es sich handle, zu unserer Rettung herbei. Die Schwarzen schienen ihn zu kennen. Er trieb sie, welche sich vor den toddrohenden Mähren unserer Gewehre nicht gefürchtet hatten, mit der Peitsche zurück und brachte Ruhe in den tobenden Haufen.

Von ihm erst erfuhren wir die Ursache des wüthenden Anfalls der rasenden Schwarzen. Wir waren für Sklavenräuber gehalten worden.

Jener Neger, welcher uns um die Freilassung seines Gefährten gebeten hatte, war zu seinem Herrn, einem wohlhabenden Scheck, gelaufen und hatte diesem mitgetheilt, daß zwei Türken — für solche wurden wir gehalten — einen seiner Sklaven gewaltsam entführt hätten. Der Scheck versammelte sogleich die Schaar seiner Sklaven, begeisterte sie durch reichlich gespendete Meriesa, bewaffnete sie und gebot ihnen, die „weißen Hunde“ zu verfolgen und zu tödten, jedenfalls aber zur Herausgabe seines Eigenthums zu zwingen. Halb berauscht war die den Spuren unserer Kamele gefolgte Rotte in der Hilla angekommen, hatte unseren Aufenthalt erkundet und uns in der Meinung, daß wir den geraubten Neger in unserer Refuba gefangen hielten, überfallen. Unser Befreier durchsuchte die Hütte, fand aber den Sklaven nicht in ihr, sondern berauscht in einer anderen, wo er während des ungeheuren Tumults ruhig geschlafen hatte.

Nachdem sich die Sache aufgeklärt und unsere Unschuld sich herausgestellt hatte, baten uns die nüchtern gewordenen Feinde demüthig um Verzeihung und um einen Bathschiesch, damit auch sie Meriesa trinken könnten. Wir trieben sie zurück und nahmen jetzt einen drohenden Ton an. Sie bestiegen deshalb bald ihre Kamele, nahmen unseren Wegweiser in ihre Mitte und ritten eilig davon. Jetzt schienen sie unsere Rache oder unsere weittragenden Feuerwaffen zu fürchten; sie ritten, so schnell ihre Kamele laufen wollten. Auch wir waren herzlich froh, von ihrer Gesellschaft befreit zu sein, und brachen nach kurzer Erholung von dem ausgestandenen Schrecken zur Weiterreise auf. In einem einzeln stehenden Tokhul, dessen Besitzer den Baron schon einmal beherbergt hatten, blieben wir über Nacht und genossen der Gastfreundschaft guter Korbosahnesen in ihrer vollsten Ausdehnung.

Am 27. Mai saßen wir bereits zwei Stunden vor Sonnenaufgang wieder im Sattel und zogen dann bis Tagesanbruch zwischen Dochenfelbern dahin. Noch schliefen des Tages Vögel, aber die der Nacht waren, wie immer, gegen Morgen um so munterer.

Langgeschwänzte Ziegenmelker, deren Paarungszeit herannahte, umflogen die einzeln stehenden Bäume der Steppe, von denen die Männchen, den weiten Rachen nur wenig geöffnet, ihre gemüthliche Weise herunterschnurrten. Nach und nach wurde mehr Leben. Der „Machhar“ oder Maggar der Eingebornen (Otinuba) rief schallend seinen Namen und erregte damit bald den Unwillen anderer Männchen, welche, eifersüchtig auf paarungsfähige Weibchen, laut und zornig antworteten. Ein Droschling (*Ixos obscurus*) erwachte nun auch von dem Schelten der erboften Trappen und schmetterte seine volltönenden Lieder der Sonne entgegen, die weißbrüstige Krähe (*Corvus scapulatus*) erwiderte diese mit eintönigem Krächzen, nur ein Pärchen von Raubadlern saß noch still und regte sich nicht.

Gegen Mittag erreichten wir das Dorf Chursi und fanden dort unsere Diener mit dem Reisegepäck, aber ohne Kamele zur Weiterreise. Der Baron schickte sogleich den Nubier Idriß nach dem nahen Bara und ließ unseren Bekannten, Hussein-Kahschef, um Lastthiere ersuchen. Dieser schien keine Lust zu haben, unsere Bitte zu gewähren. Er entschuldigte sich mit einer Lüge und behauptete, für die Regierung fünfzig Lastkamele stellen zu müssen. Wahrscheinlich war er durch den Engländer Petherik, welcher sich gerade in Bara aufhielt und mit dem Baron wegen eines Bedienten überworsen hatte, bestimmt worden, uns jede Gefälligkeit zu versagen.

Wir mußten mehrere Tage in Chursi verweilen. Der Baron lag am Fieber darnieder, ich konnte mich kaum aufrecht erhalten. Die Jahreszeit war schon so weit vorgeschritten, daß wir jeden Tag Regengüsse erwarten konnten; die schon in Melbes uns unangenehm gewordenen Südwinde nahmen von Tag zu Tag an Hitze zu und ermatteten mich in außerordentlich hohem Grade. Oft dursteten wir, weil sie die Atmosphäre zum Ersticken mit Staub erfüllten, den Tokhul nicht verlassen. Ein kühlender Nordwind, welcher aber selten lange anhielt, wurde für den gepeinigten Körper zur Wohlthat. Die Hitze hatte ihr Maximum erreicht und stieg bei Südwind im Schatten der Strohütten einmal auf $+45^{\circ}$ Reaum.;

das der Sonne ausgesetzte oder in den Sand gestellte Thermometer zeigte nicht selten fünfundfunfzig Grade. Der Körper triefte Tag und Nacht von Schweiß.

Am 4. Juni verließ ich den Baron, um den Engländer, mit welchem ich noch Einiges abzumachen hatte, aufzusuchen. Der Tag war sehr heiß gewesen, der Himmel hatte sich mit Wolken umzogen; es stand Regen oder wenigstens Sturm bevor. Gegen Abend wurden die Wolken dichter. Der Himmel erschien dunkelschwarz. Jetzt brach der Sturm über mich herein und drohte mich vom Kamele zu reißen; das Thier wurde unruhig und wild. Ich ritt, so schnell es laufen konnte, auf dem mir unbekanntem Wege dahin. Längst schon hätte ich im nächsten Dorfe sein müssen, die Nacht brach herein, ich hatte noch immer keine Spur einer menschlichen Ansiedlung entdeckt. Es wurde mir klar, daß ich mich verirrt hatte; ich fürchtete, den Weg vollends zu verlieren. Da stieg ich von meinem Kamele ab, band es an eine stachelige Mimose und legte mich daneben. Vergebens versuchte ich, Feuer anzumachen; der heftige Wind blies es mir aus. Ich hatte, außer einem dünnen Pelze, Nichts bei mir, um mich gegen die Kühle der Nacht zu schützen. Dennoch schlief ich bald ein. Der Sturm heulte die ganze Nacht hindurch mit den Hyänen um die Wette.

Am Morgen nach der unruhvoll verbrachten Nacht hatte ich mich aus dem Sande, mit welchem mich der Sturm überschüttet hatte, förmlich herauszuarbeiten. Jetzt war eine wohlthuende Stille in der Natur eingetreten. Der Wind hatte sich gelegt, die Morgenröthe leuchtete prächtig im Osten, einzelne Vogelstimmen riefen dem kommenden Tage ihre Grüße zu. Lange vor Sonnenaufgang saß ich wieder im Sattel. Ich ritt auf gebahnten Wegen und spähte von meinem hohen Sitze herab nach den in der Ferne glänzenden Straußeneiern der Tothhulspitzen eines Dorfes. Mein Wasservorrath war erschöpft, zu einem recht fühlbaren Hunger gesellte sich brennender Durst. Die Hitze wurde bald wieder unerträglich. Endlich nach achtsündigem, scharfem Ritte kam ich in Dochenfelder und bald darauf in ein kleines Dorf. Mein Kamel war wie ich zum Umfallen müde und hungrig; ich glaubte vor Durst ver-

gehen zu müssen. Der Schech des Dorfes nahm mich gastfreundlich auf und bewirthete mich mit saurer Milch und schwarzem Durrahbrode, den einzigen Nahrungsmitteln, welche er hatte. Mein Hedjhn schlang begierig die goldenen Dochenkörner hinunter.

Auf die Erkältung der Nacht, vielleicht auch auf das unpassende Mittagsbrod, folgte eine heftige Kolik und Dissenterie, welche mich des Reitens beinahe unfähig machte. Doch konnte ich hier nicht verweilen. Nachdem ich mich nach dem Wege erkundigt hatte, ritt ich, mich dem Dorfe Tendar zuwendend, ungeachtet der mich peinigenden Schmerzen weiter.

Die Gegend, welche ich heute durchzog, war von allen bis jetzt in Nordosfahm besuchten Vertlichkeiten verschieden. Zwischen zusammenfortlaufenden, sich mannigfaltig verzweigenden Bergrücken lag Kessel an Kessel. Diese Vertiefungen, welche sehr gut bebaut und zahlreich bevölkert zu sein schienen, fielen meistens sehr steil ab; im Grunde lag gewöhnlich ein Brunnen und ein um diesen erbautes Dorf; ihr Durchmesser wechselte zwischen dreihundert bis sechstausend Schritten. Die weinbergähnlichen Abhänge enthielten die rings um den Hügel herumlaufenden Dochenfelder; auf den Hügeln vereinigten sich die sonst einzeln stehenden Bäume der Steppe zu dichteren Gruppen.

Gegen Abend erreichte ich die Hilla des Schech Fadl-Alah. An den Brunnen des Dorfes schien die halbe Bevölkerung beschäftigt zu sein. Einige tränkten das Vieh, Andere schöpften Wasser, wieder Andere wuschen ihre Kleider. Die letztgenannte Berrichtung fiel mir besonders wegen der eigenthümlichen Seife auf, welche die Waschenden anwandten. Die Frucht eines sehr stacheligen Baumes der tropischen Wälder, welche sammt Blättern und Zweigen des Baumes von den Elephanten sehr gern gefressen wird, giebt, entkernt, gequetscht und mit Wasser vermischt, einen reichlichen Schaum, welcher durch Schlagen mit den Händen oder, wie im Sudahn gebräuchlich, durch Stampfen mit den Füßen dick und zur Reinigung der Zeuge geeignet wird. Das Waschen selbst war hier erstaunlich einfach. Die Leute scharrtten eine flache Vertiefung in den Sand, legten ein ziemlich wasserdichtes Lederstück über sie

hinweg, füllten diese eigenthümliche Mulde mit Wasser und der genannten Frucht, warfen ihr einziges Kleidungsstück obendrauf und begannen nun, von einem Fuße auf den andern tretend, das Zeug nach Möglichkeit durchzuwalken. Dann wurde die Wäsche ausgerungen und zum Trocknen der Sonne ausgesetzt. Wie kräftig die Wirkung der Sonnenstrahlen ist, mag daraus hervorgehen, daß zwei Personen das Zeug so lange hielten, bis es trocken war. Wenn bei hohem Nilstande die Fluthen des Bahhr el abiadt noch ziemlich rein sind, sieht man täglich Hunderte der Einwohner Charthum's nach dem Flusse gehen, um in der oben beschriebenen Weise ihre Kleider zu reinigen.

Mit Einbruch der Nacht hielt ich mein Kamel vor einem einzeln stehenden Tothul an und beschloß, daselbst zu übernachten. Der Besitzer der Hütte, welcher mich für einen Türken und folglich Soldaten hielt, versicherte mir vor allen Dingen, daß er weder für mich, noch für mein Reitthier etwas Ess- oder Trinkbares in seinem Haushalte habe, daß aber ganz in der Nähe ein Weiler sei, zu welchem er mich führen wolle. Ich war damit zufrieden und unser Schwarzer herzlich froh, das drohende Unwetter von seinem Hause abgelenkt und auf die Häupter seiner Nachbarn gewendet zu haben. Nach fünf Minuten kam ich unter der Leitung meines jetzt sehr dienstwilligen Führers in der Hilla an und blieb dort über Nacht.

Am 6. Juni. Das Dorf Tendar war von meinem Nachtlager nicht weit entfernt. Ich erreichte es schon vor Sonnenaufgang und ritt dann in nordöstlicher Richtung über eine öde, traurige Savanne nach der Hilla Umfersuhr. Mr. Petherik empfing mich mit großer Freundlichkeit und gab mir sogleich starke, aber wohlthuende Arznei gegen meine Dysenterie. Ich blieb mehrere Tage bei ihm und begleitete ihn, nachdem ich so ziemlich wieder hergestellt war, nach mehreren Dörfern, deren Umgegend er auf Eisen prüfen wollte.

Am 16. Juni traf ich mit dem Baron in dem Dorfe Seröga wieder zusammen. Unsere Bedienten waren mit dem Gepäck bereits vorausgezogen, weshalb wir den Ort bald nach meiner An-

kunst verließen. Mittags rasteten wir in der Hilla Um=Sa= murh *) und fanden hier völlig untrinkbares, außerordentlich salziges Wasser; Abends trafen wir in der Hilla Mahadjer — zu deutsch „dem steinigen Dorfe“ — ein und übernachteten daselbst. Die Steine waren nicht das einzige Unangenehme des Ortes. Es war uns unmöglich, Hühner zum Essen und Meriesä zum Trinken zu bekommen und wir mußten wieder einmal mit den eckelhaften Durrahkuchen und ebenso widerlichem Wasser vorlieb nehmen.

Wir ritten am 18. Juni über Schetieb nach dem schön genannten Dorfe Ulah=Amahne, „Gottesfrieden,“ fanden dort aber von der von Ruffegger gerühmten Gastfreundschaft der Bewohner keine Spur mehr. Nur gewaltsame Maßregeln verschafften uns und unseren Thieren die nöthigen Nahrungsmittel.

Nachdem der Mond aufgegangen war, wollten wir weiter reisen, aber im ganzen Dorfe war kein Führer zu finden. Alle Männer waren in der Voraussetzung, von uns zu Dienstleistungen gezwungen zu werden, durchgegangen. Auf ihre Artigkeit vertrauend, ließ der Baron nach langem vergeblichen Suchen nach etwas Männlichem drei Frauen des Dorfes ergreifen und beschloß, diese so lange, bis die Männer sie ausgelöst und sich zu Führerdiensten bereit erklärt haben würden, als Geiseln zu behalten. Wir hatten die Korbofahnesen sehr falsch beurtheilt. Die Männer ließen sich weder hören noch sehen; wir mußten die Frauen endlich doch wieder freigeben. Zum Glück fand einer unserer Kameltreiber den richtigen Weg und erklärte sich zu unserem Führer. Unter seiner Leitung erreichten wir bald die Savanne und ritten noch länger als vier Stunden in die Nacht hinein.

Es war eine jener herrlichen Tropennächte kurz vor der Regenzeit, welche man selbst durchlebt haben muß, um sich eine würdige Vorstellung von ihr machen zu können. Mir fiel heute mehr als je v. Humboldt's schöne Schilderung der Nächte in den südamerika-

*) Das Wort „Hilla“ ist weiblich. Deswegen führen hier die Dörfer statt des in Egypten gebräuchlichen „Abu“ — Vater, den Beinamen „Um“ — Mutter. Um=Samurh bedeutet „Mutter des Gummi.“

nischen Steppen ein, obgleich diese von den Nächten der Tropen-
gegenden Afrika's sehr verschieden sein müssen:

„Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit
ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe
Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum
erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des süd-
lichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der magela-
nischen Wolken verlicht. Selbst die scheitelrechten Gestirne des
Alders und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder
planetarischem Lichte. Wie ein entlegnes Gebirge erscheint einzelnes
Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem
Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner“*).

Hier war es heute anders. Wohl ballten sich im Süden
dunkle, regenkündende Wolken zusammen und entsandten leuchtende
Blitze, deren Donner sich bei uns in leisem Gemurmel verlor, aber
senkrecht über uns leuchteten die Sterne noch in ihrer unendlichen
Klarheit. Auch das Kreuz strahlte noch freundlich auf uns hernie-
der, die Atmosphäre war rein und heiter. Der südliche Himmel
zeigte uns noch seine ganze Schönheit. In seiner tiefen Schwärze
wölbte er sich über uns.

Am 19. Juni. Der erste Strahl der Tageskönigin traf uns
bereits im hohen Sattel. Zur Linken überragte der Djebel el
Dejuhß, der „Berg der Böcke,“ den Graswald der Sawanne.
Seine dunkeln zackigen Gipfel zeichneten sich scharf am Horizonte
ab. Nach kurzem Ritte kamen wir zu der Stelle, auf welcher frü-
her das Dorf Sahkra stand; jetzt war keine Spur mehr davon
zu bemerken.

Es ist in Kordofahn gar nichts Seltenes, daß die Bewohner
eines Dorfes ihren Wohnsitz verändern und ihr Dorf gänzlich ver-
lassen. Die Ursache dazu kann ein versiechender Brunnen oder ein
entholzter Wald werden. Dann verschwindet ein Dorf fast ebenso
schnell, als es entstand. Die Termitte verzehrt oder durchbohrt das
Holzwerk des Tokhul, den Sturm zerstreut die leichten Trümmer,

*) A. v. Humboldt's Ansichten der Natur.

der Regen deckt sie mit Sande zu. Das Gras wuchert dann zwischen den Gassen des Dorfes auf; in Jahresfrist hat sich die Steppe wieder des ihr Entrissenen bemächtigt. Wo Saktra gestanden hatte, schallte heute der Ruf des Makhar.

Um Mittag lagerten wir uns im Schatten einiger Mimosen. Eine drückende Schwüle lag auf der Ebene. Der Himmel war leicht bewölkt. Da erhob sich ein leiser, glühender Wind, welcher, mehr und mehr an Stärke und Hitze zunehmend, zuletzt in Sturm überging. Es war der Samuhm. Unsere Kamele wurden unruhig und wild, die Treiber ängstlich. Zum Glück wehte der Sturm kaum eine halbe Stunde lang. Wir konnten unsere Reise fortsetzen, waren aber sehr erschöpft.

Zur Zeit des Nachmittagsgebetes begegneten wir einem Araber, welcher zwei Kamele langsam vor sich hertrieb. Wir fragten ihn freundlich, wie weit es noch nach Helba, einer von allen benachbarten Dörfern weit entfernten Hilla, sei und erhielten die Antwort: „Reitet, mit Sonnenuntergang trinkt ihr von dem frischen Wasser des dortigen Bih; ich habe den Ort erst kurz vor dem Naffr verlassen.“

Uns auf den hier von allen Reisenden gehaltenen Rasttag und eine Burma guter Meriesfa freudig, trieben wir die Hedjinihn zu frischem Laufe an und eilten der ersehnten Hilla zu. Mehr als die Hälfte der uns von dem Araber angegebenen Wegstrecke hatten wir zurückgelegt, noch immer wollte das Dorf nicht zum Vorschein kommen; noch hörten wir kein Hundegebell. Nur zuweilen unterbrach das eintönige Geheul eines einzelnen, entfernten Schakals die Stille des Abends. Mit Recht verwünschten wir den Araber, welcher uns ohne allen Grund belogen hatte.

Die Nacht war vollkommen hereingebrochen. Wir waren der Karawane weit vorausgeeilt und machten Halt, um sie zu erwarten. Bald loderte ein weithin leuchtendes Feuer neben unseren auf den Boden gebreiteten Teppichen. Es sollte der herannahenden Karawane ein Anzeichen unseres Aufenthaltes sein, zog aber zugleich auch ungebetene Gäste herbei. In Schaaren lief der Steppe Gewürm und Ungeziefer dem Lichte zu. Taranteln mit sechs finger-

langen, behaarten Füßen, Skorpionen mit dem zum Stich erhobenen Schwanz eilten, zum Theil über unsere Teppiche hinweg, wie von einem Magnet angezogen, nach unserem Feuer. Neben uns ringelte und zischte eine kleine, aber äußerst gefährliche Viper auf, deren sich der Baron mit vielem Geschick und Muth alsdann bemächtigte. Mahammed hatte bereits mehrere große, schwarze Skorpionen in's Feuer geschleudert, aber noch immer kamen neue Exemplare jener häßlichen Thiere herbei.

In solcher Gesellschaft die Nacht zu verbringen, war in der That weder angenehm, noch gefahrlos. Wir beschloffen, die Ankunft des Gepäcks abzuwarten und uns dann auf unsere Kisten zu betten, bemerkten die Anwesenheit der Karawane aber erst am folgenden Morgen, als uns das ohrenzerreißende Gebrüll der Kamele aus dem Schlafe rief. Gott Morpheus hatte die Schrecknisse der Nacht zu überwältigen gewußt und uns in seinen sanften Armen gestärkt und erquickt.

Lange vor Sonnenaufgang saßen wir wieder im Sattel und dennoch erreichten wir erst um Mittag den von hohen Mimosen umstandenen Brunnen der Dorfschaft Helba. Sein süßes Wasser war angenehm und erfrischend, wenigstens im Vergleich zu dem der salzigen Biah r des übrigen Kordofahn. Wir schlugen unser Zelt unter den schattigen Bäumen auf, weil wir nothwendigerweise Rasttag halten mußten. Die Kamele waren sehr erschöpft, unsere Diener und wir selbst nicht weniger. Erstere trugen mehrere wundgeriebene Stellen, welche ihnen empfindliche Schmerzen verursachten; die Bedienten waren zum Theil mehrere Tage lang zu Fuße gegangen und klagten über verbrannte Füße; wir selbst litten an dem immer und immer wiederkehrenden Fieber. So war für uns Alle ein Tag der Ruhe unerläßlich, wir sollten ihrer aber nicht genießen.

Es ist oft unmöglich, von den Kordofahnesen Lastthiere vermietet zu bekommen, selbst wenn man ihnen das Doppelte der Miethpreise bietet. Der alte Haß gegen die Türken, bezüglich gegen alle Weißen, welche ihr Land in Besitz nahmen, sie ihrer Freiheit beraubten und jetzt noch bedrücken, hat sich von Geschlecht zu

Geschlecht ungeschwächt erhalten. Sie verweigern dem Weißen zuweilen sogar die nöthigen Nahrungsmittel. Der Reisende wird dadurch gezwungen, das, was er bedarf, mit Gewalt zu nehmen. So hatten unsere Diener sich auf gewaltsame Weise Esel verschafft, welche sie dann gemeinsam und abwechselnd zum Reiten benutzten. Ein alter, von uns in Obeid in Dienst genommener Arabier, Mahammed=Wod=Gitere oder Khitere (von seinen Landsleuten Giterendo*) genannt), führte einen Eselsattel, d. h. nach Landesgebrauch ein einfaches Holzgestell mit Vorder- und Rücklehne und zwei Siggrettern mit sich und legte diesen dem ersten besten Esel auf, dessen er habhaft werden konnte. Dann ritt er ohne Gewissensscrupel mit der Karawane weiter. Der Herr des Esels erschien sehr bald, um sein Eigenthum wieder in Besitz zu nehmen, erhielt es aber nicht, bevor sich ein anderer Esel gefunden hatte und wurde bis dahin als Treiber benutzt. Nachdem seine Dienstleistungen beendet waren, empfing er die gewöhnliche Miethe für seinen Esel und einen Bakhschiesch obendrein. Giterendo hatte auf diese Weise einen großen Theil der dem Alten sonst zu beschwerlichen Reise zurückgelegt und gedachte seinen im Dorfe Schetieb eroberten Esel noch bis Abu=Djerahd, einem am Saum der Steppe in der Nähe des weißen Flusses gelegenen Dorfe, zu benutzen, obgleich der Treiber bereits neun deutsche Meilen neben seinem Grauthiere hergewandelt war.

Auch die Bewohner des Dorfes Helba waren nicht zu bewegen, uns einige dringend nothwendige Lastthiere zu vermietthen. Bitten und Drohungen fruchteten Nichts, deshalb nahmen wir zuletzt zwei Esel, welche am Brunnen getränkt werden sollten, gewaltsam weg. Aber die Helbau***) schienen mit unserem Verfahren nicht zufrieden zu sein. Schon in der Nacht stahlen sie ihre

*) Mahammed=Wod=Gitere oder Giterendo ist gleichbedeutend. Ersteres bedeutet Mahammed, Gitere's Sohn, das Letztere geradezu Gitere's Sohn. (Wod ist das verstümmelte Woled und bedeutet wie das berberische, dem Namen immer hinten angefügte „Do“ Sohn oder Knabe.)

**) Bewohner des Dorfes Helba.

„Humahr“ *) und würden sich gewiß auch Einiges von unserem Eigenthume zugeeignet haben, wenn Giterendo die nächtlichen Gäste nicht bemerkt hätte. Er verfolgte sie und jagte ihnen einen der Esel glücklich wieder ab.

Am 21. Juni. Mit dem frühesten Morgen erschienen Abgesandte des Dorfes, um den „Humahr“ zurückzufordern. Wir trieben sie fort, sie kamen aber immer und stets in größerer Anzahl wieder. Zuletzt versammelte sich ein zahlreicher Haufen mit Lanzen bewaffneter Männer, welche wie gewöhnlich entsetzlich schreien, lärmten und sich Rache zu nehmen drohten, vor unserem Zelte. Da es uns in der That schien, als solle ein Angriff stattfinden, errichteten wir mit unseren Kisten einen Wall vor der Thür des Zeltes, versammelten unsere Streitkräfte innerhalb desselben, legten unser Geschütz: vier Doppelgewehre, mehrere Büchsen und einige Paare Pistolen geladen und gespannt auf die Brustwehr des Walles und ließen den außen Tobenden sagen, daß wir Feuer geben würden, wenn sie sich zu nähern wagen sollten. Der diesmal als Zankapfel erscheinende Esel ward in der Festung wohlgeborgen und nagte, unbekümmert seiner ferneren Schicksale, an einem Bündel dürrer Steppengrases. Gewiß wäre die Sache noch zu unserem Vortheile abgelaufen, — denn unsere drohende Batterie hielt das Volk wirklich in Respekt, — wenn ich nicht während des Streites meinen Fieberanfall wieder bekommen hätte, in Folge dessen ich den Lärmen nicht ertragen konnte und den Baron schließlich bitten mußte, das ohnehin schlechte Thier wieder frei zu geben. Dies geschah und die Araber zogen sich mit lauten Segenswünschen und um so stilleren Flüchen nach ihrer Hilla zurück.

Sobald ich reiten konnte, brachen wir auf. Erst in später Nacht wurde Halt gemacht. Wir zündeten Feuer an und begannen wie vor einigen Tagen auf das von allen Seiten herankriechende Gewürm Jagd zu machen. Um die Wahrheit der Sage, welche erzählt, daß sich der in einen Kreis glühender Kohlen gebrachte Scorpion selbst tödte, zu erfahren, ließen wir heute viele

*) Plural von „Humahr,“ Esel.

dieser „Spinnentreppe“ fangen und der Feuerprobe unterwerfen. Alle wurden, ohne den Versuch, sich selbst umzubringen, gemacht zu haben, bald von der Gluth des Feuers getödtet.

Der andere Morgen verschaffte uns die Gewißheit des schon seit vorgestern befürchteten Ereignisses, daß unser Eseltreiber aus Schetieb sich mit seinem Thier in aller Stille auf und davon gemacht hatte. Als Entschädigung für die in unserem Dienste verlorene Zeit oder als Belohnung für seine Bemühungen hatte er einem der Kameltreiber für sechzig Piaster Haschasch (S. 205) entwendet. Der Baron ersetzte dem Armen später seinen Verlust und bezahlte damit die theuerste Eselmieth, welche er je entrichtet hat.

Nach einem entsetzlich langweiligen Ritte durch einen spärlich bestandenen, todten Mimosenwald erreichten wir Abends die nur noch drei deutsche Meilen vom weißen Flusse entfernte Hilla Abu-Djerahd — zu deutsch „Heuschreckendorf“ — und hatten die Freude, den breiten Spiegel des Stromes durch das dunkle Grün der Uferwälder hindurchschimmern zu sehen.

Am 23. Juni zogen wir in der Frühe weiter und über eine staubige, baumleere Ebene dem Bahyr el abiadt zu, auf welchem das scharfe Auge unserer Diener schwellende Segel bemerken wollte. Wir hatten den Anblick einer große Hitze kündenden, aber prachtvollen Fata Morgana und trieben, derselben uns zu entziehen, die Kamele zu rascherem Laufe an. Ich bekam leider wieder einen Fieberanfall und litt auf dem Kamele mehr als je. Die Hitze wurde gegen Mittag fürchterlich. Mit ihr nahm das Fieber in solcher Stärke zu, daß ich, um den Qualen unter der glühenden Sonne zu entgehen und auf Augenblicke der Kühlung zu genießen, bei jedem Baume abstieg. Flehentlich beschwor ich den Baron und die Bedienten, mir einige Tropfen Wasser zu übergeben, „denn weiter bedürfe ich ja doch Nichts mehr“ und mich dann meinem Schicksale zu überlassen; nur solle man mich nicht fort und fort auf jene Folter, den Sattel, zurücktreiben. Ich erinnere mich nicht, mich jemals unglücklicher gefühlt zu haben. Wenn mich der Baron oder der alte ehrliche Giterendo von Neuem zum Reiten zwangen, glaubte

ich meine ärgsten Feinde vor mir zu sehen und doch thaten gerade sie Alles, was in ihren Kräften stand, um mir meinen qualvollen Zustand zu erleichtern. Diesen beschreiben zu können, scheint mir unmöglich zu sein. Der Aermste der Armen Europa's findet unter ähnlichen Umständen wenigstens ein kühlendes Plätzchen, einen Ort, wo er sich ruhig hinlegen kann. Ich war der Hitze der afrikanischen Tropensonne ausgesetzt, während das fieberglühende Blut mir alle Adern zersprengen zu wollen schien; ich hing, kaum meiner selbst bewußt, auf dem Rücken des Kamels, mußte meine ohnehin unsäglich geschwächten Kräfte noch zu sammeln streben, um nicht aus dem hohen Sattel zu stürzen, und der Fieberfrost, welcher derselben gluthhauchenden Sonne Hohn zu sprechen schien, durchschüttelte mich! Für einen solchen Zustand, für die Qualen eines Fieberanfalls auf dem Kamel während der Mittagshitze in einer von der scheinrecht stehenden Sonne durchglühten Einöde des innern Afrika's giebt es keine Worte.

Endlich, nach fünf martervollen Stunden, kamen wir zu einigen Hütten. Hier erst konnte ich mich ausgestreckt hinlegen, hier erst konnte ich auf Erleichterung meiner Schmerzen hoffen. Mein Zustand ließ gar nicht an eine Weiterreise denken. Der Baron versuchte, von den Bewohnern der Tothahl Hühner zu erhalten, um für mich eine kräftige Suppe kochen zu lassen; man verweigerte ihm, eins von den vielen, welche um die Wohnungen herumliefen, zu geben. In solchen Fällen gab es nur ein Mittel, um zum Ziele zu gelangen: Gewalt. Das erste beste Huhn wurde zusammengeschossen, gerupft und gekocht. Dann kam der Besitzer und bat um Bezahlung des Thieres, welche er auch regelmäßig von uns erhielt.

Am 24. Juni. Der Weg von unserem gestrigen Nachtlager zu dem Bahyr el abiadt führte in einen Chohr, welcher dem Orte Mendjere gegenüber mündete, dem Ufer des weißen Flusse zu. In den Wäldern hatten mehrere Familien der Hassanie ihre niedlichen Häuschen aufgeschlagen. Ich kannte die schönen Männer und

noch schöneren Frauen und Mädchen schon von Butri her. Die letzteren besitzen eine sehr helle Hautfarbe; das dunkle Braun der Männer ist von dem lichten Bronzegeß der Frauen so verschieden, daß man sie als Glieder zweier Stämme zu betrachten geneigt wird. Ich habe nirgends in Afrika eine größere Sorgsamkeit zur Erhaltung eines blassen Teints gefunden, als unter den Frauen der Haffanie. Während die Männer in der Sonne des Mittags das Vieh hüten, bleiben die Frauen ruhig und träge in ihren kühlen Hütten, welche stets unter Mimosen, deren Laubdach den Strahlen der Sonne jeden Durchgang verwehrt, angelegt sind. Sie sind als faule und arbeitscheue, aber, wie ich schon bemerkte, als überaus leichtfertige und sinnliche Frauen bekannt, ebenso von den verschiedenen Stämmen der übrigen Nomaden geachtet als verachtet, gepriesen als geschmäht, gesucht als vermieden.

Die Hütten der Haffanie stehen zwischen Zelt und Lohul so recht mitten inne. Zwei Fuß über der Erde befindet sich ein wagrecht liegendes Gerüst von Stangen, welches auf festgerammten Pfählen ruht. Dieses dient dem Boden des Häuschens: dicht an einander gefügten, zusammen wohlverbundenen, nicht allzu dünnen, geraden Stäben, zur Unterlage. Der Boden ist höchstens zehn Fuß lang, vier bis sechs Fuß breit und wird von einer aus den hohen Stängeln des Steppengrases sehr sorgfältig geflochtenen Matte bedeckt. Sie wird über ein festes, sparrenähnliches Pfahlgerüst gehängt und bildet zugleich zwei Seitenwände der Wohnung. Man macht sie stets breiter, als der Boden der Hütte ist, läßt sie an der Vorderseite diesen um zwei bis drei, an der Rückseite um einen Fuß überragen und neigt sie nach hinten, damit der Regen leichter abfließen kann. Zum besseren Schutz gegen die Kälte wird die Matte noch mit einem ungewöhnlich dicht und fest gewebten Stück Zeug aus Ziegenhaaren, „Hadjih“, welches dem Regen vollkommen undurchdringlich ist, belegt. Die Rückwand der Hütte besteht, wie die Seitenwände, aus einer Strohmatten, an welcher man sauber gearbeitete Geräthschaften und Zierrathen zur Schau gehängt sieht. Während der Regenzeit bewährt sich die Bauart dieser Hütten als

zweckmäßig. Unter dem erhöhten Boden finden die Regengüsse freien Abzug, das Dach ist wasserdicht, das Häuschen demnach immer trocken. Aber auch allem Ungeziefer ist der Zugang in das Innere wegen der hohen Lage des Bodens verwehrt. Die Erbauung der Wohnungen ist Sache der Männer, die Anfertigung des Hadjir die Arbeit der Frauen. Schon kleine Mädchen arbeiten daran, das nöthige Material zu legerem zu sammeln und zum Weben vorzubereiten; das Haartuch ist die Ausstattung, welche die Braut eines Haffanie ihrem Gatten zubringt.

Unter den Schmucksachen bemerkt man künstlich aus Leder geflochtene, mit Straußensehern oder kleinen Cypraea *) (Cypraea moneta) herausgeputzte Kamelzäume, Mädchenschürzen [Rahhabd**)], Halschnüre aus Fischknochen, Krokodil- und Pantherzähnen, Geierklauen u., Tabaksbeutel aus dem Fell langhaariger Affen, Handkörbchen, Ledersäckchen u. s. w. Bei einem Scheck der Haffanie sah ich einen Beutel aus dem Fell des prachtvollen Colobus Quereza (eines seltenen, in Abyssinien lebenden Affen mit langen, silberweißen und samtschwarzen, seidenweichen Haaren), über dessen Herkunft mir der Mann keinen Bericht abstaten konnte, bei andern Leopardens- und Gepardensfelle. Wie die Beduinen, bergen die Haffanie ihre Habseligkeiten in Ledersäcken mit nach Bedürfniß größeren oder kleineren Oeffnungen.

Wir tauschten gegen wenige Para manche ihrer hübschen Arbeiten ein und setzten unsere Reise bald wieder fort.

Gegen Mittag begrüßten wir die Ufer des Bahhr el abiadt mit freudigem Jubel. Hinter uns lag ein Land, dessen höllischem Klima wir sicher binnen Kurzem unterlegen wären, hätten wir nicht an schleunigen Rückzug gedacht. Vieles Böse, manche trübe Stunde war überstanden. Erquickt und erheitert, ließen wir unsere Blicke auf

*) Bei uns zu Lande „Otterköpfe“ genannt. Man sieht oft die Riemen, an denen die Fleischer ihre Werkzeuge tragen, mit diesen kleinen Muscheln verziert.

***) Plural von Rahhabd.

dem schon hoch gestiegenen Spiegel des Stromes haften. Das Plätschern seiner Wellen war uns Himmelsmusik. Zum ersten Male nach vier Monaten schwelgten wir wieder im Genuße guten Trinkwassers, welches uns der reiche Strom so freigebig spendete. Frohen Muthes schlugen wir unser Zelt im Schatten einer riesigen Mimose auf und sahen den possirlichen Affen zu, welche in Schaaren nach dem Flusse eilten und unterwegs ihre Gaukelreien und lachenerregenden Künste gratis zum Besten gaben.

Am 26. Juni mietheten wir eine von Eleïs zurückkehrende Barke, welche uns für heute nach dem am andern Ufer liegenden Dorfe Mendjere brachte. Am Ufer fanden wir gegen vierzig im Auftrage der Regierung Barken zimmernde Arbeiter beschäftigt. Die Arbeiten, welche die Schwarzen mit ihren unter aller Kritik schlechten Werkzeugen zu Stande brachten, erregten billig unsere Verwunderung. Man hatte einige Lothhahl zu Schmieden, andere für Schiffszimmerleute, andere wieder für Seiler eingerichtet. Ueberall herrschte eine rege Thätigkeit. Schon der Name des Dorfes — Mendjere bedeutet die Werste — zeigt an, daß es nur durch die hier in dem jetzt gelichteten, früher aber fast undurchdringlichen Urwalde vereinigten Arbeiter entstand.

Wir verließen Mendjere in der Frühe des andern Tages. Ein ziemlich heftiger Südwind trieb unser Schifflein so rasch den Strom hinab, daß wir schon am 28. Juni das Minarett der Hauptstadt Ost-Sudahn's aus dem Meere der Fata Morgana auftauchen sahen. Der Bahhr el abiadt war bedeckt mit Vögeln aller Art, welche mächtig zur Jagd einluden. Aber mächtiger noch war die Sehnsucht nach dem jetzt in jeder Beziehung wohlthätigen Charthum. Schon der Gedanke, wieder einmal unter Europäern sein zu können, nachdem wir so lange des Umgangs civilisirter Menschen entbehrt hatten, war uns erfreulich genug.

Ein schwerer Gewittersturm war im Anzuge, als wir das Rahs el Charthum umfuhren. Der Baron suchte dem Regen zu entgehen und verließ schon von hier aus das Schiff; ich stieg erst eine halbe Stunde später, nachdem die Matrosen die Dahabie an

der nordöstlichen Häuserreihe der Stadt besetzt hatten, an's Land und trat mit Beginn des herabstürzenden, wolkenbruchartigen Regens in den Divahn unsers Freundes Penney. —

Mit steigendem Interesse vernahmen wir den aus einem Paet französischer Zeitungen vor wenig Stunden hier bekannt gewordenen Zustand der Dinge in Europa.

Zweiter Aufenthalt in Charthum; Rückkehr nach Ggypten und Reise im Delta.

Unsere kleine Menagerie, welche wir unter der Aufsicht eines Arabers, FadtI, in Charthum zurückgelassen hatten, trafen wir bei unserer Ankunft im besten Wohlsein an. Wir bezogen mit ihr ein geräumiges Haus, in dessen großem Hofraum die Strauße Platz genug hatten, alle ihre Unarten zeigen zu können. Die gewandten und dabei gut bewehrten Marabus hatten von ihnen weniger zu leiden, als die friedlichen Gazellen und der streitsüchtige Perro, unser kluger Pavian, welcher der ganzen Thiergesellschaft die Fehde erklärt zu haben schien.

Wir benutzten die kurze Zeit unseres Aufenthalts noch zu fleißigen Jagden und erbeuteten während der nun begonnenen Regenzeit werthvolle Gegenstände für unsere Sammlungen.

Am 5. Juli besichtigten wir eine Vögelsammlung, welche der Ganner Nikola am blauen und weißen Flusse durch einen seiner Diener hatte anlegen lassen und sahen in ihr die ersten Exemplare eines bisher unbekanntes Vögelgeschlechts, welche späterhin in England den Namen *Balaeniceps Rex* erhalten haben. Die Sammlung bestand aus zwölfhundert Exemplaren, für welche Nikola dreitausend und fünfhundert Speciesthaler forderte. Später wäre er mit achthundert Thalern zufrieden gewesen. Ich rieth dem Baron, die Sammlung anzukaufen, was dieser leider nicht that und nachher sehr bedauerte.

Am 11. Juli. Seit einigen Tagen wurde die Verheirathung des Scnbjet Tomus-Arha auf das Glänzendste gefeiert. Seine Braut — wenn ich diesen Ausdruck von Mahammedanern gebrauchen darf, — war die Schwester des uns bekannten Mufsa-

Bei, damaligen Mobihrs der Provinz Dongola, und sollte Tomus-Arha's dritte Frau werden. Es war für acht Tage eine großartige Fankasie, welche durch das festliche Beilager beschlossen werden sollte, zugesagt worden. Raketen und von den Arnauten mit scharfen Patronen abgefeuerte Freundschüsse durchzischten jeden Abend die Luft; in der Stadt herrschte, wie während des Ramadahn, allgemeine Laternenfreiheit; vor dem Hause verbreiteten große „Maschallahi“ oder Flammenbecher*) eine ungewöhnliche Helle; in dem Hofraume ertönten zuweilen Passagen aus einer europäischen Oper, welche von der Musikbande des Linienregiments vorgetragen wurden.

Wir Europäer waren für heute von dem Hochzeiter feierlichst zum Abendessen eingeladen worden und brachen, unseren liebenswürdigen Freund Penney an der Spitze, in den verschiedenartigsten Kostümen gegen vier Uhr Nachmittags nach dem Lehmpalaste Mufsa-Beis auf. Als Anhängel hatte sich uns ein Grieche, Constantini, welcher damals in Charthum als Blatterimpfarzt eine höchst unbedeutende Rolle spielte, angeschlossen.

Der vordere Hof des Hochzeitshauses zeigte ein buntes Bild der verschiedenen Bewohner der Hauptstadt. Auf der Vorhalle des Diwahn hatte sich die Musikbande der Armee aufgestellt und empfing uns mit einem kaum anzuhörenden Vortrage der Marsellaise. An langen grauen Teppichen, welche man der Länge des Hofes nach auf den Boden gelegt hatte, schmauste das arme Gesindel Charthum's; im Hintergrunde ertönten die sieben, sich ewig in eigenem Takte wiederholenden Schläge der Tarabuka und begleiteten die sinnlichen, unästhetischen, allzu üppigen Tänze öffentlicher Mädchen, an denen sich auch viele Sklavinnen des Gastgebers eifrigst beteiligten. Ihnen fehlte es nicht an Zuschauern. Bedächtig schmauchten ernste Türken ihre Tschibukhaft, um ihnen zuzuschauen; das junge Volk umstand in Haufen die Gruppe der übermäßig gefetteten Tänzerinnen und manches beifallspendende

*) Eiserner, auf hohe Stangen gestellte Körbe, in denen man leicht brennendes Holz anzündet.

„Maschallah“*) ermunterte sie zu neuen Verrenkungen des Oberkörpers, neuem Zittern aller Glieder, neuem, staubverbreitendem Stampfen mit den Füßen, — kurz, zu möglichst vollkommener Ausführung der früher genugsam geschilberten Tänze. Der schwachtenden, zärtlichen, liebebegehrenden und liebegewährenden Blicke der schönen Tänzerinnen und ihrer braunen „Ahabahb“**) will ich hier gar nicht weiter gedenken; sie wurden den Schönen ebenso reichlich zurückgegeben, als sie von ihnen reichlich ausgespendet worden waren.

Man führte uns in einen zweiten Hof. Wir traten durch eine Vorhalle in den Diwahn ein. Unsere Wirth und einige Gäste rauchten dort ihre Pfeifen. Es war ein wohnliches, gemüthliches Zimmer, in welchem wir uns befanden. Künstliches Gitterwerk überwob die für Charthum so seltenen Glasfenster, unter denen sich weiche Ottomanen an den Wänden hingen. In der Mitte des Zimmers schleuderte ein Springbrunnen schwache Strahlen gegen die Decke empor und füllte damit ein weites Becken, welches im Zimmer angenehme Kühle verbreitete. Contariny's Falkenaugen überflogen beim Eintritte sogleich den ganzen Diwahn. „Voilà, Messieurs, une batterie bien périlleuse pour nous,“ sagte er und deutete auf eine zahlreiche Reihe von Weinflaschen, welche man, um sie abzufühlen, in's Wasser gestellt hatte.

Nachdem wir Kaffe und Pfeifen bekommen und uns eine Zeit lang, mehr als nöthig, gelangweilt hatten, erschien eine wenigstens vier Fuß im Durchmesser haltende Sinn'ic oder die den Tisch der Türken substituierende runde Metallplatte mit einem vollständigen Branntweingeschirr und unzähligen Schüsseln. In den letzteren befanden sich Näschereien, um den Appetit zu reizen. Dann traten arabische Musikker herein, setzten sich und begannen, nach einem quälenden Präludium ihre arabischen Weisen abzuleiern. Die entsefliche Einförmigkeit derselben behagte uns so wenig, daß sich

*) Maschallah wird gebraucht, um auszudrücken, daß Etwas gefalle oder in Erstaunen setze.

**) Plural von „Ahabahb“, Geliebter.

Jeder auf eigene Art zu amüsiren suchte. Contariny war nebst einigen andern Europäern mit einem sehr ernstern Studium des Brauntweins beschäftigt; der Bischof belog Muhsa-Bei; Don Ignatio rühmte die Vorzüge des jetzt abgeschiedenen Jesuiten Nyllo einem im Auftrage der petersburger Akademie auf naturwissenschaftlichen Reisen begriffenen Polen, Zenkowsky, gegenüber; Don Angelo dachte über irgend etwas Dummes nach, Constantini aß von den eigentlich nur zur Schau hingestellten Mäschereien so viel, daß es den Anschein hatte, als wolle er sich damit sättigen; der Baron freute sich über die schönen, sonnengebräunten, trozigen Gesichter der Arnauten und ihre reich mit Gold gestickten Jacken mit den malerisch herabhängenden Ärmeln und ich erlaubte mir, im Stillen über Alle und Alles Glossen zu machen.

Der arabische Gesang mit den herrlichen, poesiereichen Liedern und den einförmigen, tonarmen Weisen hatte zuletzt selbst die Türken ermüdet. Tomus-Urha rief zur Abwechslung einige Albanesen, welche uns ihre Heimathslieder vorsingen sollten, zu uns herein. Die Melodien ihrer Lieder waren schön, das Gefühl, mit denen die Leute sangen, ergriff uns. Gewiß, sie dachten in ihrem, uns unverständlichen Gesange an die schneebedeckten Gebirge ihres Vaterlandes unter dem italienischen Himmel, an das stille Gehöft, in welchem sie ihre Kindheit verlebte hatten, sie dachten vielleicht an ein holdes Mädchen, das ihnen noch jetzt zuweilen als liebliches Traumbild erscheinen mochte, sie dachten an Vater und Mutter, an alle die fernem Lieben, denn weicher und sanfter wurden ihre Akkorde. Und dann gedachten sie wohl des feindlichen Geschicks, welches sie zwang, von ihren grünen Thälern, von den mit Reben bepflanzen Bergen zu scheiden, sie dachten zurück an die Tage der Freiheit, in denen der Mann als Krieger dem Feinde gegenüber trat, um sein Recht im blutigen Spiele der Waffen zu erproben, denn kräftiger und freier, lebendiger wurde ihr Lied. Oder mochte an ihrem Geiste all' das Schwere, das Bittere, welches sie hier in der Fremde erfahren, vorübergehen? Sahen sie sich vielleicht im Kampf mit dem nächtlich heranschleichenden Neger oder dem gereizten, listigen Nomaden? Wild flammte das spre-

chende Auge der schönen Männer, wilder rauschte ihre Musik, wilder wurde ihr Sang.

So klein, so unscheinbar ihre Zithern waren, so meisterhaft verstanden sie dieselben zu schlagen. War es doch kaum denkbar, daß sie mit dem einfachen, zugespitzten Leder, mit welchem sie die Saiten berührten, ihnen andere als mistönige Laute entlocken würden, und dennoch entzauberten sie ihnen reiche, volltönende Weisen. In der Musik lag die Weiche der slavischen Volksmelodien, in den Worten die volle Kraft der wohlklingenden türkischen Sprache. Der Chor und die Solosänger trugen ihre Stücke mit gleicher Meisterschaft vor. Die Sänger ernteten reichlichen Beifall, wenn sie vielleicht auch zu lebhaft gestikulirten.

Unser Wirth schien unerschöpflich in seiner Sorge für unsere Unterhaltung zu sein. Die Albanesen hatten ihren Gesang beendet, jetzt begann ein neues Schauspiel. Außen vor der „Mastaba“ oder Vorhalle eröffnete sich eine wilde Scene. Es war, als ob der Herensabbath angebrochen wäre. Wir eilten hinaus, um uns das Niegesehene anzuschauen. Um drei der erwähnten Flammenbecher, von denen ein grelles Licht ausströmte, drehte sich in den tollsten Reigen eine wilde Schaar. Die männlichen Sklaven des Hausherrn führten mit raubthierähnlichen Sprüngen und gräßlichem Geschrei ihre Nationaltänze auf. Das waren keine Menschen, welche da tanzten, es waren Dämonen der dunklen Nacht; sie tanzten nicht, sondern sprangen, hüpfen und kollerten ohne Takt und Regel wie wüthende Kobolde, wie eine Gesellschaft verrückter Teufel im Hofe herum. Ihr Gebrüll glich dem Gebrüll der Thiere, wir wußten nicht, was wir sagen sollten. In den Händen schwangen sie den tobbringenden Trumbasch, an den Armen und Beinen klirrten eiserne Ringe. Und durch das Geheul, Gebrüll, Geräusch und Fußstampfen der Kämpfenden oder Tanzenden tönten die durchschallenden Schläge der Kriegstrommel hindurch. Es war ein nicht zu beschreibendes Getümmel.

Seit unserer Ankunft waren mehrere Stunden vergangen und wir recht hungrig geworden. Da brachte man das Essen. Zuerst erschien ein Diener mit vielen Servietten auf dem linken Arme und

breitete jedem der Anwesenden eins dieser Tücher über den Schooß; ihm folgten zwei andere mit dem türkischen Waschzeug Tischt und Berihth. Ersteres ist einem Waschbecken nicht unähnlich, aber von einem durchbrochenen Deckel, welcher in der Mitte erhöht ist und ein Seifennäpfschen enthält, überdeckt, damit das durch das Waschen unrein gewordene Wasser immer abfließen kann; das letztere ist eine Deckelkanne mit dünnem Hals und einer langen, gebogenen, sehr engen Ausflußröhre. Kanne und Becken sind gewöhnlich aus Metall gefertigt. Der Bediente nimmt das Tischt in die linke, das Berihth in die rechte Hand, läßt sich vor dem Gaste auf ein Knie nieder, hält ihm das Tischt über seinen Schooß und gießt ihm mit dem Berihth Wasser über die dargebotenen Hände. Nachdem sich der Gast Hände und Mund gewaschen hat, trocknet er sich an der Serviette; der Bediente geht zum zweiten und dritten und so fort, bis sich alle gereinigt haben.

Dann breitet der Sofredji oder Tischdecker eine Matte oder einen Teppich auf den Boden, stellt darauf einen kleinen, nur anderthalb Fuß hohen Tisch und bedeckt diesen mit einem großen Tischtuche. Auf dieses setzen zwei andere Diener die blanke Sinnie. Der Hausherr erhebt sich von seinem Plaze und bittet die Gäste mit dem Worte „Bujerum“ — Wem's beliebt — oder „Tefatelan“ — Wenn es Euch gefällig ist — sich um die Sinnie herumzulagern. Am Rande der Metallplatte liegen kleine, frischgebackene Waizenbrode oder Kuchen und reichgeschnitzte Horn- oder Holzlöffel*) zu beliebigem Gebrauch der Gäste. Die Speisen werden nun rasch nach einander aufgetragen. Zuerst erscheint eine kleine Schüssel mit trefflich zubereiteter Suppe, von welcher die Gäste nach abermaliger Aufforderung des Gastgebers und den an der Stelle des Tischgebetes gesprochenen Worten: „Be issm lillahi el rähmähni el rährihm“**), einige Löffel genießen. Der Vornehmste

*) Diese Löffel sind oft sehr luxuriös gearbeitet. Man hat deren, welche aus dem schönen Horn des Rhinoceros gedreht sind und mit Korallen oder Bernsteinstücken verzierte, elfenbeinerne Stiele besitzen.

**) Im Namen des Allbarmerzigen.

der Tischgesellschaft taucht seinen Löffel zuerst in die Suppe, ihm folgen die Uebrigen nach ihrem Range nach. Auf einen Wink des Hausherrn verschwindet die Suppenschüssel, im selben Nu steht aber auch schon ein zweites Gericht, bei großen Gastmälern die köstliche „Schöürmä,“ an ihrer Stelle. Die Schourma ist ein am Spieße gebratenes, mit Reis, süßen Mandeln, Rosinen, Kastanien, Haselnüssen und dergleichen gefülltes Schaf, welches ganz aufgetragen wird. Der Sofredji tritt herzu, streift beide Ärmel seiner Jacke zurück und zerreißt das Schaf mit den Händen in mehrere Stücke. Man greift mit den drei ersten Fingern der rechten Hand zu und sucht sich die besten und saftigsten Rückenstücke vom Braten abzuschälen; Messer und Gabel fehlen ganz. Eine solche Mahlzeit sieht keineswegs einladend aus, wird aber appetitlicher, als man glaubt, indem man weiß, daß sich jeder Mitessende die Hände wusch und seine Speisen immer nur von einer Stelle der Schüssel nimmt. Heute bediente der Hochzeiter seine Gäste selbst und zerriß uns die Schourma eigenhändig. Der in der Bauch- und Brusthöhle des Schafes versteckte Reis wird mit den Fingern oder mit Löffeln herausgeholt. Will aber der Hausherr Jemanden besonders ehren, dann dreht er zwischen seinen Händen kleine Kugeln von dem Reis und steckt sie dem Bevorzugten in den Mund. Auch mir widerfuhr diese Ehre. Da half kein Sträuben, ich mußte sie verschlucken, aller europäische Anstand mußte als Vorurtheil angesehen werden. Aber ich rächte mich. Eine der Kugeln hatte ich hinabgewürgt und gedachte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich drehte unserem gütigen Wirth ein so großen Ballen, daß er ihn kaum in den Mund bringen konnte. „Chalihl Effeni,“ sagte er, „Du bist in der Kunst, anständig türkisch zu essen, noch sehr unkundig.“ Der Arglose ahnte meine Tücke nicht. —

Nach der Schourma folgen die Gerichte rasch auf einander. Die Fleischspeisen werden in kleinen Schüsseln aufgetragen und sind in mundgerechte Bissen zerhackt, die Mehlspeisen werden mit den Fingern zerstückelt. Süße und saure Speisen wechseln in bunter Reihe mit einander ab. Der Pilsau, jenes bekannte, bei keiner türkischen Mahlzeit fehlende Reisgericht, beschließt das Mahl. Man

kocht den Reis zum Pillaun nur halb weich und läßt ihn durch die nach dem Abguss des Kochwassers noch aufsteigenden Dämpfe vollends gahr werden. Dann übergießt man ihn mit Schmalz oder einem steifen Aprikosenmus, oder mengt kleine Bratenstückchen unter ihn. Jeder Europäer gewöhnt sich so an den Pillaun, daß er ihm wie den Türken, zuletzt unentbehrlich wird.

Unsere heutige Mahlzeit bestand aus ungefähr dreißig Gängen. Früher verlangte es der Luxus, daß bei Gastmählern türkischer Großen bis hundert Gerichte aufgetragen wurden.

Während des Mahles trinken die Türken im Allgemeinen nur Wasser. Ein Diener steht mit der Kihula hinter den Gästen und füllt Jedem, welcher es verlangt, eine breite Trinkschale mit Wasser an. Unser Wirth wurde aber, bezüglich des Genusses verbotener Getränke, keineswegs von zarten Bedenken gepeinigt, sondern trank anstatt des Wassers Burgunder. Schliesslich zechte er trotz Contariny und anderen Europäern, welche des Guten fast zu viel zu thun schienen.

Wenn die übersattten Gäste einige Löffel oder Fingerspizen voll Pillaun genossen haben, springt Einer nach dem Anderen mit den Worten: „El hämdü kılâhî *)“ von seinem Sitze auf, sagt zu seinen Tischgenossen „Anân“ — Wohl bekomm's! — eilt nach dem Divahn und wäscht sich, wie vor der Mahlzeit, Hände und Mund. Der Tisch verschwindet mit den Resten des Mahles so rasch, als er kam, die Diener bringen für jeden Gast eine mit dem köstlichen Djebeli **) gestopfte Pfeife und ziehen sich noch einmal auf kurze Zeit zurück, um den Kasse zu besorgen. Im Divahn beginnt die Unterhaltung von Neuem, bis einer der Gäste nach dem andern sich zum Weggehen beurlaubt.

Tomus-Arha hatte uns aber noch einen besonderen Spass zugebracht. Zwei Araber erschienen in den sonderbarsten Phantasieanzügen, um eine theatralische Vorstellung zu geben. Das Stück stellte eine Verhaftungsscene dar. Der eine Schauspieler trat in

*) Gott sei Dank.

**) Die beste Sorte des syrischen Tabaks, welche von dem Dorfe Djebeli ihren Namen führt.

der Rolle des Polizeidieners, der andere in der eines Spasmachers auf. Letzterer beleidigte mit seinen gottlosen Wizen den Richter oder Khadi und den Chaliefen oder Fürsten der Kirche auf eine unverantwortliche Weise. Die Polizei ließ auf ihn fahnden, das Volk — von dem man freilich nichts sah — stand ihm bei. Neue Wize und Scherze, meist Ausbrüche einer schmutzigen Phantasie, empörten den Polizeimann; es entstand zwischen Beiden eine Balgerei, der Spasmacher siegte und nahm, wie Kaspar auf unseren Marionettentheatern, den Schergen gefangen. Die im Divahn anwesenden Türken ergötzten sich weiblich an dem erbärmlichen Schauspiel, bis zuletzt Tomus=Arha selbst mit activ wurde und beide Komödianten in das tiefe Wasserbecken des Springbrunnens warf.

Zum Schluß erschienen noch Tänzerinnen, jugendlich schöne, wohlgestaltete und lichtfarbige Hassanie, im Divahn und führten ihre Tänze auf. Immer leidenschaftlicher, freier und unzüchtiger wurden ihre Bewegungen, immer schwachtender und verzehrender ihre Blicke. Da glaubten es die Geistlichen mit ihrer Würde nicht vereinigen zu können, noch länger hier zu bleiben; sie erhoben sich vom Divahn und gaben somit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche.

Am 13. Juli verließ ich Charthum und schlug mein Zelt in der Nähe des Dorfes Umdurmahn, am linken Ufer des weißen Flusses, auf. Ich hoffte, an dem jetzt sehr belebten Strome noch gute Beute zu machen. Der Aufenthalt in meinem Zelte war nicht angenehm. Heiße, die Nähe der Regenzeit kündende Südwinde belästigten mich bei Tage, Skorpionen und Taranteln bei Nacht. Durch das emsig in den Spalten des zerrissenen Erdreichs hinrieselnde Wasser wurden sie aus ihren Schlupfwinkeln emporgetrieben und liefen nun mit Einbruch der Nacht meinem Lagerfeuer zu. Dunkle Regenwolken ballten sich tagtäglich drohender zusammen und ließen mich einen jener tropischen Güsse, gegen welche ein Zelt so gut als keinen Schutz gewährt, befürchten. Obgleich ich wünschte, ein Gewitter jener Zone in seiner vollen Erhabenheit

kennen zu lernen, mußte ich jetzt, bei meinem fieberschwachen Körper, doch jede Erkältung vermeiden und sah allabendlich vor dem Schlafengehen ängstlich zu dem schwarzverhangenen Himmelbdome empor. Die Regen blieben glücklicher Weise während meines kurzen Aufenthaltes am Flusse aus. Am 22. Juli kehrte ich mit einer sehr befriedigenden Vögelsammlung nach Charthum zurück, mußte aber meiner Gesundheit während der wenigen, am Flusse verlebten Tage doch geschadet haben, denn schon am 24. Juli bekam ich heftiges Fieber, und dieses verließ mich, so lange ich noch in Charthum weilte, nicht mehr.

Von der Zeit dieses Jagdausfluges datirt sich meine späterhin vielfach bethätigte Feindschaft gegen die Krokodile. Jede von meiner Hand abgesendete Büchsenkugel, welche während meiner zweiten Reise im Sudahn die Panzerhaut eines dieser Ungethüme durchbohrt hat, war nur ein Werkzeug meiner Rache. Ich hatte einen Seeadler angeschossen, welcher noch bis zum Strome flatterte und dort auf das Wasser fiel. Der mir damals werthvoll erscheinende Vogel trieb mit den Wellen dicht am Ufer hin und näherte sich einer sich nach der Mitte wendenden Strömung. Er schien mir verloren. Da erschien ein Araber; ich bat ihn, mir den Vogel herauszufischen. „Nein, Herr,“ antwortete er mir, „hier gehe ich nicht in's Wasser, hier giebt es zu viele Krokodile. Erst vor Kurzem haben sie zwei Schafe beim Tränken erfaßt und in die Wellen hinabgezogen; einem Kamele bissen sie ein Bein ab, ein Pferd entrann ihnen mit genauer Noth.“ Ich versprach dem Manne ein gutes Trinkgeld, schalt ihn Feigling und forderte ihn auf, sich als Mann zu zeigen. „Und wenn Du mir „amuahl el tunje“ — die Schätze der Welt — geben wolltest, ich ginge nicht.“ Unwillig entkleidete ich mich selbst und sprang in den Strom. Noch spürte ich Grund unter meinen Füßen, jetzt schickte ich mich zum Schwimmen an. Laut auf schrie der Araber: „Herr, um der Gnade und Barmherzigkeit Gottes willen, kehre um, ein Krokodil!“ Ich ging erschrocken nach dem Ufer zurück. Von der andern Seite des Stromes her kam ein riesiges Krokodil, die Panzerstacheln zeigten sich über der Oberfläche des Wassers, es schwamm

schnurgerade auf meinen Vogel zu, tauchte dicht vor ihm in die Tiefe, öffnete den mit drohenden Zahnreihen besetzten Rachen — groß genug, um auch mich darin unterzubringen — und verschwand mit meiner, jetzt seiner Beute in den trüben Fluthen. Ich stand wie gelähmt am Ufer. Dann gelobte ich es mir, künftighin auf die Warnungen der Araber zu achten. Aber den Krokodilen schwur ich Rache zu; ich habe sie ausgeführt. Nie habe ich einen Schuß gespart, wenn ich ihn anbringen konnte, und manches alte, hundertjährige Krokodil mag noch heute eine ihm von mir in den Leib gejagte Kugel mit sich herumtragen. —

Am 31. Juli. Unter höchst eigener Anführung des Generalgouverneurs „der Königreiche“ Abd el Chahlid-Pascha manövirten heute die Negerbataillone Charthum's. Mich hinderte meine Fieberschwäche, der „Fanthasie“ beizuwohnen. Erst später hatte ich das Vergnügen oder Mißvergnügen, eine Uebung der Negersoldaten mit anzusehen. Es war ein nutzloses Plänkeln ohne Sinn und Verstand, europäische, nicht gut gelehrte, noch schlechter begriffene Taktik auf unrechtem Felde, die Bewegungen wurden höchst mangelhaft ausgeführt. Ich kam zu der Erkenntniß, daß das Feuegewehr in der Hand des Negers eine lächerliche Waffe und ein Manöver in Charthum eine großartige Lumperei ist.

Mit Sonnenuntergang donnerten die Kanonen, zahlreiche Raketen stiegen in die Luft, der Basar wurde erleuchtet. Man feierte den Anfang des Fastenmonats Ramadahn.

Die diesjährige Regenzeit trat hier außergewöhnlich spät ein. Erst am 4. August bekamen wir ein starkes Gewitter mit Regen. Wenige Tage später regnete es unter einem nicht zu beschreibenden Aufruhr in der Natur zum zweiten Male eine ganze Nacht hindurch. Dann folgten die Regen in den gewöhnlichen Zwischenräumen. Wir fühlten an unseren von Kordofahn her geschwächten Körpern bald die verderblichen Wirkungen dieser ungesunden Jahreszeit. Die Fieber Sudahn's peinigten uns unausgesetzt. Ich hatte das Glück, das perniciöse Fieber zu überstehen. Die Tage

schlichen uns langsam dahin. Egypten erschien uns jetzt als ein Paradies, welches zu erreichen wir voll Sehnsucht waren.

Am 28. August erhielten wir die Nachricht, daß Hahlid = Pascha, der damalige Generalgouverneur, zwei für Egypten bestimmte Barken zu unserer Verfügung gestellt habe. Es waren zwei jener Fahrzeuge, welche man in Egypten mit dem Namen „Nakhr“ bezeichnet. Sie waren aus dem festen Holze der Mimosen gezimmert, sehr dauerhaft, klein und das Eigenthum eines ägyptischen Großen. Ihre Ladung bestand aus Schiffsbauholz. Sie genügten unseren Zwecken. Wir beluden sie noch denselben Tag mit unserem Gepäc und den lebenden Thieren, überdachten sie mit einem Strohgezelt und bezogen sie mit Einbruch der Nacht.

Am folgenden Tage verließen wir in der Frühe des Morgens die Hauptstadt. Der Reis und alle Matrosen beteten die „Fathcha,“ das erste Kapitel des Khorahn, um mit diesen, vor jedem wichtigen Unternehmen gesprochenen Worten Glück für die Reise von Oben zu ersuchen. Mit gleichmäßigen Schlägen fielen die Ruder in's Wasser; wir glitten rasch an den Häuserreihen hinab und ließen uns dann von den Wellen treiben. Gegen Sonnenuntergang landeten wir in Woad = Kammla und blieben dort über Nacht. Eine unserer lebenden Hyänen benutzte die Ruhe, um sich aus ihrem Käfig herauszuarbeiten, konnte aber nicht entkommen, weil der starke Nachtwind das Land, an welchem wir lagen, in eine Insel verwandelt hatte. Man entdeckte am andern Morgen den Flüchtling; er wurde trotz seines furchtbaren Widerstandes überwältigt und zurückgebracht.

Nachmittags legten die Schiffsteute in der Nähe eines Markstreckens an, um Provisionen einzukaufen. Wir gingen auf die Jagd. Auf einer Insel ließen seltene und werthvolle Vögel herum, deren wir gern habhaft geworden wären. Da entdeckte der Baron einen ausgehöhlten Baumstamm. Er erklärte ihn für einen Kahn und machte Anstalt, ihn zu besteigen. Meine Abmahnungen fruchteten Nichts. Er ergriff eine Art von Ruder und trieb das gebrechliche Fahrzeug in die starken Wellen des breiten Stromarmes. Noch ehe er die Mitte desselben erreicht hatte, schlug das Kanot um, der Baron

versank in den Wellen, mit ihm sein Gewehr. Da er schwimmen konnte, erreichte er zwar das andere Ufer, war aber nicht im Stande, wieder auf das feste Land zu kommen und stand drüben rath- und thatlos. Ich rief einige Araber herbei und forderte sie auf, meinem Gefährten zu Hülfe zu eilen. Sie schwammen auch sogleich nach der Insel hinüber, schöpften den mit Wasser gefüllten Kahn aus, trugen den Baron hinein und ruderten ihn nach dem festen Lande zurück. Ein in Aussicht gestellter Bathschiesch ermunterte die rüstigen Schwimmer zu eifrigem Tauchen nach dem versunkenen Gewehr, und vermöge ihrer Ausdauer waren sie auch wirklich so glücklich, ihre lange vergeblichen Bemühungen zuletzt mit Erfolg gekrönt zu sehen. Das unfreiwillige Bad äußerte keine üble Nachwirkung auf den Baron.

Am 1. September erreichten wir Mittags Metämme und eine Stunde später Schendi. Der Baron besuchte den in letzterem Städtchen stationirten Chef eines Regiments albanesischer Truppen, Namens Abdin-Bei, wurde von diesem freundlich aufgenommen, aber auch bald um „Arakhi“ (Branntwein) gebeten, weil es in Schendi gar zu langweilig sei. Abdin-Bei versicherte, daß er nie Wein trinke, aber das köstliche Getränk Arakhi sei ja von dem Propheten — weil damals noch unbekannt — nicht verboten worden *), und er bedürfe es äußerst nothwendig zu seiner Erquickung. So bereitem Flehen konnten wir nicht widerstehen und schickten ihm das Gewünschte, wofür er uns mit einem fetten Schafe regalirte.

Wir verließen Schendi am folgenden Tage, passirten am 3. September die Mündung des Atbara oder Takasse (des letzten Zuflusses des Nil) und landeten Abends in Berber el Mucheiref, dessen Nähe uns drei, das Ende des Kamadtahn bezeichnende Kanonenschüsse schon vorher gekündet hatten. Wir empfingen sofort nach unserer Ankunft den Besuch der Honorationen der Stadt.

Fast vier Tage mußten wir in Berber verweilen, weil die

*) Hierin hatte Abdin-Bei Unrecht. Der Prophet verbietet den Genuß des „chumre“, d. h. des Gegohrenen. Ein frommer Mahammedaner trinkt nie Branntwein, ja man ist in Jemen sogar so gewissenhaft, den Genuß des „gegohrenen“ Essigs und Käses zu verschmähen.

Matrosen erst hier alle Zurüstungen des Schiffes für die Fahrt über die Katarakten beendeten. Unsere Reisegesellschaft vermehrte sich hier in Berber um eine Person. Ein gebienter türkischer, aus Gudin bei Smyrna gebürtiger Soldat, Ali, bat uns flehentlich, ihn mit nach Egypten zu nehmen. Der alte Krieger war bei einem der letzten Kämpfe mit den Abyssiniern durch das Ellenbogengelenk des rechten Armes geschossen und zum ferneren Dienst untüchtig geworden. Er hatte an seiner Wunde wegen Mangel an ärztlicher Hilfe unsäglich gelitten*), war, noch krank, des Dienstes entlassen und von dem nichtswürdigen Obersten, Mahammed-Arha-Wannli, ohne seinen rückständigen Sold in die Welt hinausgestoßen worden. Krank war er im Sudahn herumgeirrt, mehr und mehr war er heruntergekommen, jetzt befand er sich im tiefsten Glende. Demüthig bat er um ein Plätzchen auf dem Schiffe, welches er durch treue Dienste reichlich zu bezahlen versprach. Wir erbarmten uns des Armen, nahmen ihn auf und fanden bald, daß Ali ein sehr brauchbarer Diener und eine treue Seele sei. Er hat sich mir dann späterhin immer nützlich, zuletzt sogar unentbehrlich zu machen gewußt.

Wir verließen el-Mucheiref am 7. September. Am 10. September landeten wir bei dem Dorfe Atmuhr, weil der Baron hier ein Familienfest begehen wollte. Zur Verherrlichung der Feier erhielten auch die Bedienten und das Schiffsvolk schon heute einen Hammel und Meriesfa, und durchfangen die halbe Nacht beim Schlagen der Tarabuka und Tambuhra**) oder nubischen Zither.

Am anderen Morgen erschien Alles in Festkleidern. Nur fehlte

*) Um den Muth und die Selbstbeherrschung Ali's zu beweisen, genüge die Erzählung eines Freundes von ihm, welcher bei seiner Verwundung zugegen war. Nachdem Ali die Kugel erhalten hatte, ging er ruhig zurück, um sich verbinden zu lassen. Die Schmerzen wurden aber bald so heftig, daß Ali sie kaum ertragen konnte und, um seine Klage laut werden lassen zu müssen — zu singen begann.

**) Ein fünfsaitiges, einer Lyra nicht unähnliches Instrument, dessen Resonanz ein über einen halben Kürbis oder über eine Holzmulde gespanntes Ziegenfell ist. Die Stimmung der Saiten ist: Grundton, Terz, Seytime, None, der Ton des Instruments erträglich.

die Ruhe. Wir mußten die uns nöthigen Lebensmittel erst mit Gewalt herbeischaffen, wobei es ohne den gewöhnlichen Lärmen nicht abging. Nachmittags fuhren wir weiter und landeten mit Sonnenuntergang an einer großen Insel: Kohngalli.

Am 12. September. Die Ufer des Stromes sind Wüste; die Gegend ist sehr traurig. Abends erreichten wir Abu-Hammed, die Einbruchstation in die große nubische Wüste. Der Ort ist überaus elend; er ist das trübste Bild der Wüste. Aus dem gelben Sande erheben sich erbärmliche Strohgezelte, zwischen glühend schwarzen Felsen wenige, dürstige Hütten. Die Zelte sind so niedrig, daß man darin nur herumkriechen kann; einzelne Hütten bestehen aus senkrecht neben einander in die Erde gerammten Palmenstämmen, welche mit Nilschlamm verklebt sind, andere sind die uns bekannten Refubah. In allen wohnen die armen Hedjinin, welche die Briefpost zwischen Egypten und Charthum besorgen.

Von Abu Hammed an, flußabwärts, beginnt der sogenannte dritte Katarakt des Nil. Er charakterisirt, wie der zweite Katarakt, einen der ödesten Landstriche Nubiens und enthält viele Stromschnellen, welche die Eingeborenen unterschieden und benannt haben. Die Beschiffung dieser Strecke ist sehr gefährlich und zu jeder Zeit ein kühnes Wagstück. Wir passirten den dritten Katarakt rasch und glücklich. Bei Gelegenheit der Beschreibung meiner zweiten Kataraktenthalfahrt will ich die Gegend zu beschreiben versuchen, jetzt gebe ich nur Bruchstücke unserer Erlebnisse.

Am 15. September. Der Schellahl Sabieha lag vor uns. Abd el Rhahsi *) sagte es uns mit nicht verhehlter Besorgniß, welche in der That als nicht unbegründet erschien. Der Wogenzug erfaßte unser Schiff mit unwiderstehlicher Gewalt, trieb es mit reizender Schnelligkeit fort und schleuderte es einer Felsecke zu, an welcher wir zu scheitern fürchteten. Nur die Kraft der brandenden Wellen, welche unser Schifflein wie einen Spielball zurückschleuderten, rettete uns vor dem Untergange. Anstatt zu rudern, hatten die Matrosen gebetet.

*) „Slave des Erhalters,“ unser Reis.

Schon glaubten wir alle Gefahr überstanden zu haben, als uns das Angstgeschrei der am Bord befindlichen Weiber von Neuem unter dem Sonnenzelte hervorrief. Unser Schiff trieb, trotz aller Anstrengungen der Matrosen, einem ungefähr acht Fuß hohen Wassersturze zu. Die Kraft der Ruder verschwand gegen die Gewalt des Wassers. „Legt Euch auf den Boden und haltet Euch an den Planken fest!“ kommandirte der Reis. Es geschah. Einen Augenblick später sahen wir Nichts mehr. Das stunnbetäubende Donnern des Katarakts umtobte uns, die Wellen stürzten haufenweise über Bord, das Schiff krachte in allen seinen Fugen. Aber es erhob sich aus der Tiefe, stieg auf den Rücken einer zweiten Welle und glitt nun in schnellströmendem, aber felsensfreiem Fahrwasser dahin. Wir waren gerettet. Die Lecke wurden ausgebessert, das hereingebundene Wasser ausgeschöpft und betend sanken die Araber in die Kniee. Man übernachtete in Wadi Khaddah.

Am folgenden Tage erprobte das Schiff seine Festigkeit. Es wurde auf die Felsen geschleudert, zwei Ruder zersplitterten wie Glas, aber die Planken aus dem Holze der Mimosen hielten den furchtbaren Stoß aus. Mahammed el Scheiki, einer unserer Matrosen, schwamm in dem furchtbaren Strudel mit bewunderungswürdigem Muth und Geschick herum, um die Rudertrümmer aufzufangen.

Abends landeten wir bei dem Dörfchen Kässiegä. Der Djebel Bärkäl ist in Sicht. Das Thal der Schrecken liegt hinter uns.

Am 17. September. Bald nach Sonnenuntergang besichtigten wir die Pyramiden von Nähri. Sie sind klein — wohl keine einzige dürfte über achtzig Fuß Höhe haben — aus schlechten Sandsteinen aufgeführt und diese anstatt des Mörtels mit Rilschlamm verbunden. Wir zählten deren vierzehn.

Um Mittag landeten wir in dem kleinen Städtchen Märëü. Es besitzt eine verfallende Indigofabrik, schlechte Basars, eine ziemlich erhaltene Moschee, liegt aber zum größten Theile in Trümmern. Wir erhielten den langweiligen Besuch des Kalschef, des Khadi und eines Offiziers — der Honorationen der Stadt.

Nachdem uns diese Leute drei Stunden lang mit dummen Fragen gequält hatten, versicherten sie uns, daß sie die angenehme Unterhaltung zu ihrem Leidwesen nicht fortsetzen könnten — weil sie mit Geschäften überhäuft wären. Wir athmeten freier auf, als die Plagegeister ihr liebliches Versprechen verwirklichten.

Der Baron besuchte den Djebel Barkal, kehrte aber unbefriedigt von dort zurück. Die Ruinen der großartigen Tempelwerke einer längst vergangenen Zeit sind jetzt zum größten Theile nur noch Haufen von Schutt.

Zwischen dem Djebel Barkal und dem Dorfe el Tabbè, an dem Ende der großen östlich-westlichen Krümmung, liegt einer der fruchtbarsten Landstriche Nubiens. Dattelpalmenhaine wechseln mit höchst ergiebigen Durrahsfeldern. Der Nil ist von Felsen wieder frei, die Schifffahrt aber unbedeutend. Hier hauste das tapfere Volk der Scheiki, welches jetzt, nachdem es seine Söhne dem Vaterlande geopfert, aufgehört hat, ein Volk zu sein. Das zu einem elenden Flecken herabgesunkene Korti liegt uns gegenüber, am linken Ufer des Stromes, welcher damals die Leichen jener muthvollen, die Freiheit mit ihrem Tode besiegelnden Frauen begrub. —

Schon am 21. September landeten wir in Neu-Dongola. Wir hielten uns, weil wir gute Jagdbeute machten, dort bis zum 26. September auf. Am 2. Oktober kamen wir Morgens zu dem Schellahl von Dahle, zwei Stunden später zu dem von Akahsche. Das Schiffsvolk begrüßte den dort in seinem kuppelüberdachten Grabe ruhenden Heiligen und warf ihm Datteln in den Strom — ein Opfer für die bei der gefährlichen Fahrt geleistete Hülfe! Noch denselben Nachmittag passirten wir die Stromschnellen Tanguhr und Ambukohl. Mit Sonnenuntergang hatten wir eine Strecke zurückgelegt, zu deren Durchschiffung wir bei unserer Herausreise zwölf Tage gebraucht hatten.

Tags darauf überschifften wir den brausenden Schellahl Semmee und landeten Abends in Abke. Hier lagen wiederum viele mit Sennah beladene Barken der Regierung. Der Aufseher der kleinen Flotte, Osmahn-Effendi, ein uns bekannter und be-

freundeter Türke, versprach uns die kräftigste Hülfe zu der uns morgen bevorstehenden Passage des großen Katarakts von Wadi-Halfa, obgleich er uns abrieth, ein Wagniß zu bestehen, welches vor uns noch kein Europäer bestanden.

Der Katarakt von Wadi-Halfa ist in der That der gefährlichste aller Wasserstürze des Nil. Es vergeht kein Jahr, ohne daß hier mehrere Schiffe scheitern. Oft verlieren sogar die kühnen nubischen Schwimmer hier das Leben. Alle mahnten uns ab, „Gott zu versuchen,“ wir beharrten auf unserem Entschlusse, auch den Katarakt von Wadi-Halfa zu befahren.

Aber unsere naturhistorischen Schätze sollten auf jeden Fall gerettet werden. Der Türke Ali zog mit ihnen auf Kamelen nach Wadi-Halfa voraus. Unser Pavian Perro, welcher nicht schwimmen konnte, mußte mit Gewalt aus unserer Nähe gerissen werden, den nubischen Bedienten gaben wir Freiheit, den Land- oder den Wasserweg zu wählen; sie verließen uns ohne Ausnahme. Die Schiffer betrachteten unsere Beharrlichkeit als tollkühne Störrigkeit und empfahlen uns dem Schutze Gottes, seines hochheiligen Propheten, — Allah musellem wu sellem aaleihu! — und Muhsa's, des Schutzpatrones aller Schiffer. —

Wir lagen am Ufer, auf schwellenden Anakharithb. Die Nacht zog ihren Schleier über die Erde, in dem „Bauche der Felsen“ donnerte der Katarakt, in unserer Nähe dufteten die Mimosen. Erwartung des Kommenden ließ uns kein Auge schließen. Wir träumten wachend. Da trat Abd-Allah, „der Sklave Gottes,“ ein alter Schiffsführer, zu uns. Ein weißer Bart umfloss sein ernstes Antlitz, den braunen Körper umhüllte das Gewand des Landes, ein einfaches, weitärmeliges, blaues Kattunhemd. In seiner Erscheinung lag für uns heute alles das Ehrwürdige des alten Morgenländers, welches, Ehrfurcht gebietend, zum Herzen spricht. Sein Gewand schien uns der Talar eines Priesters, seine Worte die eines Propheten zu sein. Er war gekommen, uns nochmals zu warnen; er ahnte nicht, daß das, was er sagte, rednerisch, daß es ergreifend war.

„Söhne der Fremde,“ begann er, „seht, ich bin ein alter

Mann, die Sonne hat mein Haar siebenzig Jahre beschienen und gebleicht, des Alters Silber deckt es, mein Gebein ist mürbe geworden — Ihr könntet meine Kinder sein. Wohlan, so höret, Männer des Frankenlandes, höret auf das, was ich Euch sagen will. Ich spreche die Sprache des wohlmeinenden Warners. Laßt ab von Eurem Beginnen, denn Ihr geht einer großen Gefahr entgegen, unwissend, sorglos — ich aber kenne sie. Hättet Ihr, gleich mir, jene Felsen gesehen, welche, zusammentretend, den Wogen ihre Thür schließen, hättet Ihr es gehört, wie sie, Einlaß und Durchgang begehrend, donnernd, zürnend, mächtig an die ewig feststehenden klopfen, wie sie die Steine überfluthen und mit Gebrüll zur Tiefe stürzen, und wüßtet Ihr, daß nur die Gnade Gottes — subhaanu wu taale *) — unser gebrechliches Fahrzeug leiten und führen kann — Ihr würdet meinem Rathe folgen. Denkt an Eure Mütter; der Kummer würde sie erdrücken, wenn uns der Segen des Allbarmerzigen verliesse!“

Es wurde uns schwer, den Bitten des von uns als redlichen Mann gekannten Alten zu widerstehen. Wir antworteten ihm:

„„Rabbena hauen aaleina, Allah kerihm! **!““

„Nun, so geht mit Gott und seinem gepriesenen Propheten,“ erwiderte er, „ich will für Euch beten in der Stunde der Gefahr.“

„„Amen, o Reis, wir danken Dir, das Heil sei mit Dir!““

„Leilkum saide!“ Glückliche Nacht!

Wir legten uns zur Ruhe nieder und schliefen kummerlos die ganze Nacht. —

Am 5. October. Mit Sonnenuntergang wurde es lebendig auf dem kleinen Deck des Schiffeins. Erste, des Stromes kundige Reisihn, muntere, gliederkräftige Matrosen erschienen und boten uns ihre Hülfe an. Unser Schiffsführer wählte die besten und stärksten. Zuletzt kam auf Verlangen auch Bellahl, unser alter Reis, um den jungen Männern mit Rath zur Seite zu stehen. Alle Ruder hatten mehr als doppelte Mannschaft, am Steuer stan-

*) Ihm sei die Bewunderung, denn er ist der Erhabene.

**) Der Herr wird uns helfen; er ist gnädig!

den drei Barkenführer. Am Lande lockerte ein Matrose mit dem gewaltigen Holzhammer den Hastpfahl, um das die Barke am Ufer festhaltende Seil losmachen zu können. Er war fertig.

„Männer und Söhne Rubiens, betet die Faticha,“ befahl Bellahl. Und der Chor der Versammelten sprach mit lauter Stimme die Worte der „das Buch“ (den Khorahn) „eröffnenden“ Sure.

„Behüte uns, o Herr, vor dem von Dir gesteinigten Teufel!“

„Im Namen des Allbarmherzigen!“

„Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führst den rechten Weg, den Weg Derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche Du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden! Amen!“

Dann sagte Bellahl: „Eschhetu inu la il laha il Allah!“ und alles Volk antwortete: „Wu neschhetu inu Mahammed ras-suhl Allah *)! Die Ruder fielen mit gleichmäßigem Schläge in's Wasser.

Das war der Allen verständliche, kurze Gottesdienst vor dem Beginn einer gefährlichen Fahrt. Er war des Volkes, welches ihn hielt, würdig. Die Worte und Werke der Religion sind den Mahammedanern keine Formeln, sie sind ihnen tief gefühlte Wahrheit. Denn wir Alle beteten, daß Allah sie nicht den Weg der Irrenden führen möge, da beteten sie zugleich, daß Gott ihnen auch heute den rechten Weg zeigen wolle. Auch uns hatte das Gebet der Andersgläubigen tief ergriffen. Nicht Furcht vor der Gefahr bemächtigte sich unserer, wohl aber Ehrfurcht vor der Religiosität eines noch halb wilden Volkes, welches nie die Handhabe eines Werkzeuges ergreift, nie ein Werk beginnt, ohne dabei auszurufen: „Im Namen des Allbarmherzigen!“ so wie es ihm sein Prophet vor Jahrhunderten geboten. Die Religion regelt und leitet die Handlungen des Mahammedaners, sie regelt sein ganzes Leben.

*) Zu deutsch: „Bezeuget, daß es nur einen Gott giebt!“ „Und wir bezeugen, daß Mahammed sein Gesandter ist!“

Der aufgestaute Strom trieb unser Schiff langsam mit sich hinab. Wir ruderten unter fortwährenden Gebeten der Nubier einem sich vor uns ausbreitenden Felsenlabyrinth zu und gelangten nach kurzer Fahrt zur ersten Stromschnelle. Mit furchtbarer Gewalt flutheten die Wogen über die kaum vom Wasser bedeckten Felsenblöcke hinweg, in allen Fugen stöhnte und krachte das Schiffchen, kein Ruder that seinen Dienst; dem Steuer ungehorsam tobte die Barke durch den kochenden Gisch. Wir wurden von den über Bord stürzenden Wellen gebadet und fürchteten, das Schiff jeden Augenblick scheitern zu sehen. Das Ohr war betäubt von dem Donnern des Katarakts, kein Commandoruf durchtönte das Chaos der Töne. Die mehr und mehr zusammentretenden Felsen schienen jeden Ausweg verschließen zu wollen; ängstlich blickte das Auge nach einer Oeffnung zwischen den hohen, schwarzen, glänzenden Syenitmassen.

Durch ein enges Felsenthor wälzen sich ungeheure Wogen. Wir treiben mit einer gewissen Beklemmung darauf zu. Urpötzlich stürzen Alle zu Boden, das Schiff ist mit einem entsetzlichen Stöße auf die Felsen gefahren. Aber nur ein leichter Leck ist die Folge dieses allen Muth lähmenden Ereignisses. Auch sind überall Felsen in der Nähe, auf welche man sich wohl zur Noth retten kann. Warum also fürchten?

Ruhiger und gefaßter machen wir uns auf die Durchfahrt jenes Thores, in das wir in der nächsten Sekunde eintreten müssen, bereit. Wir stehen wenigstens zwölf Fuß über dem Niveau des andern Endes dieses Wassersturzes, aber nur einen Augenblick, denn schon erfaßt uns die Gewalt des Stromes. Uns zu beiden Seiten steigen schroffe Felsen fast senkrecht in die Höhe, sie sind von uns kaum acht Fuß entfernt, alle Ruder müssen eingezogen werden. Wie, wenn der Strom unser Schiff an diesen Steinmassen zerschellte, wer vermöchte an ihnen emporzuklimmen? Niemand! Wir wären rettungslos verloren. Aber nur Muth! Die verderblich scheinenden Wogen selbst erretten uns. Sie umfassen, umklammern das Schiff und fort mit sich nehmen sie es in rasender Eile. Wie ein Pfeil vom Bogen jagt es zwischen den Felsmauern hindurch.

Da, Allah! gerade vor uns am Ende des Falles erhebt ein mächtiger Felsblock sein trotziges Haupt über die ihn mit machtloser Wuth umtobende Fluth, welche, statt ihn zu zertrümmern, nur dazu beiträgt, ihn furchtbarer zu machen. Hoch auf an ihm spritzt der Gischt, ohnmächtig rieseln die Fluthen zurück, sie sind die Silberlocken dieses Riesenhauptes — und darauf zu stürzt unser Schiff! „Im Namen Gottes, rudert, rudert, ihr Männer, ihr tapferen, ihr gewaltigen, ihr kühnen Männer, rudert, rudert!“ stöhnt der Reis. Vor uns her schwebt, schwankt, taumelt unsere zweite Barke, sie biegt links ab — ein Jubelruf ihrer Matrosen — sie ist in Sicherheit! „Ihr nach, euren Brüdern nach, ihr Männer, ihr tüchtigen Männer!“ bittet, schmeichelt, befiehlt der Reis. Es ist unmöglich. Wir fallen, zwar ohne aufzustößen, ab, aber auf die andere Seite. Uns folgt eine der Regierung gehörige Dahabie. Sie ist zu lang, um schnell genug dem Steuer gehorchen zu können; jetzt biegt sich ihr Schnabel nach links, das Wasser ist zu gewaltig — ein furchterregender Krach — dort sitzt sie auf dem Felsen! Der Riese hat sein Opfer. Er trägt es stolz auf seinem Haupte, vergebens strebt das Häuflein der Matrosen, es ihm zu entreißen, er hält es fest. Der Reis ringt die Hände, er ruft, er fleht zu uns herüber um Hülfe, — wir verstehen von Allem, was er sagt, kein Wort; wir gehören dem Strome, ihm Hülfe zu bringen vermögen wir nicht. Doch wird er sein Schiff wohl noch losmachen können; es gehört ja der Regierung. Schon stürzt ein kühner, gewandter Schiffer in die schäumenden Wogen; von Felsen zu Felsen schwimmend, wird er das Land erreichen und den in Abke versammelten Matrosen Nachricht bringen. Diese werden die Dahabie gewiß flott machen, wenn auch mit unsäglichem Anstrengungen. Im Innern derselben scheint man beschäftigt, den Leck zu verstopfen.

Aber wo befinden wir uns? Warum spähen die Reisihn so ängstlich zwischen den Felsen umher? Es scheint auch uns, als ob es hier keinen Ausweg gäbe. Wir sind verirrt, wir befinden uns inmitten eines Labyrinth's! Eine entkräftigende Angst bemächtigt sich der Mannschaft. Keiner der Matrosen, keiner der Schiffsführer weiß, wo wir sind. Einige Matrosen werfen die letzte Hülle von

sich, sie wollen das Ufer schwimmend zu erreichen suchen; an Rettung des Schiffes denkt Niemand mehr, den Rudern fehlen die Arbeiter, dem Steuer die Leiter. Die Barke jagt noch immer zwischen den Felsen hindurch, aber nach allen Seiten strömt Wasser ab, unser Fahrwasser muß immer seichter werden. In dieser allgemeinen Noth übertönt die Stimme des siebenzigjährigen Bellahl, des „Abu el Reisim“, des Vaters der Schiffsführer, das Stimmengewirr des jammernden Schiffsvolkes, das Brausen des Katarakts: „An die Ruder, ihr Helden *)! Seid ihr denn toll, ihr Kinder der Heiden? Arbeitet, arbeitet, ihr Hunde, ihr Knaben, ihr Männer, ihr Tapferen, ihr Braven! Maschallah! Allah kerihm! ja Allah amabl“ **)! Er selbst handhabet das Steuer. Da fließt nach links ein starker Arm ab, in ihn lenkt Bellahl die Barke, verfolgt den Lauf des Stromzweiges mit sicherer Hand und erreicht freies Fahrwasser. Die Gefahr ist überstanden, unsere Gewehrsalven begrüßen das am Horizonte auftauchende Palmendorf Wadi-Halfa. Die Araber fallen auf ihr Angesicht und beten wie vor der Abfahrt die Fathcha: „Lob und Preis Dir dem Weltenherrscher!“

Eine halbe Stunde später landen wir in Wadi-Halfa. Wie belohnend ist uns das Gefühl, ein solches Wagniß glücklich überstanden zu haben! Und dennoch möchte auch ich den Katarakt von Wadi-Halfa, nachdem er mir einmal seine Schrecken enthüllt, zum zweiten Male nicht passiren. —

Es ist allmählig Abend geworden. Die Matrosen haben ein Schaf erhalten, sitzen und liegen am Ufer unter den Palmen herum und starren in das Feuer, an welchem es gebraten wird. Der liebliche Abend scheint auch sie zu ergreifen. Schon ertönt die Tambuhra, die Melodie wird lauter und lauter. Es ordnen sich Gruppen zum Tanze. Noch spät in die Nacht hinein erschallt ihr Jauchzen und Händeklatschen. Einer von ihnen hat Meriesfa aufgefunden.

*) Ein sehr beliebter arabischer, jungen Männern schmeichelhafter Ausdruck.

**) Bei ähnlichen Gelegenheiten folgen Schimpf und Schmeicheleien rasch auf einander. Die letzten arabischen Worte bedeuten: „Gott ist gnädig“ und „Bei Gott, macht!“

den, jetzt sind sie glücklich. Es treibt sie zu singen. Ein junger Nubier ist lange in Egypten gewesen und hat dort eins jener schönen Lieder erlernt. Das trägt er vor. Alle lauschten mit größter Aufmerksamkeit. Er beginnt:

O Nacht, o Nacht, zu viel hast Du mir angethan!
 O Nacht, den Schummer raubst Du mir, o Nacht!
 Wie oft durchwachten meine Augen Dich, o Nacht,
 Und länger, immer länger wirst Du mir, o Nacht!
 Doch die auch, die ich liebe, that mir Unrecht,
 Denn sie verließ mich, — nur die Sehnsucht ließ sie mir!
 Wie lange schon, daß ich sie nicht gesehen,
 Die sie mein Leben ist und mir mein Herz verwundet,
 Die meine Seele mit sich nahm.
 O, möchten sie mich Armen bald begraben,
 — Ach, länger nicht kann meinen Schmerz ich tragen —
 Doch nicht im dunklen Garten will ich ruhen,
 Auf hohen Berges Gipfel sollen sie mich betten,
 Dann werden noch im Tode meine Augen sie erschauen,
 Und sie wird sagen: Gott begnad'ge Dich,
 Der Du vor Liebe starbst; er nahm in's Paradies Dich auf,
 Der Du so wahrhaft liebtest!

Am 7. Oktober. Gestern Abend verließen wir Wadi-Halfa, heute landeten wir bei den Felsentempeln von Abu Simbil. Der Eindruck, welchen die hehren Denkmale heute auf mich machten, war größer, als der, welchen ich empfand, als ich zum ersten Male vor ihnen stand. Damals trug ich noch die idealen, lichtvollen Schöpfungen der alten Griechen in der Seele; jetzt kam ich aus dem Sudahn und jetzt erst verstand ich, das Großartige zu würdigen.

Schon am 10. Oktober landeten wir oberhalb des Dorfes Schellahl bei Assuan. Unser Reis hatte dieses Dorf, seinen Geburtsort, seit fünfunddreißig Jahren nicht gesehen. Fast aus allen Häusern kamen alte Weiber hervor, um Den zu bewillkommen, welcher als Jüngling sie, die damals kleine Mädchen waren, verlassen hatte. Wir mußten schon erlauben, daß er der nun beginnenden Fanthasie beizohnen durfte und blieben für heute hier liegen.

Am Morgen des folgenden Tages kam der Keis des ersten Katarakts zu uns, um uns von den ungeheuren Gefahren der bevorstehenden Passage des unbedeutenden Schellahl gründlich zu unterrichten. Guter Keis, wir waren keine Engländer und zur Abgabe eines splendiden Bakhschiesch keineswegs geneigt. Wir wußten, daß die Stromschnelle im Ganzen nur achtzig Fuß Gefälle — und dies auf dreiviertel Meilen Länge — hat und ganz gefahrlos ist. Das Bedrückungssystem des Schustes war uns ebenfalls wohlbekannt und, da wir oft genug reisenden Engländern begegnet waren, auch erklärlich. Für uns war aber kein Grund vorhanden, uns seinen Absichten und Forderungen zu unterwerfen. Deshalb erwiderten wir dem sich Brüstenden nur die wenigen Worte: „Schurke, willst Du uns fahren oder nicht?“

„Nein, Herr! Ich kann und darf es nicht, ich muß erst einen Erlaubnißschein vom Gouverneur zu Assuan haben, ehe ich Eure Barke besteigen darf.“

„Glender, Du lügst, sofort begieb Dich auf das Schiff oder, beim Barte des Propheten, Du erhältst fünfhundert Streiche auf Deine Fußsohlen! Fürchte den Firmahn unseres großmächtigen Sultahns!“

Das mit großen Lettern gedruckte Doctordiplom des Baron Müller, welches wir ihm bei diesen Worten vorzeigten, schien wirklich alle Eigenschaften eines Firmahn zu besitzen. Er änderte sogleich seine Sprache, wurde demüthig und sagte:

„Herr, ich weiß, daß ich in Assuan einer schweren Strafe entgegengehe, aber wer vermag Euch zu widerstehen? Euch zu Gefallen werde ich ohne Geleitschein fahren; ich werde thun, was Ihr verlangt und Eure Wünsche auf mein Haupt und vor meine Augen nehmen; ich bin Euer demüthiger Diener.“

Zehn Minuten später fuhren wir ab; nach einer stündigen Fahrt landeten wir in Assuan. Der Keis empfing keine Strafe, aber auch keine Löhnung, sondern nur einen seinen Diensten entsprechenden Bakhschiesch, weil unsere Barke als Eigenthum der Regierung angesehen wurde.

So befanden wir uns in dem sehnlich herbeigewünschten Pa-

rabiese Egypten. Alle Stromschnellen lagen hinter uns. Die Araber zählen ihrer einunddreißig, aber nur wenige sind bedeutend. Ich will alle namentlich auführen und die wirklich gefährlichen mit einem * bezeichnen. Sie heißen:

Abd=Allah	Ortsname.
Armahn	" "
Djimehs	" "
Kojahn	" "
Um el Hadjar	Steinmutter.
* Hamahr — während des Sommers —	Esel.
* Bakhehr	Ortsname.
Abu=Hammed	" "
* Rakabe el Djemmel	Kamelhals.
Rachmahne	die Begnadigte.
* Sabiecha	die Schwimmerin?
* Mahhahne	die Erschütternde.
* Raab el Abid	das Haus des Skla- ven.
El Thien	die Schlammige.
Handak	Ortsname.
Schabaa	Reich, d. h. an Fahr- wasser.
Katbahr	Ortsname.
Attahb	" "
* Dahle	" "
* Akahsche	" "
Allah=Mühle	Gottesweibe.
Tanguhr	Ortsname.
Tibsche	" "
Ambukohl	ein grasreicher Ort — hier aber wahr- lich nicht!
Semne	Ortsname.
Rabidjena	Ortsname in berberi- scher Mundart.

Gaskohl	} Wadi = Galsa.	desgleichen.
Mordjahne		die Koralle.
Abu = Sibr		nach einem in der Nähe
		stehenden Schechs-
		grabe des Vaters
		Sibr.
Sambohl		
Assuan.		

Nachdem unsere Barke von den Zollbeamten besucht und besichtigt worden war, verließen wir am 12. Oktober Assuan und setzten unsere Reise mit möglichster Schnelligkeit fort. Wir kamen bei ungünstigem Nordwind Abends zu dem Tempel K o h m = D m = b o s, Tags darauf nach G d f u und landeten am 15. Oktober in G s n e h. Hinter der Stadt waren alle Felder in einen See verwandelt worden, auf dem sich Tausende von Wasservögeln unter den Heerden der Wasserbüffel, welche dort weideten, herumtrieben. Meine Jagd war ergiebig.

In der Nacht fuhren wir weiter, erreichten mit Sonnenaufgang L u k s o r und kamen am 17. Oktober in K h e n n e h an. Der Admiral der Nilflottille, C h e r e d i h n = B e i, bewirthete uns mit einem Gastmahl, ein Italiener, F i o r a n i, mit Branntwein. Im Hause des Letzteren trafen wir einen jener unter österreichischer Protection in M a j a h d e lebenden katholischen Geistlichen, welcher uns bat, ihn bis Siut mitzunehmen. Der Padre Franzesco war ziemlich unverschämt, aber dabei gutmüthig und geistig etwas beschränkt. Er konnte uns den Mangel, in welchem er lebte, nicht groß genug schildern und überzeugte uns durch Vorrechnung seiner Einkünfte auch wirklich davon, daß die katholischen Geistlichen in Oberegypten in einer beispiellosen Armuth leben.

Ich hatte mir in K h e n n e h eine O p h t h a l m i e zugezogen und war herzlich froh, den staubigen Ort bald verlassen zu können. Unser Padre begleitete uns. Wir hatten uns vorgenommen, alle Europäer Egyptens zu besuchen, soweit uns deren Wohnungen bekannt

werden würden. Einer guten Aufnahme waren wir im Voraus gewiß. Deshalb landeten wir am 19. Oktober bei Farschiut, einer Zuckerfabrik Ibrahim-Pascha's, um den dort stationirten französischen Ingenieur Kollet zu besuchen, besichtigten die Fabrik unter seiner Leitung und setzten Abends unsere Reise fort. Der folgende Tag brachte uns nach Djirdjeh und Achmihm, am 22. Oktober gelangten wir nach Siut. Hier entledigten wir uns des guten Padre Franzesko, besuchten einige Europäer und fuhren Abends weiter.

Fröhliche Hornmusik erklang. Wir erwachten vom Schlafe, rieben uns die Augen und starrten erstaunt in's Blaue. Ein ägyptisches Reiterregiment sprengte an unserem Schiffe vorüber. Vor uns lag das Städtchen Monsalut. Mitten in der Nacht hatte man das Schiff unterhalb des Fleckens am Ufer befestigt.

Auf den uns gegenüberliegenden Bergeshöhen, hinter dem Dorfe Ma-abde sollten die berühmten Krokodilhöhlen liegen. Wir hatten davon Viel gehört und in einer Flugschrift davon gelesen. Und deshalb wollten wir das Merkwürdige selbst untersuchen. Einer unserer Diener wurde nach dem Städtchen entsandt, um Lebensmittel einzukaufen und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Mittlerweile rüsteten wir uns zur bevorstehenden Höhlenfahrt aus. Mehrere Matrosen wurden zu Begleitern auserkoren; einer von ihnen bekam eine Laterne, Lichter und Zündhölzchen, ein zweiter Brod, Wein, Eier und das unentbehrliche Kaffeegeschirr, ein dritter trug das Jagdzeug, ein vierter die mit Wasser gefüllten Simsemien.

So durchwanderten wir lustig das freundliche Städtchen, nahmen eine kleine Barke und fuhren über auf's andere Ufer. Zwei Araber empfingen uns und gaben sich uns als Führer nach der Höhle zu erkennen. Wir nahmen ihre in Aussicht gestellten Dienstleistungen an und versprachen ihnen für den Fall, daß die Expedition zu unserer Zufriedenheit ablaufen sollte, reichlichen Bakschisch, für den entgegengesetzten aber eben so reichliche Prügel.

Der Strom hatte uns weit mit sich hinab getrieben; wir muß-

ten eine halbe Meile zurückkehren, ehe wir uns die hohen und steilen Kalkgebirge zu besteigen anschicken konnten. In schwindelnder Höhe über uns lag das Haus eines verrückten Heiligen. Es war kühn wie ein Adlerhorst an den Felsen geklebt und eigentlich nur der Vorbau einer geräumigen Höhle des Gebirges, welche von den Mahammedanern Kloster genannt und hoch geachtet wird. Wir stiegen langsam an den steilen Felswänden empor. Mancher Schweißtropfen fiel zur Erde, ehe wir die erste Höhe erreicht hatten. Die Wüste breitete sich vor uns aus. Hier und da unterbrachen niedere Hügelreihen die endlose Ebene. Der Führer machte uns auf einen dieser Hügel aufmerksam, dort sollte der Eingang zur Höhle sein.

Wir durchheilten die wie von Diamanten besäete Ebene. Ueberall lagen die reinsten Quarzkristalle zu Tage, oft vereinigten sie sich in Drusen, die sechseckigen, zugespitzten Prismen flimmerten und blitzten in der Sonne — es war eine Pracht! Nach einer Stunde gelangten wir zum Eingange der Höhle. Es war ein kleiner, größtentheils von einem mächtigen Felsblock überdachter Schacht von zehn bis zwölf Fuß Tiefe. Ringsherum dorren Mumienknochen, getrocknete Muskeln &c. in der Sonne; Dattelbast, Dattelläste, Leinwand lag in Haufen umher. Die Führer entkleideten sich und stiegen behutsam in den Schacht hinab. Wir folgten ihnen und zündeten unsere Lichter an. Ein scharfer, widerlicher Geruch kam uns aus dem Innern der Höhle entgegen.

Einer unserer Führer legte sich jetzt auf den Boden und begann in ein enges, staubiges Loch hineinzukriechen. Wir folgten seinem Beispiele, erstickten aber fast vor Staub und Hitze. Der Gang war sehr eng, wir stießen uns oft an den Ecken des Gesteins. Aber der Staub verminderte sich allgemach, unser Gang wurde weiter, geräumiger und höher. Tausende und Tausende von Fledermäusen bewohnten diese Räume, Fliegen gleich hingen sie mit den Hinterfüßen an der Decke, eine dicht an der andern. Von uns aufgestört, umflogen sie uns in Schaaren und verursachten dabei ein Geräusch, welches, sich mehr und mehr verstärkend, wie leiser Donner in der weiten Höhle widerhallte. Mehrere Male löschten sie uns die Lichter aus. Wir erbeuteten manche von ihnen, muß-

ten aber die meisten wieder frei lassen, weil sie gar wehrhaft um sich bissen.

Die Wände und der Fußboden aller Gänge waren mit einer schmierigen Substanz überzogen. Bei näherer Beleuchtung erkannten wir die Masse als den reichlich mit dem Erdspeck der Mumien geschwängerten Koth der Fledermäuse. Das Gestein hatte durch ihn eine schwarze Farbe angenommen und diese frühere Besucher zu dem völlig unbegründeten Glauben verleitet, daß hier ein großer Erbbrand gewüthet haben müsse. Wäre dies der Fall gewesen, so würden gewiß auch alle Mumien zu Pulver verbrannt sein.

Unser Gang mündete in ein weites Gemach, welches wir mit unserer dürftigen Beleuchtung nicht zu erhellen vermochten. Größere und kleinere Gänge liefen nach allen Seiten hin von ihm aus. Wir betraten einen von ihnen und begannen unseren Kriechmarsch von Neuem. Der Gang war sehr eng, wir blieben mehrere Male fest stecken und wurden nur mit Mühe wieder frei. Später wurde er weiter, in demselben Grade aber auch beschwerlicher und unebener. Wir kletterten über durch und über einander geworfene Steinmassen hinweg; rechts und links zeigte sich zersplittertes und verworrenes Gestein, in welches zu stürzen gefährlich werden konnte. Zuletzt schlüpfen wir durch ein enges Loch und kamen in einen neuen Gang. Er war eben so fessig und uneben, als der frühere. Hier fanden wir schon sehr viel Dattelbast und Leinwandsezen; der darin herrschende Geruch war nicht zum Aushalten. Einer unserer Führer erzählte, daß hier einmal zwei Engländer angekommen wären; die mephitischen Dünste, welche uns hier umgaben, schienen den Mann nicht Lügen strafen zu wollen. Nur noch eine kurze Strecke gingen wir weiter, dann sagten uns die Führer, daß wir am Ziele wären. Wir mochten im Ganzen zehn Minuten weit auf dem Bauche dahin gekrochen sein.

Jetzt befanden wir uns in einem weiten Gewölbe und erstiegen einen Hügel, welcher sich, nach genauer Besichtigung, als aus menschlichen Leichnamen bestehend zeigte. Die wenigsten Mumien waren noch vollständig. Frühere Besucher der Höhle hatten viele von ihnen aus ihrer Leinwandhülle herausgeschält und verstümmelt.

Man hatte ihnen die Köpfe, Arme, Hände, Füße abgeriffen. Diese Glieder lagen zum Theil noch in dem Gewölbe umher; man sah alle Stücke, welche man wünschen konnte. Dazwischen fanden sich ganze Haufen von Leinwand. Die Führer warnten uns, mit den Lichtern unbehutsam umzugehen, weil sonst die leicht brennbaren Sachen Feuer fangen könnten. Alle Mumienreste waren so stark von dem sie bedeckenden Erdpech (mit welchem die gewöhnlichen Mumien einbalsamirt wurden) durchdrungen, daß sie gewiß einen unauslöschlichen Brand verbreitet haben würden. Wir hatten uns bald einige schöne Mumien herausgesucht, jedoch mangelte es uns an einem hinreichenden Vorrath von Lichtern, um sie herauszuschaffen. Deshalb mußten auch wir ihnen die Köpfe abreißen, um nur Etwas zu erhalten.

In einem zweiten, noch weiter nach hinten liegenden Gewölbe fanden wir die Krokodile. Sie lagen zu Tausenden über einander geschichtet, in allen Größen, von zehn Zoll Länge an bis zu zwanzig Fuß und darüber. Da gab es Brocken, viertel, halbe und ganze Exemplare; wenige waren aus ihrer Umhüllung herausgeschält, andere waren noch mit Dattelpastgeflechten umwunden. Die kleineren Thierchen, etwa bis zu anderthalb Fuß Körperlänge, hatte man zu sechzig bis achtzig Stücken in langen, an beiden Enden zugespitzten und zusammengebundenen Palmenzweigkörben aufbewahrt, ebenso auch die Eier der alten Krokodile. Hieraus scheint mir deutlich genug hervorzugehen, daß die alten Egyptianer die Krokodile eher fürchteten, als verehrten und sie auf jede Weise zu vermindern suchten. Unmöglich waren alle hier liegenden Ungeheuer eines natürlichen Todes verblieben, sondern vielmehr erst getödtet und dann, um sie wegen des Morbes zu versöhnen, einbalsamirt worden. Weshalb hätte man sonst auch die Eier getrocknet und aufbewahrt? Die Leichen der Menschen, welche wir fanden, gehörten wahrscheinlich jener Klasse an, welche das Einfangen, Tödten und Mumifiziren der Krokodile betrieb. Die Besetzung dieser Leute in der Krokodilhöhle erstreckte sich auch auf die Familien der Jäger, weil man auch weibliche Mumien findet.

Das Gewölbe war mit Namen und Inschriften früherer Be-

sucher bedeckt. An einer ziemlich ebenen Fläche hatte die römische wissenschaftliche Expedition ihr „Speditione romana“ in großen und nur punktirten Lettern in den Felsen eingehauen. Wo der schmierige Ueberzug der Wände durch den Meißel entfernt war, flimmerte das Gestein der Höhle durch und schien bei unserer Beleuchtung wegen des reichen Quarzgehaltes der Steine aus glänzenden Brillanten zu bestehen.

Auch von den Krokodilen suchten wir uns einige wohl erhaltene Exemplare aus und traten dann, weil unsere Lichter dem Verlöschen nahe waren, den Rückweg an. Wir konnten nur langsam vorwärts kommen, denn Alle waren beladen. In der Mitte des Weges drohten die Lichter völlig zu verlöschen. Diese Wahrnehmung machte uns unwillkürlich schaudern. Da zog einer der Matrosen noch einige Lichtstummel aus seiner Takhie hervor, welche er dort für den wirklich eingetretenen Fall wohlweislich verborgen hatte. Mit Jubel wurden sie angezündet; sie reichten aus. Laute Hurrahs begrüßten das Tageslicht und unsere außen wartenden Diener. Der Koch Fadil erhielt den Befehl, Kaffee zu bereiten und kochte ihn mit den vom Erdpech durchdrungenen Mumiensfleisch und den vor Jahrtausenden von den Palmen abgeschnittenen Wedeln aus der Höhle! Ermattet lagen wir auf den Teppichen, athmeten mit wohlküstigen Zügen die reine Aetherluft und betrachteten erfreut unsere Köpfe. Es waren ihrer sieben, waren alle wohl erhalten; nur die Haare hatten sich verändert, diese waren roth geworden.

Dann wandten wir uns dem Flusse zu. Am Rande der ersten Felsenreihe standen wir still, um das entzückende Panorama, welches unter uns ausgebreitet war, zu betrachten. Palmen, Minarets und Häuser ragten aus dem unabsehbaren Nebel und Wassermeere des Thales auf. Inseln gleich erhoben sich die Dörfer aus dem überschwemmten Land, in weiter Ferne begrenzte es die Wüste.

Nach anderthalbstündigem Marsche kamen wir, ermüdet von den Beschwerden des Tages, auf unserem Schiffe an. Der Abend brach herein, rosig beleuchtete die im Westen hinabsinkende Sonne die Berge, von denen wir herabgestiegen waren; ihr letztes Licht lag

auf „der Nilgebirge Fochen.“ Mit Gesang und Ruderschlag schaukelten uns die Matrosen auf dem Strome; näher und näher führten sie uns der unvergleichlichen Ma heruhset mit ihrer blumenduftigen Esbekie. Allmählig brach die Nacht herein, eine jener unbeschreiblich schönen Egyptens, und Alles wurde stiller und stiller; selbst die Matrosen hörten auf zu singen und zu rudern. Zwar breitete das leuchtende Gestirn der Nacht sein Zauberlicht heute nicht über das Palmenthal, aber Millionen von Sternen stimmerten in den glühenden Wogen und wetteiferten, die köstliche Nacht zu erhellen. Wie ein Schwan zog unser Schiff lautlos den Strom hinab, die Erlebnisse des Tages hielten noch den Schlaf von meinen Augen fern, aber melodischer und weicher sangen die sich am Bug des Schiffes brechenden Wellen, buntere und mannigfaltigere Bilder riesen sich wach in der träumenden Seele. Und die Bilder verschmolzen und vereinigten sich zu einem einzigen: das Thal der Heimath, der Kindheit Tummelplatz lag vor mir, ich war glücklich, selig, — ich träumte.

Am 24. Oktober fanden wir in dem Hause des französischen Ingenieurs Munné in Minnie die freundlichste Aufnahme. Der liebenswürdige Franzose beschäftigte sich hier, für Ibrahim Pascha eine großartige Zuckersabrik anzulegen. Drei Jahre später sah ich sie in voller Thätigkeit. Munné war mit einer Abyssinierin verheirathet und lebte sehr glücklich mit ihr. Erst in der Nacht durften wir sein gastliches Haus verlassen. Am 26. Oktober besuchten wir einen anderen Europäer, den Dr. Castelli in Beni Suef, und wurden abermals von ihm länger als vierundzwanzig Stunden festgehalten. Nun ließ es uns aber keine Ruhe mehr: Kairo, das Ziel unserer Wünsche, lag zu nahe vor uns.

Am 28. Oktober. Die Pyramide von Maiduhn tauchte am Horizonte auf, die Thore „der Siegenden“ sollten sich uns noch heute öffnen. Gewehre und Schießpulver lagen bereit, die alte Stadt der Chaliefen zu begrüßen, sobald die schlanken Minarets der Citadelle sich zeigen würden. Die Spizen der Pyramiden von Djiesch

erhoben sich über das Palmenmeer, noch immer wollte die Stadt unserer Sehnsucht nicht erscheinen. Jetzt traten die Minarets aus dem Nebel hervor; — eine krachende Salve donnerte über den Nil hinüber. Die Gläser klangen, wir tranken den edlen Burgunder, den Munnié uns geschenkt, die Matrosen schwelgten, ihres Propheten Lehre vergessend, in französischem Rothwein. Aber wie langsam bewegte sich das Schiff, wie sehr blieb es hinter unseren Wünschen zurück! Wir hielten es nicht länger aus am Bord der trägen Barke, sondern nahmen ein kleines Boot und ruderten und segelten der Hauptstadt entgegen.

Da lag sie vor uns, die „von Allah Beschützte“, prangend in ihrer uralten, ewig neuen Pracht. Wie soll ich den Eindruck schildern, den Kairo auf den unbefangenen Beschauer ausübt, nachdem sich schon Meister vergeblich bemüht, ein niemals zu erreichendes Bild desselben zu geben? Wie vermöchte ich es, meine Gefühle zu beschreiben! Jetzt lag das Ende aller Mühen und Beschwerden vor meinem trunkenen Sinn, jetzt stand ich im Begriff, alle Entbehrungen vergessend, mich in den weichen Liebesarmen der Herrlichen zu erquicken, in allen den von ihr gebotenen Genüssen zu berauschen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, welche auch das Glück nach Grad und Gewicht messen, ich erfasse es ganz und schlürfte jetzt mit vollen Zügen den Hochgenuß der Freuden ein, die mich beseligten.

In Altkairo warfen wir uns auf Esel und sprengten den alten Thoren der „Massr“ zu. Das in seiner Art unvergleichliche Treiben und Wogen in den Straßen der Hauptstadt überraschte uns weit mehr als vor einem Jahre und wie der geistesarme Bewohner der Urwälder des Innern, welcher, aus seinem Tothulborse hierher versetzt, zum ersten Male eine solche Bewegung anstaunen mag, so ritten auch wir heute bewundernd durch das Gemisch fast aller Nationen des Südens und Nordens.

Unser erster Gang war zu Herrn Champion, unserem Konsul. Er empfing uns mit gewohnter Güte und übergab uns viele Briefe aus der Heimath. Dann gingen wir in ein europäisches

Gasthaus und suchten hier auf weichen Pfählen lange vergeblich den Schlaf, welcher heute sich nicht finden lassen wollte.

Der andere Tag war ein Sonntag. Wir traten in ein Kaffehaus und ließen die in den Straßen auf und nieder wogende Menge an uns vorüberziehen. Duftiger Djebeli und köstlicher Mocha versetzten uns bald vollends in die köstlichste Laune der Welt. Wir blickten gleichgültig auf die vorübergehenden Europäer, aber die erste Europäerin, welche wir nach Jahresfrist wieder sahen, entzückte uns.

Mein Gefährte bezog das Hôtel d'Orient, eins der ersten Gasthäuser, ich kehrte nach der Barke zurück, um unsere Sachen in Ordnung zu bringen. Später bezogen wir eine Privatwohnung in Bulakh und nun erst genossen wir ungestört der uns Allen bebürftigen Ruhe.

Am 2. November trat ein Deutscher, Karl Schmidt (aus Lahr in Baden), in unsere Dienste. Der Mann war Webergesell und hatte als solcher ganz Deutschland, die Schweiz, Italien, Ungarn und einen großen Theil der europäischen Türkei durchwandert, von Konstantinopel aus Kleinasien bereist, war nach Jerusalem gepilgert und endlich nach Kairo gelangt. Er hat sich uns in der Folge sehr nützlich gemacht und war ein ordentlicher, fleißiger und treuer Mensch, welcher sich des Deutschen stets würdig gezeigt hat.

Wir verließen mit ihm am 28. November unsere Wohnung, um eine naturwissenschaftliche Reise nach den Seen Unteregypens anzutreten. Der See Menzaleh schien uns für unsere Zwecke der geeignetste Ort zu sein. Der Reiz der bequemen Dahabie, welche wir zu der Reise gemiethet hatten, konnte kurz nach unserer Abfahrt einem äußerst günstigen Winde die Segel öffnen; wir jagten, einem Dampfschiffe gleich, den Strom hinab. Schon am 30. November erreichten wir Mansuhra, ein sehr regsames gewerbetreibendes Städtchen Unteregypens, mit ungefähr zehntausend Einwohnern, belebten und wohlversorgten Basars, einer Baum-

wollenspinnerei, einer Dampfmaschine zum Reinigen des in hiesiger Gegend viel gebauten Flachses u. s. w.

Die Empfehlungsbriefe, mit denen uns unser Konsul in Kairo versehen hatte, verschafften uns einen sehr ehrenvollen Empfang im Divahn des Mudihir Hahlib-Pascha, welcher uns mit den uns nöthigen Befehlen an verschiedene Schiuch der Provinz versorgte. Unter den Europäern fanden wir einen Bekannten aus Charthum, den Dr. Savoir, hier wieder und wurden durch ihn mit einem kleinen lebensfrohen, krachelustigen Franzosen, Mout, bekannt.

Der von Mansuhra abgehende, sich nach vielen Richtungen verzweigende „Bahrelsorheir,“ ein in den Menzaleh führender Kanal, trug jetzt mehrere Sänähdäl*), von denen wir einen mietheten. Jetzt war der Kanal, welcher im März fast ganz trocken lag, gefüllt und lieferte den Bewohnern der Niederung das zum Versorgen ihrer Cisternen nöthige Trinkwasser. Er war zu beiden Seiten über seine Ufer getreten und hatte ausgedehnte Sümpfe gebildet, in denen wir einen fabelhaften Reichthum von meist der europäischen Ornis angehörigen Vögeln fanden. Ihre Jagd hielt uns so lange auf, daß wir erst am 8. Dezember das Städtchen Menzaleh erreichten. Früher von großer Bedeutung, ist es jetzt zu einem Fellahdorse herabgesunken. Nur der Handel mit dem hier in großer Menge erzeugten vortrefflichen Reis, welcher viele hundert Menschen erhält, schützt es vor gänzlichem Verfall. Schellawit-Tubahr, der Scheck und reichste Gutsbesitzer des Orts, ein unausstehlicher Araber, nahm uns zwar sehr freundlich auf, aber man sah deutlich, daß es nur wegen unserer Empfehlungsbriefe geschah. Er suchte seine Heimtücke hinter gleichnerischen Worten zu verbergen, bemühte sich, sehr höflich zu erscheinen und war in der That der anmaßendste Schurke, welcher mir jemals vorgekommen ist. Je vornehmer ein Türke ist, um so höflicher ist er, je reicher — vornehme Fellahhijn giebt es nicht — ein Egyptianer ist, um so unliebenswürdiger, gröber und pöbelhafter wird er.

*) Plural von „Sandal“, eine kleine, der Dahabie ähnliche Nilbarke mit Kajüte.

In unmittelbarer Nähe der Stadt beginnt der See. Er umschließt den Flecken von drei Seiten. Seine größte Länge beträgt zehn, seine Breite zwei bis vier deutsche Meilen. Nach Osten zu erstreckt er sich bis an die Grenze von Palästina, nach Westen bis Damiaht; südlich ist er von den Niederungen „des Landes Gosen“ eingefaßt, nach Norden reicht er bis an das Mittelmeer, mit welchem er durch mehrere Wasserstraßen in Verbindung steht. Seine Tiefe ist gering, sein Fischreichthum außerordentlich, die Menge seiner gefiederten Bewohner — welche Gegenstand eines besonderen Abschnittes dieser Blätter sein werden — übersteigt jeden Begriff.

Fast alle Bewohner der Umgegend des Sees sind Fischer. Zwölf Ortschaften, welche in unmittelbarer Nähe des Menzaleh liegen und von eigens angestellten Beamten befehligt werden, beherbergen Fischer. Die Regierung hat die Fischerei des Sees für 3,400 Beutel (oder 113,330 Thaler preussisch) verpachtet; die Beamten und Fischer müssen noch besonders besoldet werden. Diese einzige Angabe mag den fabelhaften Reichthum des Menzaleh in Zahlen fassen. Und dabei sind frisch gefangene Fische erstaunlich billig. Wir kauften drei Male von drei Fuß Länge an Ort und Stelle für einen Silbergroschen. Nur die wenigsten Fische werden frisch gefangen verkauft, bei Weitem der größere Theil geht, eingefalzen, unter dem Namen „Fasiech“ durch ganz Egypten, Syrien und Kleinasien und gilt als Lekerbissen.

Weniger einträglich, aber immerhin von Belang ist der Voggelgang und die Salzgewinnung an mehreren Stellen dieses Sees. Das Salz wird durch Verdunsten des Wassers abgedämmter, seichter Stellen gewonnen. Eine Eselsladung desselben kostet in dem Dorfe Materie einen Piaster. Die Salzpflanzen heißen „Melachiaht“ oder im Singular „Melache.“

Der in der Umgegend gewonnene Reis wird in Stampfmühlen von seinen Schalen befreit, oft aber mit dem billigen Salze verfälscht. Eine Okha (2 Pfund 6 Loth wiener Gewicht) Reis, beste Qualität, kostet an Ort und Stelle im Einzelkaufe einen Piaster. Vor der Versendung packt man den Reis in Säcke aus Palmenblättern, „Khuffa“, von denen jeder 2½ arabischen Centner

faßt. Viele christliche Familien in Damiaht sind durch den Reis-handel reich geworden; der Fellah, welcher die Plage hat, erhält, wie gewöhnlich, Nichts.

Wir blieben bis zum 29. Dezember in Menzaleh, wo wir ein kleines Haus bezogen hatten. Unsere Jagden waren höchst ergiebig. Der Baron ging einmal nach Damiaht, um unseren Konsularagenten Kahil zu besuchen. Ich konnte ihn wegen meiner kaum zu bewältigenden Arbeiten nicht begleiten. Mein Gefährte kehrte auch sehr bald zurück und brachte einen jungen Europäer mit, welcher für mich eine wirkliche Merkwürdigkeit war. Herr Filliponi, der Sohn eines Italieners, war im Orient geboren und in Konstantinopel und Damiaht erzogen worden, sprach ziemlich fertig Italienisch, Französisch, Neugriechisch, Türkisch und Arabisch, konnte aber kaum eine einzige dieser Sprachen lesen und schreiben, hatte alle Laster des Morgenländers an sich, nicht aber dessen Tugenden, noch viel weniger die des Europäers, war unerträglich langweilig, quälte mich beständig mit sehr dummen Fragen und betrug sich, siebzehn Jahre alt, noch wie ein höchst unartiger Bube. Mir war er merkwürdig, weil ich in ihm ein lebendes Beispiel der europäischen Kindererziehung im Morgenlande sah. —

Das Weihnachtsfest suchten wir so feierlich als möglich zu begehen. Schon am heiligen Abende wehte unsere, d. h. die österreichische Handelsflagge von der hohen Terrasse unseres Hauses. Den Einbruch der „heiligen Nacht“ begrüßten wir mit einundzwanzig Schüssen. Wir hielten ein Mahl und waren fröhlich. Dann tranken wir drei Deutschen das Wohl unserer Lieben in deutschem Wein und beschenkten uns gegenseitig. Die Feiertage über sollte alle Arbeit ruhen; aber die Langeweile plagte uns so gewaltig, daß wir unseren Entschluß nicht auszuführen vermochten.

Am 30. Dezember bestiegen wir eine der eigens für den See erbauten Fischerbarken und fuhren an das westliche Ufer desselben, nach der in der Nähe Damiaht's liegenden Fischerstation „Khith el Nasahra,“ weil wir unsere Rückreise auf dem Nilarme von Damiaht zurücklegen wollten. Khith el Nasahra besteht nur aus

wenigen Gebäuden. Der Name des Orts bedeutet „Kiesplatz der Christen;“ ich weiß nicht, woher diese sonderbare Benennung entstand. Kahil sandte uns Pferde, welche jedoch nur der Baron benutzte; ich ging, der Jagd wegen, zu Fuße nach der nahen Stadt und fand den Baron in dem wohleingerichteten Hause des Konsularagenten. Der Sohn dieses würdigen Mannes war einer von den Levantiniern, welche, wie sich einer meiner Freunde auszudrücken pflegte, „den levantinischen Esel unter der fränkischen Löwenhaut zu verbergen suchen, ohne die fatalen Ohren des Grauthieres verstecken zu können.“ Er sank dadurch, daß er beständig den Europäer spielen wollte, zu einer vollendeten Caricatur herab. Constantini, so hieß er, war klein von Person, sehr häßlich und besaß noch dazu ein Paar höchst ungleicher Augen; eins war größer als das andere. Diesen Mißgriff der Natur suchte er nun zwar durch ein beständiges Blinzeln wieder gut zu machen, aber gerade die Anstrengungen, den Fehler zu verbergen, ließen diesen um so mehr hervortreten. Zum Glück fühlte Constantini nicht, wie widernünftig er war. Er hielt sich für den schönsten jungen Mann Unteregypptens, trat einmal um das andere vor einen großen Wandspiegel und versicherte uns mit ungekünsteltem Ernste, daß er ein allen Chemännern Damiaht's höchst gefährlicher Abonis sei. Ich lachte ihm in's Gesicht — und von diesem Tage an war er mein Feind. Jetzt bekleidet dieser Ehrenmann, wie ich ihn später mit bitterer Ironie nennen hörte, das Viceconsulat Toskana's in Kairo.

Damiaht ist nach Kairo und Alexandrien die bedeutendste Stadt Egyptens. Sie zählt gegenwärtig 30,000 Einwohner, enthält vortreffliche Basars und besitzt einen lebhaften Verkehr und ausgedehnten Handel. Der Strom geht in einem stark gekrümmten Bogen durch die Stadt und diese gewährt deshalb einen höchst malerischen Anblick. Der am linken Stromufer liegende Stadttheil enthält die Kaserne, das Hospital und die Dörfer der Soldatenfrauen; die eigentliche Stadt liegt am rechten Ufer des Nilarmes. Unter den öffentlichen Gebäuden sind eine große Baumwollenspinnerei, eine Dampfmaschine zur Enthülfsung des Reises, das Re-

gierungsgebäude, einige Moscheen, mehrere gute und geschmackvolle Bäder und eine sogenannte „Bekahle“ oder Verkaufshalle u. s. w. bemerkenswerth. Die Werfte ist nicht ohne Bedeutung und liefert nicht nur viele Schiffe für den Nil, sondern auch Briggs und Schooner für das Meer. Man kauft in Damiaht fast alle europäischen Erzeugnisse ebenso billig wie in Alerandrien; der Lebensunterhalt ist aber in letztgenannter Stadt dreimal theurer als hier, weshalb auch viele Kaufleute hier ihre Handelsgeschäfte betreiben. Der Haupthandelsartikel Damiaht's ist ohne Frage der Reis. Fast aller im Delta gebaute Reis wird von hier aus verhandelt. Bei hohem Nilstande löschen kleinere Seeschiffe ihre Waaren unmittelbar bei der Stadt, zur Zeit der Dürre können nur sehr leicht gehende Fahrzeuge nach Damiaht gelangen. Die größeren müssen auf der Rhede des eine Meile stromabwärts am Meere liegenden Dörfchens Esbe ankeren. Die europäischen Mächte, mit wenigen Ausnahmen, haben in Damiaht Konsularagenturen errichtet. Sonntags steht man die resp. Flaggen auf den Wohnungen der Agenten wehen. Nur wenige Europäer leben in Damiaht, um so mehr Levantiner, welche unter dem Schutze der europäischen Mächte stehen. Die Koptengemeinde soll über 2000 Seelen zählen.

Wir schifften uns noch am Tage unserer Ankunft in einer bequemen Dahabie ein. Ein kleines, hinten angehängtes Boot trug einen Käfig mit zwanzig lebenden Pelekanen, von denen einer nach dem andern während der Fahrt ausgestopft werden sollte. Das neue Jahr begrüßten wir mit Schüssen.

Unser Boot segelte dem Strome sehr langsam entgegen. Später wurde uns der Wind ungünstig, die Dahabie mußte gezogen werden; wir erreichten erst am 4. Januar 1849 das nur wenige Meilen von Damiaht entfernte Städtchen Mansuhra. Der Baron verließ hier das Schiff und ritt auf dem kürzeren Landwege nach Kairo. Ich hatte mit unserem Bedienten Karl noch acht Tage lang mit Gegenwind und Kälte zu kämpfen. Am 12. Januar landeten wir in Bulakh.

Die Zurüstungen zur Abreise des Barons nach Europa nah-

men unsere Zeit bis zum 25. Januar in Anspruch. An diesem Tage stießen wir mit unseren lebenden und todtten Thieren in Vullakh vom Lande, segelten rasch den Strom hinab, bogen in den Nilarm von Keschied ein und konnten, Dank den außerordentlichen Anstrengungen der Matrosen, schon am 28. Januar die Schleusenthore von Adsch passiren.

Wo wir anhielten, liefen die Menschen zusammen, um die Hyänen und den Pavian, welcher vor Allem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wußte, zu sehen. Den Hyänen schossen wir von Zeit zu Zeit einen der halb wild herumlaufenden Hunde zum Fraße, sonst gebrauchten wir unsere Gewehre während der ganzen Reise nicht.

In der Nacht erhob sich Wind, am Morgen des 29. Januar lagen wir bei Alexandrien. Wir nahmen Esel und ritten in die fast ganz europäisch gebaute Stadt. Wenn uns dies vor anderthalb Jahren nicht auffiel, war es jetzt um so mehr der Fall; wir glaubten uns in eine der Städte Europa's versetzt. Das unabsehbare Meer blickte durch alle Straßen mit seinem azurnen Auge herein, es lag in spiegelglatter Fläche vor uns, „der Schiffe mastenreicher Wald“ war zahlreicher als je.

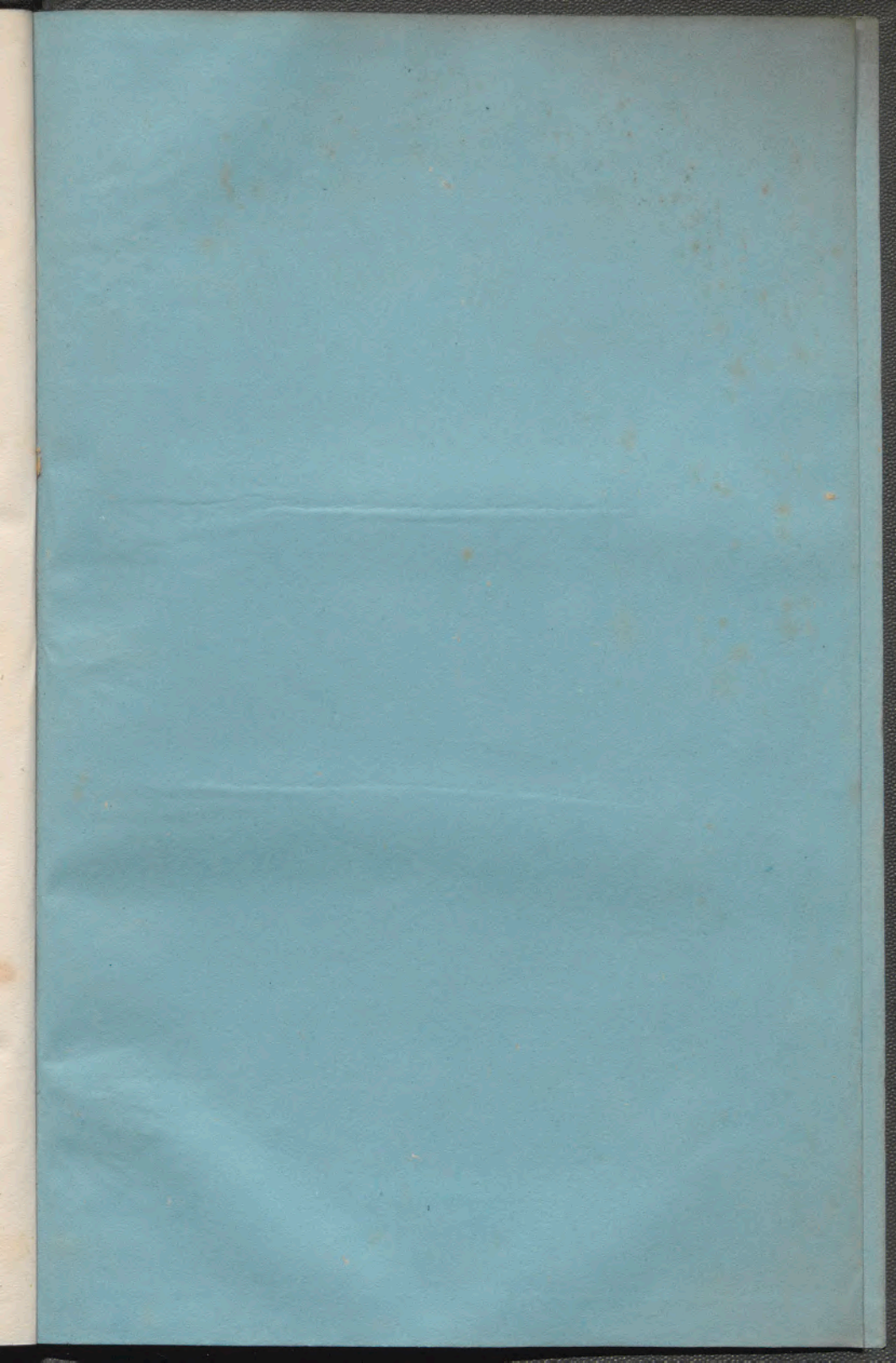
Unter dem Personale des Generalkonsulats machten wir die erfreuliche Bekanntschaft des Dr. Constantin Reiz, nachherigen Konsuls in Charthum. Er war sogleich rege, uns aller Unannehmlichkeiten der Ankunft in einer fremden Stadt zu entheben, miethete für uns eine Privatwohnung, besorgte uns Frachtwagen u. s. w. und erwies sich uns als einen in jeder Hinsicht gefälligen Mann.

Drei Lastwagen führten unser Gepäck von der Dahabie in die neue Wohnung. Ein unabwendbarer Menschenstrom folgte ihnen wegen des Affen und der Hyänen. Perro hatte einer Hündin aus ihrer Wohnung an der Straße einen jungen, netten Hund geraubt und wollte sich diesen nicht entreißen lassen. Er trug das Thierchen auf den Armen, wartete und hätschelte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, vertheidigte sich muthig gegen die wiederholten Anfälle der Hündin und erweckte dadurch die lebhafteste Theilnahme der Araber.

Die Brandung schlug an die Grundmauern unserer neuen Wohnung. Das eine Zimmer war ziemlich reinlich, freundlich und gewährte uns die Aussicht auf das Meer, den Pharos, die Mädeln der Kleopatra und einen Theil der Stadt. Der Preis der Wohnung war für Alexandrien sehr mäßig; wir bezahlten für zwei Zimmer mit Betten täglich 12 Piaſter. Unsere freundliche Hauswirthin that mit ihrer Tochter Giuseppa, einer vierzehnjährigen, aber schon erwachsenen und ziemlich hübschen Jungfrau, Alles, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen.

Mein Gefährte wollte mit den Sammlungen und einem Paar schwarzer Bedienten auf dem nächsten direkten Loyddampfer Egypten verlassen und nach Deutschland zurückkehren; ich hatte mir vorgenommen, im Pharaonenlande zurückzubleiben und sollte nach Wunsch und auf Rechnung des Baron Müller eine zweite Reise in's Innere mit den dazu nöthigen Begleitern und Gehülſen antreten. Sturm und die verspätete ostindische Post hinderten den Dampfer, zur bestimmten Zeit unter Segel zu gehen. Erst am 10. Februar konnte das Gepäck eingeladen werden. Auch wir gingen noch an demselben Abende in Begleitung des Dr. Reiz, welchen wir immer mehr kennen und lieben lernten, an Bord des schönen Schiffes „Schild“ und verbrachten dort die Nacht. Der andere Morgen brachte neue Reisende auf das Schiff und die zur Ausfahrt aus dem Hafen nöthige Ruhe auf das Meer.

Es that mir wehe, mich von dem Baron trennen zu müssen. Ich hatte mit ihm Deutschland verlassen und Nordost-Afrika bis zu den Negerländern bereist, Freud und Leid zwei Jahre lang mit ihm getheilt; wir hatten zusammen viel Schönes erlebt, viel Schweres ertragen, in einem Zelte gelebt, unter einer Decke geschlafen und mit einem Becher aus dem Brunnen der Wüste Wasser geschöpft. Obgleich er manchmal ungerecht gegen mich gewesen war, hatten wir doch im Ganzen wie Brüder zusammen gelebt. Jetzt trennten sich unsere Wege: er eilte der lieben, theuren Heimath zu, ich sollte mich nach dem fernen Süden wenden. Ich drückte ihn noch einmal an's Herz, sagte ihm noch einmal Lebewohl — wir schieden. Mit Reiz verließ ich den Dampfer, dessen Schlot schon dunkle Dampfwolken von sich stieß, und ruderte in einem kleinen Boote nach dem Lande zurück. Noch von fern winkten wir uns mit weißen Tüchern zu, die Ankerwinde klapperte, die Räder des Dampfers tauchten ihre Schaufeln in die blaue Fluth. Mehr und mehr vergrößerte sich die Entfernung zwischen dem Schild und unserm Boote; jener eilte Deutschlands Gestaden zu, dieses stieß an's afrikanische Ufer.



39.27

TMW Bibliothek



0006146 9

